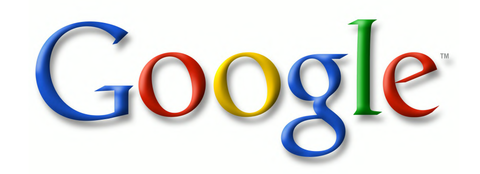
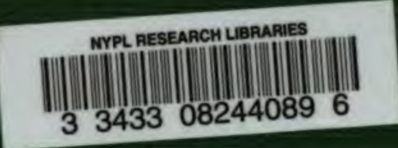
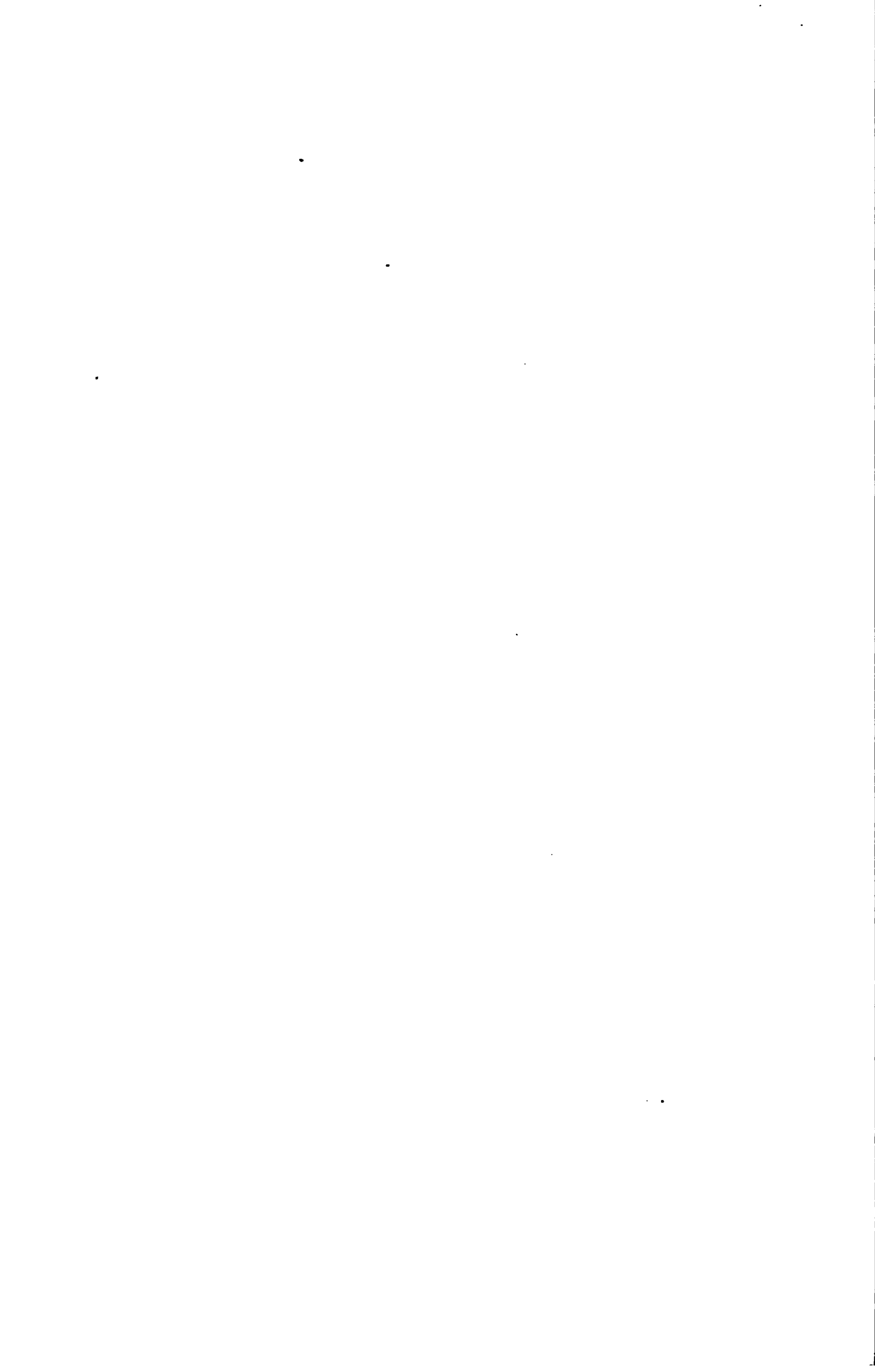



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08244089 6





Zur Kriegszeit durch China





Steinbildwerke am Wege zu den Ming-Gräbern bei Nanking I

Georg Wegener

Zur Kriegszeit durch China

1900 1901

Mit zahlreichen Abbildungen
und einer Karte



Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur
1902

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorwort VII
Plötzlich nach China! 1
Von Auckland nach Hongkong 12
An der Küste Südchinas 24
Ein Besuch in Amoy 43
Schanghai 67
Die Ankunft des Grafen Waldersee 88
Die Ankunft auf dem Kriegsschauplatz 98
Im Weltlager von Tientsin 111
Die Expedition nach Pautingfu 126
In Pautingfu 189
Die Siling-Kaisergräber und das Gefecht bei Tsekingkwan 209
Am Fuß der Berge nach Peking 247
Peking 284
Rückkehr nach dem Süden 307
Den Yangtse aufwärts 319
In den Schluchten und Stromschnellen des Yangtsekiang 359
Zurück nach Schanghai 383
Los von China! 399



Vorwort.

Im März des vorigen Jahres trat ich eine Reise über Nordamerika nach dem Großen Ozean an, deren Zweck das Studium der deutschen Inselbesitzungen in der Südsee war. Dreizehn Monate später erreichte ich den Boden des Vaterlandes wieder auf dem Wege über Suez und Genua. Meine Fahrt hatte sich zur Weltumwanderung gerundet, und sie war durch glückliche Umstände so über Erwarten reich an großen und vielfarbigen Eindrücken geworden, daß ich glühend in der Vorfreude heimkam, sie zu schildern.

Am liebsten stellte ich die Reise als Ganzes dar, denn gerade in den starken Kontrasten ihrer Eindrücke lag einer ihrer Hauptreize; allein das besondere Gegenwarts-Interesse eines ihrer Abschnitte bestimmte mich, diesen Gedanken aufzugeben. Das Geschick vergönnte es mir, auch China zu besuchen und dabei Zeuge des Zusammenstoßes der modernen Kulturmächte mit dem alten Reich der Mitte zu werden. Mit unseren deutschen Truppen durchwanderte ich den „Kriegsschauplatz“, die Provinz Petschili, und besuchte auch andere Teile Chinas, insbesondere das Thal des Yangtsekiang, unter den ungewöhnlichen Umständen der jüngstvergangenen Zeit.

Diese Erlebnisse und die Beobachtungen dabei werden hier in einer selbständigen Form voraus geboten. Ein späteres Buch soll dann meine Reisen durch Nordamerika, die Sandwichs-Inseln, Samoa, Neuseeland, Australien, Neu-Guinea, Bismarck-Archipel, Karolinen, Marianen und Siam schildern.

Was die nachfolgenden Seiten geben wollen, ist nicht eine systematische Darstellung des chinesischen Feldzuges. Diese Aufgabe

wird berufenere Bearbeiter finden und hat sie bereits gefunden. Sie kann auch schließlich von einem verständnisvollen Manne, der nicht dabei war, sehr gut gelöst werden.

Ich möchte etwas geben, was nur die eigene Anwesenheit in China ermöglichen kann: die ganz unmittelbaren Eindrücke der Ereignisse und der Zustände an Ort und Stelle. Es ist durchaus und bewußt eine persönliche Reisebeschreibung, die ich biete. Sie soll zur Ergänzung jener rein sachlichen Darstellungen dienen und versuchen, den Leser möglichst lebendig selbst mitten in die Dinge hinein zu versetzen.

Mit Absicht habe ich meinen Berichten ganz und gar die Färbung der frischen Tagebuch-Niederschrift gelassen, denn nur so können sie, meine ich, den, wie auch immer bescheidenen, Wert eines zeitgeschichtlichen Dokuments gewinnen.

Die Abbildungen der ersten Teile des Buches entstammen bis auf sehr wenige meinen eigenen Aufnahmen; die der Yangtse-Reise dagegen zum größeren Teile nicht, da bei dem Schiffbruch auf dem Yangtsekiang meine sämtlichen Negative mit untergingen und während der Rückreise die Beleuchtung meist sehr ungünstig war. Aber auch die dafür gebotenen dürften einigen Wert haben, da sie durchweg im Lande selbst, zum Teil von chinesischen Photographen, besorgt wurden. Die beigegebene Karte entspricht dem Kenntnisstande meiner Reisezeit.

Berlin, im November 1901.

Dr. Georg Wegener.



Strand bei Apia.

Plötzlich nach China!

In der Südsee, unweit Samoa,
den 27. Juni 1900.

Langsam hatte das große Schiff seinen Anker emporgewunden. Jetzt hing er fest am Bug, und die wuchtige Masse setzte sich schwerfällig in Bewegung.

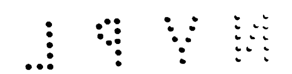
Tofa mai felengi
Lebe wohl, mein Freund,

das süße Liebesliedchen, das ich in den letzten Wochen so oft von den Lippen der braunen samoanischen Mädchen gehört, klang noch einmal aus den Ruder=Kanus der Eingeborenen im Hafen von Apia zum hohen Schiffsbord hinauf, als wir rasch und rascher in den freien Ozean hinausglitten. Dann verschlang es der Wind und die rauschende See.

Zum letzten Male zogen nun die schöngeschnittenen Berge Upolus an meinen entzückten Augen vorüber, runde Wolkenschatten wanderten langsam und reizvoll wie immer über den grünen Samt ihrer Flanken, schneeweiße Tropik-Vögel spielten hoch oben in der Sonne, und unten schlang die nie ruhende Brandung der Korallenbänke ihren lichtstrahlenden Saum um die Uferklippen.

Als das Ostkap umschifft war, kamen auch die anderen Inseln noch einmal grüßend in Sicht. Zur Linken, ganz blaß, die feine Silhouette Tutuilas mit ihrem kühnen Pik, zur Rechten, wolkenumgürtet und ernst wie immer, das mächtige Vulkanhaupt von Sawaii. Allgemach aber verschwammen die Farben und verdämmerten die Umrisse des einsamen Archipels in dem Lichtglanz der Ferne, und zuletzt, als die Augen sie nach einem flüchtigen Wegschauen wieder suchten, da waren sie nicht mehr da; grenzenlos dehnte sich ringsum die funkelnde Meeresfläche — einer der schönsten Abschnitte meines Lebens war zu Ende!

Träumend lehne ich am Bordrand. Meine Seele ist noch ganz im Banne der letzten Vergangenheit und sie läßt, wie die Hand des Beters die Perlen am Rosenkranz, immer von neuem die lieblichen Bilder vorübergleiten, mit denen sich jene „seligen Inseln" so unvergeßlich in das Herz des Besuchers eingraben. Ich sehe die leise rauschenden Palmenwipfel, um perlmutterschimmernde Meeresbuchten gedrängt, die Wasserfälle im Urwald, die über Lavaklippen in kühle dunkle Felsenbecken springen, die träumenden grünen Bergseen droben in den Feuerkratern der Vorzeit. Ich denke der Bootreisen im Sonnenschein zu den nahen Inseln hinüber, wo weißhaarige Häuptlinge mit Ehrenwedeln den Fremdling feierlich auf dem Ufersand empfangen und zur offenen Palmdachhalle geleiten; wo junge, lächelnde Mädchen, die schöne nackte Brust mit Blumenketten geschmückt, ihm die Kokosschale kredenzen und in kunstreichem Tanz sein Auge erfreuen. Ich denke der Fahrten in traumhafter Mondnacht längs schlummernder Küste, von der mit dem Landwinde Wellen schweren Dufts herüberwehen; seltsam leuchten



die Lichter der Fackelfischer nah und fern auf der See, und die wunderschönen alten Volksgesänge der Bootsleute erklingen zum taktmäßigen Ruderschlag die ganze Nacht hindurch. Ich denke der Ratsversammlungen auf dem Dorfplatz, wo, inmitten herkulisch gebauter Krieger, Führer des Volks aus königlichem Geschlecht gewichtige Reden sprechen, mit einem klassisch einfachen Anstand, als sei die Welt Homers hier noch einmal lebendig geworden.

Doch genug, genug der Erinnerungen. Weiter flutet das Leben, neuen Bildern, neuen Schicksalen gehe ich entgegen. Offen und frei muß das Herz auch für diese sein.

Sehnsüchtiger Trauer bedarf es um so weniger, als die Zukunft ja ähnlich Reizvolles verheißt, wie das Genossene war. Der Zweck meiner Fahrt, die Bereisung der deutschen Inselbesitzungen in der Südsee, ist mit Samoa erst zum kleinsten Teil erledigt. Der weitaus größere und auch der bedeutendere liegt in Neuguinea und im Bismarck-Archipel, in den Karolinen und Marianen noch vor mir. Mit ihm neues Weilen in der leuchtenden Tropennatur, neue Gemeinschaft mit Völkern der Kindheit, neue wundervolle Einsamkeit auf weltverlorenen Archipelen. Nur ein kurzes Zwischenspiel moderner Kultur in Neuseeland und Australien, dann tauche ich ja wieder unter in den Weiten des größten aller Meere, das sich nun seit Monaten so strahlend wie heute um mich breitet und mich loslöst von der übrigen Welt, als lebte ich auf einem anderen, seligeren Stern.

Vor Auckland, den 4. Juli.

Als ich heute früh erwachte, schwammen wildgeformte dunkle Felsen-Inseln am östlichen Horizont. Zur Rechten, im Westen, eine langgezogene Küste: Neuseeland! Stunden um Stunden zogen die fremden Gebilde an unserem Schiff vorüber; jetzt endlich scheinen wir dem Hintergrunde des Hauraki-Golfs und dem Hafen von Auckland nahe zu sein.

Ein Augenblick nicht ohne Interesse! In Auckland werde ich zum ersten Male seit Monaten, seit San Francisco, wieder das

Telegraphennetz der Erde berühren, dessen äußerster vorgeschobener Posten im Großen Ozean heute Neuseeland, von Australien her, noch ist. Was das bedeutet, vermag nur der zu ermessen, der einmal eine Zeitlang außerhalb seines Bereichs gelebt hat. Soweit dies wunderbare Gespinst den Erdball überzieht, verknüpft es ja, dem feinen Nervengeäder eines lebendigen Organismus ähnlich, die Menschheit zeitlich zu einem einzigen, großen Gesamtdasein. Wenn auch nicht für die Körper, so doch für die Geister ist darin der Begriff der Entfernung vernichtet; was in irgend einem Teil seines Bereichs Bedeutendes vorgeht, wird in allen übrigen so gut wie gleichzeitig miterlebt. Wer sich aber aus diesem Bannkreis entfernt, der ist losgelöst aus dieser Gesamtheit, der teilt wie ich die Sondergeschicke einsamer Völker, zu denen die Kunde von den Geschehnissen in der großen Welt nur spät hindringt und abgedämpft, wie die Welle einer fernen Sturmsee, die am Strande ausläuft.

Nun gehöre ich freilich nicht zu den Naturen, die sich, wenn sie nur vier Wochen aus ihrem Heimatstädtchen fort gewesen sind, bei der Rückkehr des Todes wundern, daß die Häuser in ihrer Straße noch so aussehen wie vorher, und daß der alte Steuerrat von gegenüber immer noch lebt. Warum soll sich gerade in den paar Monaten meiner Abwesenheit etwas Weltbewegendes zugetragen haben? Alles war ruhig, als ich Amerika verließ, und zu Hause herrscht jetzt die „Sauregurkenzeit". Es ist im Grunde doch nur ein kühles Interesse, mit dem ich der ersten Zeitung entgegensehe. —

Jetzt stoppt unsere Maschine; das Schiff verlangsamt seine Fahrt. Ein kleines Fahrzeug kommt längsseit, legt an, und ein kurzer Mann in braunem Überrock klettert die Jakobsleiter hinauf — der Lotse. Altem, auf der ganzen Erde verbreitetem Brauche gemäß bringt er die neuesten Tageblätter seines Wohnorts mit an Bord; das Bündel schaut aus seiner Rocktasche. Ein Schwarm von Passagieren, durchweg Amerikaner und Engländer, stürzt sich darauf. Mit der überlegenen Ironie des Weltweisen, der das drollige Treiben der Kulturmenschheit zu belächeln gelernt hat, sehe

ich sie in aufgeregter Gruppe sich darum scharen, einer über die Schulter des andern hinweg mit den Augen darin herumwühlen und dann in heftige Worte und Gebärden ausbrechen. Solche Sensation? Also mindestens ein außergewöhnliches Pferderennen oder ein internationales Preisboxen. Nun, das kann ich abwarten. Gelassen bleibe ich in meinem long chair liegen, bis die Zeitungen an mich kommen.

Hier sind sie nun: Englische Blätter, breite Sensationsaufschriften über den einzelnen Abschnitten.

Wie? was ist das? Riesenbuchstaben springen mir entgegen:

THE WAR IN CHINA.

Der Krieg in China?? Mit solchen Buchstaben? Drei große Spalten voll kurzer und langer Depeschen, meist aus London datiert; wirr durcheinander und ohne erläuternden Faden. Was sie enthalten, scheint fast einer verrückten Hundstagsphantasie entsprungen: Bombardement von Tientsin — Zwanzigtausend „Boxer" („Boxer"??) im Anmarsch auf diese Stadt — Seit 24. Juni letzte Nachricht aus Peking — Lage der Gesandten dort hoffnungslos — Der Kaiser von China soll vergiftet sein, der furchtbare Tuan (??) wahrscheinlich Kaiser. Vernichtung aller Europäer in China befohlen. — In Taku 14000 Mann internationale Truppen versammelt. — —

Ja, ist dies vielleicht eine Mystifikation? ist mir eine exotische wilde Fastnachtszeitung in die Hand geraten?

Nun lese ich: „Neue Kundgebungen des „Kaisers" (mit the kaiser ist in englischen Zeitungen immer Wilhelm II. gemeint). Der Kaiser habe gestern in Wilhelmshaven eine flammende Rede gehalten. Es müsse exemplarische Rache genommen werden für die flagrante Völkerrechtsverletzung durch die Ermordung des deutschen Gesandten — Donnerwetter!

Ich bin unwillkürlich vom Sitz gesprungen. Unser Gesandter ermordet? Das ist ja ein Krieg mit uns!

Mit der Ruhe des Weltweisen ist es gegenüber solchen Dingen

denn doch zu Ende. Wie ein Hungriger die letzten Krümel in seinem Brotbeutel auffammelt, so durchstöbere ich jetzt die Blätter nach sämtlichen Nachrichten über das Vorgefallene. Leider ist es aber gar nicht möglich, aus den für einen mitten im Fluß der Ereignisse stehenden Leser berechneten Notizen ein irgendwie klares Bild zu gewinnen. Die phantasievollen Kombinationen meiner Mitpassagiere, an deren stürmischen Debatten ich nun natürlich teilnehme, sind erst recht nicht geeignet, das Chaos durchsichtiger zu gestalten. Es bleibt vorerst nichts übrig, als in Geduld die Ankunft in Auckland abzuwarten, dessen weiße Häusermasse sich bereits in der Ferne vor uns aufbaut. —

Auckland, den 5. Juli.

Im Salon des Grand Hotels. Vor mir auf dem Tische ein Berg von Zeitungen. Ich habe jetzt alles gelesen, was ich aus den letzten Wochen noch auftreiben konnte, ansässige Männer haben mir Auskunft gegeben, und ich kann mir nun ein Bild der Geschehnisse rekonstruieren. Es ist noch an sehr vielen Punkten unklar und verworren, vielleicht auch irrig, vergewissert mich aber doch, daß in den letzten Wochen sich mit verblüffender Schnelligkeit am politischen Himmel ein Gewitter erster Größe zusammengezogen hat.

Die Entwickelung der Dinge wirkt wie ein raffiniertes Sensationsdrama. Zuerst die Kassandra-Warnungen vor einem unheimlichen Anwachsen geheimer Gesellschaften in China, die wiederholt von Kennern ausgesprochen, aber immer lächelnd von den dortigen Europäern selbst zurückgewiesen werden. Dann die plötzliche Erkenntnis von dem Ernst der Situation, als Ende Mai die Überfälle auf die Stationen der Eisenbahn von Pautingfu nach Peking erfolgen. Nun der Versuch der Gesandtschaften in Peking, Truppen von den an der Peiho-Mündung liegenden Kriegsschiffen heranzuziehen, der aber zu spät ist; nur wenige Mannschaft gelangt dorthin, denn wie eine Meeresfläche unter dem Taifun erbraust anscheinend die ganze Ebene von Petschili in einer fanatischen Volksbewegung, die zuerst an den Mauern der Europäerniederlassungen

in Peking, dann auch von Tientsin emporbrandet. Eisenbahn und Telegraph nach Peking werden zerstört; die letzte Depesche, die am 9. Juni von dort herauskommt, ist die des englischen Gesandten: Send help immediately or all is too late!*)

Unter ihrem Eindruck erfolgt überhastet die Entsatz-Expedition unter Admiral Seymour. Am 10. Juni rücken die zweitausend Mann von Tientsin aus. Eine bange Woche vergeht, während deren die Welt bebend auf die Kunde wartet, daß Peking erreicht und die eingeschlossenen Europäer befreit seien: — da erfährt man, daß sie, zu Tode erschöpft, auf dem Rückmarsch sind; der Entsatz ist mißglückt!

Jetzt setzt zwar das Vordringen der durch die gemeinsame Not vereinigten Großmächte mit der heroischen Eroberung der Taku-Forts am 17. Juni ein, und damit gerät wenigstens der Eingang in das Innere in ihre Hände. In fieberhafter Eile werfen sie gegenwärtig Truppen auf Truppen an diese Küste; schon ist es gelungen, in harten Kämpfen das ebenfalls schwer bedrohte Tientsin zu retten. Noch aber erscheint Peking unerreichbar.

Das ist die gegenwärtige Lage, und sie ist in der That von furchtbarer Spannung. Das Spärliche, was seit jener Depesche an Nachrichten aus Peking angelangt ist, lautet so schlimm, daß man fast an der Möglichkeit der Rettung verzweifeln muß. Die Stadt scheint in den Händen der „Boxer“ zu sein. Der deutsche Gesandte ist am 20. Juni beim amtlichen Gang zum Tsungli-Yamen ermordet worden. Am 24. Juni soll in den Gesandtschaften, soweit sie noch nicht zerstört waren, nur noch für zwei Tage Proviant und Munition gewesen sein. Von diesem Datum stammen die letzten authentischen Lebenszeichen, die wir überhaupt von den Eingeschlossenen in Peking besitzen, die beiden Briefe, die der Generalinspektor des chinesischen Seezolldienstes, Sir Robert Hart, durch einen chinesischen Vertrauten an die Küste gelangen lassen konnte und die beide ungefähr gleich lauten: „Unsere Lage verzweifelt, beeilt Euch!“

---

*) Schickt sofort Hilfe, oder alles ist zu spät!

Und das ist nun schon wieder elf Tage her!

Das Haar sträubt sich bei dem Gedanken, daß die Belagerten, Frauen und Kinder einbegriffen, bereits in die Hand der gelben Scheusale gefallen sein mögen, deren Grausamkeit ja als die kälteste und raffinierteste auf der Erde bekannt ist.

Die Hände auf dem Rücken verschränkt, wandere ich erregt in dem menschenleeren Zimmer auf und nieder. In dem offenen englischen Kamin lodert ein Kohlenfeuer, denn der Juli ist ja Mittwinter in Neuseeland; trübe und kühl geht draußen der Tag zur Neige, und grauer Regen prasselt gegen die Scheiben. Grau und unlustig wie an einem heimischen Nebeltage fließen auch mir die Gedanken.

Über die weltgeschichtliche Bedeutung der Vorgänge bin ich mir keinen Augenblick im Zweifel. Längst hatten vorschauende Männer es ausgesprochen, daß der Hauptinhalt des kommenden Jahrhunderts der Kampf der gelben und der weißen Rasse um die Weltherrschaft sein werde. Wer hätte aber denken können, daß die Handlung so prompt im Jahre 1900 und mit so wilden Fanfaren einsetzen sollte! Und Deutschland ist durch die Ermordung seines Gesandten in erster Linie daran beteiligt und scheint auch, den Nachrichten zufolge, daheim eine der am energischsten zum Kampfe treibenden Mächte zu sein? — Deutschland im Krieg mit China, welch ein erstaunlicher Gedanke! Wie groß muß jetzt zu Haus die Aufregung in allen Schichten des Volkes sein; wie müssen aller Gedanken sich um dies Eine drehen; wie greift dieser Krieg dort unfraglich in alle möglichen Lebensverhältnisse ein, neue Ziele, neue Hoffnungen, neue Energien erweckend!

Bisher bin ich mir auf meiner Weltfahrt als ein vom Schicksal Begnadeter vorgekommen, nun stehe ich plötzlich verloren in einem Winkel, seitab von der großen nationalen Bewegung meines Volkes; ich höre nur ihren gedämpften Nachhall auf der andern Seite des Erdballs.

Und weiter. Die Mittel für meine Reise hat mir ein großes

Berliner Blatt zur Verfügung gestellt. Ich habe für alle Einzelheiten derselben, für Art und Ziel meiner Arbeiten vollkommen freie Hand und nur die einzige Bedingung zu erfüllen, Interessantes und Wertvolles zu berichten. Wie steht es nun aber damit jetzt? Was ich von Samoa zu schildern weiß, sind doch nur Verhältnisse in Miniaturformat, deren zarter Reiz ganz im Intimen, Idyllischen, Liebenswürdigen liegt. Wer aber mag noch auf die Töne einer Hirtenpfeife hören, wenn ihm Schlachttrompeten ins Ohr klingen? Meine Briefe sind entwertet, noch ehe sie zu Ende geschrieben.

Auch mit denen der weiteren Reise steht es nicht anders. Kurz, das alte Reiseglück, auf das ich bereits zu pochen gewohnt war, hat sich nun auch einmal gründlich gegen mich gewendet. Dawider ist nichts zu machen. —

So? Wirklich nichts?

Was ist denn das Glück? Ist es nicht an sich vernunftlos, wie ein Wind, der selbst von sich nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt? Hat das Menschenschifflein, das gerade in seinem Zufallslaufe liegt, die Segel bereit und ist geschickt, sie aufzuspannen, dann fängt es den Glückswind ein und fliegt mit seinen Flügeln lustig zum Ziele. — — Wie, wenn ich nun selbst nach China ginge?!

Ich habe schon mehr als einmal auf Reisen jenen Rausch der Erregung durchgemacht, wenn plötzlich ein folgenschwerer Entschluß, der eine ganze Kette von Erlebnissen nach sich ziehen muß, in uns aufglüht, sich rasch fester und fester setzt und plötzlich, ehe wir es gedacht, wie ein rocher de bronze in unserm Innern dasteht. Es ist, als ob man auf einem hohen Berge weile, und drunten enthüllt sich aus Morgennebeln allmählich die Ferne: Wälder, Hügel, Seen, Schlösser und Städte, reicher und reicher und immer lockender. Zunächst ist einem dabei so ungläubig zu Mute wie Moses, der das heilige Land vom Berge Nebo sah und wußte, daß er es doch nie betreten dürfe. Plötzlich aber sagt eine innere

Stimme „Du Thor, warum darfst Du denn nicht? Du brauchst ja doch nur zu wollen.“ Und nun willst Du, und von dem Augenblicke sieht alles so einfach aus, als hättest Du Flügel auszuspannen, um über die ersehnte Landschaft dahinzufliegen.

Aber so leicht wie sonst wird mir diesmal der Entschluß nicht. Zu tief hat der süße Zauber Samoas auf mich gewirkt, zu weit habe ich mich schon in die Vorfreude auf die Fortsetzung dieser Arbeiten und Erlebnisse auf den übrigen Inseln eingelebt.

Auf der anderen Seite erhebt sich jedoch das Bild Chinas immer lockender empor. Daß ich noch einmal im Leben dorthin kommen muß, steht mir schon lange fest. Ich habe gewissermaßen eine persönliche Beziehung zu ihm. Derjenige meiner Universitätslehrer, der die entscheidendste Einwirkung auf mich gehabt hat und in dem ich noch heute meinen fast mit Andacht verehrten Meister sehe, war Ferdinand von Richthofen, der größte Erforscher und monumentalste Schilderer von China. Unter seinem Einfluß habe ich Jahre hindurch mich mit Studien über chinesische Geographie und Kultur, mit den frühesten Beziehungen zwischen der westlichen Kulturwelt und dem geheimnisvollen Seidenlande im Osten, mit Marco Polos Reisen, mit der Entstehung der Großen Mauer u. a. m. beschäftigt und zuletzt zum Gegenstand meiner Doktorarbeit die Orographie eines innerasiatisch-chinesischen Gebirges gewählt. So habe ich ein tiefgehendes Interesse an dieser noch so rätselhaften und in ihrer Weise so großartigen Welt gewonnen; ein sehr lebhaftes Gefühl vor allem für den wunderbaren Umstand, daß hier eine uralte, hochentwickelte Kultur lebendig neben uns steht, die sich durch Jahrtausende hindurch fast ganz ohne Berührung mit der unsrigen entfaltet hat und deren Erschließung sich erst in unserem Zeitalter vollzieht. Verführerisch wie ein neu entdeckter Erdteil liegt in China eine ungeheure, noch unausgeschöpfte Fundstätte vor dem Ethnologen, dem Historiker, dem Kunstgelehrten, dem Musiker, dem Philosophen, dem Religionsforscher, dem Sozialpolitiker, dem Volkswirtschaftler u. s. w., u. s. w. Der Krieg muß ja zugleich auch die großartigste Entdeckungs-Expedition auf allen diesen Gebieten werden.

Wie wundervoll, daran teilnehmen zu können. Teilnehmen zu können überhaupt als unmittelbarer Beobachter an dem reichsten, leidenschaftlichsten, bedeutungsvollsten Lebensvorgang, der sich denken läßt!

Das Ziel, das ich bei meinem Auszug in die Südsee im Auge gehabt, war Deutschlands junge Stellung auf der pacifischen Weltseite gewesen. Die Bedeutung der kleinen verlorenen Inselgruppen zerrinnt aber augenblicklich in nichts gegen die gewaltige Steigerung der deutschen Interessen in China — auch einem pacifischen Lande. Ich bleibe meiner Aufgabe nicht nur treu, ich löse sie in höherem Sinne, wenn ich dorthin gehe.

Und so endigt denn meine lange Erwägung im Lesezimmer des Grand Hotels von Auckland damit, daß ich einen Regenschirm aufspanne, durch Sturm und Regenguß zum Telegraphenamte dringe und nach Berlin die Worte telegraphiere:

„Soll ich China gehen?"

Auckland, den 7. Juli.

Soeben ist beim Konsulat die Antwort eingetroffen, die ein sehr erfreutes Einverständnis mit meinem Vorschlag ausspricht.

Nun ist es entschieden: ein unerwartetes Schicksal voller Rätsel und Verheißungen liegt plötzlich vor mir; die Segel meines Lebensschiffleins blähen sich kräftig unter einem Wind, der von ganz neuer Seite kommt.

Laßt sehen, ob es ein Glückswind ist.





Von Auckland nach Hongkong.

Sydney, den 26. Juli.

Wirklich, es muß wohl Glückswind in meinen Segeln sein. Noch in Auckland erfuhr ich, daß voraussichtlich am 25. d. M. der deutsche Reichspostdampfer „München" seine Fahrten von Sydney über Neuguinea, Bismarck-Archipel, Karolinen und Marianen nach Hongkong beginnen und Ende August dort eintreffen werde. Mit dem Schiff, das von Auckland am 21. Juli in Sydney anlangte, konnte ich den Anschluß an ihn bequem erreichen.

Wie wunderbar! Ich hatte wohl schon zu Anfang des Jahres in Deutschland von der Absicht des Norddeutschen Lloyd gehört, eine solche Linie einzurichten, allein doch nicht geahnt, daß der Termin ihrer Eröffnung so meinen Wünschen entgegenkommen würde. So komme ich ja nun auf die denkbar angenehmste Weise direkt nach Ostasien und habe überdies schließlich auch noch Gelegenheit, wenn auch nur flüchtig, die Hauptpunkte der so ungern aufgegebenen deutschen Inselwelt im Norden Australiens zu sehen.

Die knappe Zeit hier in Sydney muß ich ausnutzen, um mich für die chinesische Kampagne auszustatten. Sydney ist die einzige Großstadt europäischer Art auf meinem Wege. Die Ausrüstung auf Hongkong oder Schanghai aufzuschieben, wäre bei der dort gegenwärtig jedenfalls äußerst gesteigerten Nachfrage und den Kriegspreisen sehr unvorsichtig So war es mir denn sehr will-

kommen, als ich am bezeichneten Tage unter prasselnden Regenschauern in Sydney eintraf, daß noch an Bord ein Vertreter der großen deutschen Firma Weber & Lohmann, an deren letztgenannten Teilhaber ich persönlich empfohlen war, mich in Empfang nahm und sich mir bei der Installierung in der großen fremden Stadt behilflich erwies. Ein anderer Herr derselben Firma stellte sich mir während der letzten Tage für meine Einkäufe mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit zur Verfügung.

Wir Reisende sind auf die Freundlichkeiten von Landesansässigen in hohem Grade angewiesen und finden sie auch — das sage ich nach einer nun doch schon ziemlich ausgiebigen Erfahrung — fast überall in so reichem Maße, daß wir jedesmal mit einer geradezu drückenden Last von Dankesschulden in die Heimat zurückkehren und uns bedauernd sagen müssen, wie wenig wir doch davon erwidern können.

Bei Beschaffung meiner Feldausrüstung kommt mir der günstige Umstand zu statten, daß kurz vorher für die nach Transvaal gehenden australischen Truppen sehr viel Gegenstände für die feldmäßige Ausstattung der englischen Offiziere gearbeitet worden sind. An diese Gegenstände halte ich mich vor allem. Sie sind, wie alles in englischen Ländern, was mit riding, shooting, camping zusammenhängt, von ungemein praktischer Zweckmäßigkeit und angesichts ihrer Solidität auch nicht teuer. Mit ca. 60 Lstr. werde ich alles bestreiten können: allerlei Lagergeräte und Zeltsachen, Schlafsack mit Ausstattung, Pelzdecken aus Opossumfellen, Winterkleider, Waffen, Sattel und sonstiges Reitzeug u. s. w., selbst einen neuen Smoking-Anzug für gesellschaftliche Eventualitäten inbegriffen. Es ist eine interessante, aber doch aufregende Sache, dies alles zusammenzustellen, zu prüfen oder in Bestellung zu geben. Ich weiß zu gut, welch ein wesentlicher Bruchteil des Erfolges einer Reise an der Ausstattung liegt. Gott sei Dank, daß die Abfahrt der „München“ sich um einige Tage verzögert, sonst wäre an ein Fertigwerden nicht zu denken.

Auch sonst ist die Zeit voll interessanter Unruhe. Es ist sehr

erfreulich, zu sehen, wie die Vorgänge daheim und in Ostasien auch hier auf der anderen Seite des Erdballs die Gemüter der deutschen Kolonie in patriotische Erregung versetzen. Am Tisch im Hotel und im Familienkreise, im deutschen Klub, im Hause unseres trefflichen Generalkonsuls Geheimrats Kempermann,*) in der Kajüte der „München“, deren bevorstehende Abfahrt wir mit „Echtem“ vom Faß, das dem Namen des Schiffes alle Ehre macht, und mit der Vertilgung erstaunlicher Massen von heimatlichen warmen Würsten und „Labskaus“ feierten; überall stand dies eine Gesprächsthema: Deutschlands Beleidigung durch China, Deutschlands energische Rüstungen, Deutschlands Zukunft in Ostasien, obenan, und manches gute und kräftige Wort wurde gesprochen.

Das Haus des genannten Herrn Lohmann, der zugleich Generalvertreter des Norddeutschen Lloyd in Sydney ist, hat die Lieferung der australischen Pferde für die deutschen Chinatruppen übernommen. Mit fieberhafter Eile wird daran gearbeitet, bereits am 1. August sollte der erste Transport von 200 Tieren direkt nach Tsingtau abgehen. Herr L. bot mir liebenswürdig an, diese Gelegenheit zu benutzen. Einen Augenblick schwankte ich, habe mich dann aber doch für die „München“ entschlossen: die Inseln gaben den Ausschlag.

In Anbetracht, daß für unser Schiff in Ostasien vielleicht Kohlenmangel eintreten kann, wird man der „München“ als Ladung 1300 Tonnen australischer Kohle mitgeben.

Zu meiner Freude fand ich hier in Sydney auch den Kapitän Emsmann und die Offiziere des Kreuzers „Cormoran“ vor, an dessen Bord ich im samoanischen Archipel viele gastliche Tage zugebracht und hochinteressante Fahrten mitgemacht hatte. Notwendiger Reparaturen halber hatte er in Sydney in Dock gehen müssen. Überdies soll seine Mannschaft hier die wohlverdiente Ablösung nach einer langen und anstrengenden Tropendienstzeit erwarten. Es war mir freilich ein betrüblicher Anblick, den weißen

*) der inzwischen leider verstorben ist.

Meervogel, auf dessen Rücken ich noch vor kurzem so froh über die funkelnde Tropensee dahingeflogen war, hier so flügellahm liegen zu sehen; gerade jetzt, wo es in China ernst geworden.

Am zweiten Tage nach unserem Wiedersehen begegne ich Kapitän Emsmann auf der Straße vor dem deutschen Klub. Ich sehe ihm schon von weitem an, daß er in besonderer Stimmung ist; seine Augen glänzen und sein ganzes Gesicht lacht.

„Hören Sie, Doktor Wegener,“ ruft er mir zu, „heute habe ich etwas für Sie, davon bin ich sicher, daß Sie es sofort an Ihre Zeitung telegraphieren werden. Etwas, was Sie auch persönlich sehr freuen wird.“

Ich schaue verwundert.

„Nun, Sie raten es doch nicht. Denken Sie, heute läßt mir die gesamte Mannschaft den einmütigen Wunsch vortragen, ich möchte mich doch dafür verwenden, daß sie nicht nach Deutschland zurück, sondern nach China gesendet würde. Ich habe das gleich dem Kaiser telegraphisch mitgeteilt; er wird seine Freude daran haben!“

Wirklich, das war auch erfreulich, ein schönes Zeichen nicht nur für die wackere Gesinnung der Mannschaft, sondern auch für den Geist, in dem ihr Führer sie erzogen hatte.

Die inzwischen seit meinem Aufenthalt in Neuseeland aus China eingetroffenen Nachrichten sind allerdings wenig geeignet, die Verhältnisse klarer zu stellen. Das Wertvollste ist eine genauere Darstellung des Kampfes um die Taku-Forts, die uns Deutschen die Herzen höher schlagen läßt vor freudigem Stolz, denn wir erfahren aus englischen Zeitungen, welch glänzende Rolle dabei unser „Iltis“ und sein Kapitän Lans gespielt haben. Für mich ist das von besonderem Interesse. Ich kenne Lans persönlich. Unsere Bekanntschaft ist allerdings auf einem nicht ganz herkömmlichen Terrain erfolgt. Genau drei Jahre vor dem heutigen Datum, am 26. Juli 1897, bin ich mit ihm von Berlin nach Krossen — geflogen. Er war damals als Kapitänleutnant zur Luftschiffer-Abteilung nach Berlin kommandiert und machte seine erste Probefahrt als Ballonführer; ich nahm als Passagier daran teil. Bei einer solchen Ge-

legenheit lernt man die Menschen immerhin besser kennen als bei einem gleich langen Spaziergange, und ich erinnere mich mit Freude seines heiteren, lebensprühenden Wesens und der wagenden, aber doch immer klar besonnenen Art, mit der er diese Fahrt durchführte. Ich erinnere mich auch, wie er schon damals, in den wundervollen Stunden, wo wir hoch über dem weißleuchtenden Wolkenmeer dahinschwammen, Andeutungen von einer schönen Aufgabe machte, die ihm voraussichtlich demnächst bevorstände, und wie er sichtlich von der Erwartung durchglüht war, dabei zu hervorragenden Leistungen Gelegenheit zu finden. Erst später erfuhr ich, daß er dabei sein Kommando nach Ostasien im Auge gehabt hatte.

Im übrigen sind die Phantasien von Zeitungen und Publikum infolge der unerträglichen Spannung der Lage von Peking auf dem Höhepunkt der Siedesitze. In Ermangelung von Thatsachen finden die wildesten Gerüchte Glauben. Und warum auch nicht? Ein Brief nur ist seit Robert Harts letztem Hilferuf noch aus Peking angelangt. Er stammt vom 29. Juni. Danach war damals ein Bombardement von seiten der Kaiserlichen auf die drei noch allein unzerstörten Gesandtschaften im Gange; noch verteidigte man sich, aber die Munition ging bereits zur Neige. Seitdem ist wieder fast ein Monat verflossen; es ist kaum noch denkbar, daß die Europäer sich halten können. Nur bei sanguinischen Gemütern können die fortlaufenden Versicherungen von großen chinesischen Würdenträgern, wie Lihungtschang und Yuanschihkai, die auf Grund privater Nachrichten sich dafür verbürgen, daß die Fremden noch am Leben sind, die Hoffnung aufrecht erhalten.

Nach dem, was wir aus der Welt hören, muß eine Art neuen Kreuzzuges von wahrhaft großartigen Dimensionen im Gange sein. Deutsche, Engländer, Russen, Franzosen, Italiener, Österreicher, Niederländer, Amerikaner und Japaner senden Schiffe auf Schiffe nach Petschili. In Deutschland drängen sich die Freiwilligen zu den Fahnen; mit einer an 1870 gemahnenden Energie wird zu dieser in unserer Geschichte bisher unerhörten Expedition gearbeitet. Am 10. Juli ist aus Kiel das Panzergeschwader der „Brandenburg“-

Klasse abgedampft. Es wird ungefähr zur selben Zeit wie ich in Hongkong eintreffen. Das ist günstig!

Wie wird es dann aber in China aussehen? Schon werden bedrohliche Anzeichen gemeldet, daß auch das Yangtse-Thal von der fremdenfeindlichen Bewegung ergriffen werden soll. Aus Schanghai sogar kommen sehr besorgliche Nachrichten über die Sicherheit der dortigen Niederlassung, auch unsere Kiautschou-Kolonie erscheint gefährdet, ja im Süden Chinas muß bereits direkter Aufruhr herrschen.

An Bord der „München",
den 31. Juli.

Vorvorgestern verließen wir Sydney, gestern liefen wir Brisbane an, für einen Monat wieder den letzten Punkt mit telegraphischer Verbindung. Man kann sich denken, mit welchem Eifer wir die letzten hier erhältlichen Tageszeitungen durchsahen. Und gerade in diesen haben wir auf Grund von Nachrichten aus Schanghai schaudernd lesen müssen, daß in Peking wirklich die Katastrophe eingetreten ist. Die Blätter enthalten eine wahrhaft gräßliche Schilderung der letzten Vorgänge.

(Der englische Text selbst ist mir verloren gegangen. Soweit ich mich erinnere, war es aber im wesentlichen derselbe Bericht, dessen Hauptstellen ich nach einer Reproduktion des „Ostasiatischen Lloyd" hier folgen lasse:)

„Schließlich entschlossen sich die Gesandten, die Besatzungen und übrigen Fremden, die seit Tagen Hungersqualen litten, zu einem Ausfalle, um sich durchzuschlagen. Alle Fremden wurden mit Revolvern bewaffnet. Sie nahmen Frauen und Kinder in die Mitte und richteten unter den Chinesen ein großes Blutbad an. Ein wütender Kampf folgte. Die Boxer gebärdeten sich wie wilde Bestien, als sie merkten, daß die Fremden sie angriffen. Tung ließ die schweren Geschütze gegen die Fremden spielen und andere Kanonen gegen die schwächsten Stellen der Mauern der Gesandtschaft wenden und Breschen in diese schießen. Die Fremden töteten nun

mit ihren letzten Patronen ihre Frauen und Kinder, soweit diese nicht schon vorher Gift genommen hatten, und erwarteten dann wehrlos, dicht aneinander gedrängt, das Ende. Sie wurden niedergemäht wie Gras; die Boxer stürzten sich auf die Gefallenen und zerhackten Lebendige wie Tote. Die letzten Ausländer suchten sich in die brennende Gesandtschaft zu retten, die Boxer folgten, und Verfolgte wie Verfolger kamen in den Flammen um."

Das ist das Letzte, was ich für nun wieder lange Wochen erfahren kann. Ich habe es mitzunehmen in die Einsamkeit und mir den Eindruck der Schreckensthat auf die Welt und das Chaos ihrer Konsequenzen selber auszumalen.

An Bord der „München",
den 15. August.

Wiederum weile ich nun in der sonnenglühenden Tropenwelt und in den Tiefen des Pacific. Tag um Tag, Woche um Woche spannt sich grenzenlos die See um mich her, und wenn ich eine der über sie ausgestreuten Palmeninseln berühre, so schaue ich wie in Samoa, ja noch mehr als dort, in eine Welt hinein, die geschichtslos, fremd und fern dem großen Leben der Gegenwart dahindämmert.

Die große, plötzliche Stille nach dem Sturm ermöglicht es mir, ruhiger über die Bedeutung der Ereignisse nachzudenken, denen ich entgegengehe, sie als eine historische Erscheinung wie andere auch zu verstehen, und die tiefe Einsamkeit um mich giebt dabei allmählich eine sonderbare Stimmung. Ich habe ja nun auf meiner Reise den größeren Teil des Erdballs umfahren, im Westen sucht der vorausschauende Blick jetzt die Gegenden, die für die Heimat im fernen Osten liegen, und bis an deren Schwelle, nach Indien, ich schon einmal vor Jahren in östlicher Fahrt gelangt war. Der Globus liegt als ein Ganzes vor der Phantasie, und wenn ich so stundenlang oben auf der Kommandobrücke stehe, wo die Wache nach der Brandung fremder, auf den Karten noch unverzeichneter Korallenriffe ausschaut, und unser Schiff leise rauschend über die

strahlende Fläche zieht, die so licht und weit und fremd ist, dann wird mir zu Mut, als schwebe ich selbst mit weichen Flügeln hoch über dem allen. Nicht wie die Wolken hoch, nein, viel höher. So weit, daß die ganze Kugel unter mir ist wie der Spielball in der Hand eines Kindes. Und nicht nur räumlich schwebe ich darüber, sondern auch zeitlich; vor mir liegen auch die Jahrtausende, die der Mensch diese Kugel bevölkert und sie zum Schauplatz seiner ihm so erhaben dünkenden Geschichte macht, — ach die armselig kleinen Jahrtausende — wie eine Hand voll Wasser, das durch die Finger läuft. Alte Verse kommen mir in den Sinn: „Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt; die Erde aber bleibt ewiglich. Die Sonne geht auf und geht unter und läuft an ihren Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe. Was ist es, das geschehen ist? Eben das nachher geschehen wird. Was ist es, das man gethan hat? Eben das man nachher wieder thun wird; und geschieht nichts Neues unter der Sonne". *)

Wie Flechten am Stein haften die Völker an der Außenwand des Erdballs. Im Laufe der geschichtlichen Jahrtausende gründen hier und dort genial veranlagte unter ihnen höhere Civilisationen. So im Lande des Euphrat und Tigris, des Nils, des Ganges, des Hoangho, an den Ufern des Mittelmeers oder der Nord- und Ostsee, auf den Hochflächen von Mexiko und Peru u. s. w. Diese Civilisationen sehen wir sich ausbreiten und mehr oder weniger bedeutende Teile der Erdschale ihrem Einfluß erobern, während andere Teile davon unberührt bleiben. Ganz wie lebendige Organismen wachsen und blühen sie eine Zeit, vernichten schwächere Nachbargebilde der gleichen Art oder saugen sie auf und vergehen zuletzt wieder, ganz wie die Einzel-Lebewesen der Erde auch. So ist es den Kulturen der Assyrier und Babylonier, der Perser und Ägypter, der Griechen und Römer und anderer mehr ergangen. Unermeßliche geistige Schätze, die hier erarbeitet worden waren, sinken jedesmal unrettbar bei ihrem Untergang mit ins Grab, größere oder geringere Bruchteile davon gelangen in die Hände ihrer Erben und helfen

*) Prediger Salomo. Kap. 1.

dort eine neue Civilisation aufbauen. So großartig und herrlich aber die Entwickelung eines bedeutenden Kulturkreises für uns Menschen auch ist, aus hinreichend weiter Perspektive ist es doch schließlich auch nur ein Vorgang, ähnlich dem Entstehen, Ausbreiten und Verwelken der kreisförmigen Flechten auf der Rinde des Steinblocks.

Auch der augenblickliche Zusammenstoß der Mächte mit China, der mir zuvor so unerhört erschien, ist nur eine Phase in einem solchen Zusammenwachsen zweier solcher Civilisationen, der europäischen und der chinesischen. — —

Nur das eine daran ist doch neu, noch nie bisher dagewesen, daß im gegenwärtigen Zeitalter zum ersten Mal eine Civilisation drauf und dran zu sein scheint, die ganze Erdkugel seiner Gesittung zu erobern. Die moderne europäische ist auf dem Wege dazu, dies zu thun, weniger vielleicht infolge eines ideal höheren Kulturgehalts, als wegen ihrer eigentümlichen technischen Genialität, welche Raumüberwindungs-Mittel, Kriegs-Mittel und Warenerzeugungs-Mittel bisher unerhörter Art geschaffen hat. Unter den Kulturkreisen, die heute noch selbständig neben ihr stehen, ist der ostasiatische mit seiner etwa den dritten Teil aller Menschheit in sich fassenden Bevölkerung weitaus der bedeutendste. Das Ringen mit ihm hat schon im vorigen Jahrhundert begonnen; der gegenwärtige Krieg ist im Grunde nur eine die früheren an Energie übertreffende Äußerung davon.

China hat sich dabei bislang durchaus defensiv verhalten. Bei seinem Alter und seiner uns unruhig vorwärts strebenden Europäern so unverständlichen kulturellen Sättigung scheint es selbst gar keinen Trieb zu civilisatorischen Eroberungen zu fühlen. Es will nichts von uns, es will nur, daß wir es in Ruhe lassen.

Bisher ist die bei weitem größere Masse des chinesischen Volkes noch ziemlich indolent gegen diese Vorgänge geblieben; es ist jedoch nicht anzunehmen, daß dies so bleibt. Langsam, aber sicher wird sie für eine heftige Gesamtreaktion gegen uns reif werden, und was dann geschieht, läßt sich noch schwer ermessen. Man

weiß jedenfalls aus der Geschichte der Taiping-Rebellion der fünfziger und sechziger Jahre, zu welch furchtbaren Ausbrüchen von zerstörender Leidenschaft die chinesische Bevölkerung fähig ist.

Der bisherige Erfolg der europäischen Waffen in den Kämpfen mit China ist noch keine sichere Bürgschaft für den endlichen Ausgang des großen Ringens, das begonnen hat; um so weniger, als der Streit mit der Waffe nicht die einzige Form ist, mit der ein Volk ein anderes überwinden kann. Auch wird der gegenwärtige Konflikt diese Entscheidung noch nicht bringen. Wohl aber wird er in ernsthafterer Weise als bisher ein Probestück der beiderseitigen Kräfte werden; das scheint mir gewiß.

Vor Hongkong, den 25. August.

Am 17. d. M. verließen wir Saipan in den Marianen, die letzte der Inseln, die wir besuchten. Gestern passierten wir nach schwerer Fahrt an der Südgrenze eines mit uns wandernden Taifuns den Balington-Kanal und liefen damit in die China-See ein. Dem Gefühl nach wenigstens waren wir nun im Bereich der ostasiatischen Welt und spähten nach den Schiffen der großen Seeverkehrsstraße aus, die ihren Rand begleitet. Erst heute früh jedoch begegneten wir dem ersten Fahrzeuge, einem Segler, der aber noch viel länger als wir, fern von jeder Kunde, unterwegs gewesen sein mußte, denn er fragte uns durch Flaggensignal, ob noch Krieg in — Südafrika sei. Unsere Nachricht von dem in China mag sie drüben nicht wenig erschreckt haben.

Noch am Abend mußte die chinesische Küste in der Gegend von Hongkong in Sicht kommen. Das gab nun immerhin einige ernsthafte Erwägungen. Wenn inzwischen wirklich ganz China in Aufruhr gegen die Europäer emporgeflammt war, wie mochte es in Hongkong aussehen? Vorsicht war geboten!

Am Spätnachmittag gewannen am dunstigen Westhimmel dunkle Bergkonturen Gestalt, die sich allmählich zu rauhen, vielgezackten Gebirgen verdeutlichten. Je tiefer die Sonne sank, um so

mehr lagerte sich eine trübe brandrote Glut über den ganzen Horizont, in welche die Bergspitzen düster hineinschnitten. Langsam nur erlosch die blutige, wie von einer ungeheuren Feuersbrunst hinter den Bergen herstammende Röte mit der hereinbrechenden Nacht, die sich mondlos und schwarz über die See lagerte.

Jetzt leuchtete in der Ferne ein kleines Licht auf, es verschwand und erschien wieder — der Leuchtturm von Hongkong! So muß der Hafen noch in europäischen Händen sein. Lange stand das Leuchtfeuer für uns unbeweglich wie ein ferner Stern am Himmel, dann geriet es langsam in Bewegung und schwamm zur Linken vorüber; finstere Felsenhäupter wuchsen vor uns empor, wir schienen eine Insel im Osten zu umfahren; doch war alles das im Nachtdunkel geheimnisvoll und unbestimmt. Einige Zeit vorher schon hatten wir einen großen Dampfer mit einer langen Reihe erleuchteter Fenster gesehen; er antwortete aber auf das von uns abgegebene Lichtsignal des Norddeutschen Lloyd — abwechselnd ein weißes und rotes bengalisches Feuer — nicht, sondern verschwand nach Norden in der Nacht. Nunmehr glitten andere Lichter in immer wachsender Zahl an uns vorüber, kleine Flämmchen, die an den Masten chinesischer Fahrzeuge befestigt sein mußten; diese selber waren im Dunkel nicht erkennbar. Zuweilen war dies Zeichen auch vergessen. Mehr als einmal begegnete es, daß ein zorniger Ausruf von unserer Wache am Vordersteven hinunter klang und dann dicht neben unserm Bug wie ein gespenstischer weißlicher Ballon ein großes, sonderbar geformtes Segel aus dem Dunkel auftauchte; bei einem Haar hätten wir eine der unvorsichtigen Dschunken in den Grund gebohrt. Endlich schwammen wir mit verlangsamter Fahrt auf einer weiten, nachtstillen Bucht, die im Hintergrund durch mächtige, anscheinend zu einer engen Felsengasse leitende Bergkulissen abgeschlossen war. Hier rasselte unser Anker zur Tiefe, denn wir können nicht vor morgen nach Hongkong einfahren.

Rings um uns auf der tiefschwarzen, hier und da in einem unsicheren Scheine spiegelnden Wasserfläche blinken jetzt nah und fern jene kleinen Dschunkenlichter, deren dunkle Schiffskörper man

nicht sieht. Langsam und geheimnisvoll bewegen sie sich hin und wieder, lautlos wie im Märchen zu Allerseelen die wandelnden Lichtlein auf dem nächtlichen Friedhof. Lange nach Mitternacht sitze ich noch oben auf der Kommandobrücke im Anschauen dieses fremdartigen Bildes und denke in ernstem Sinnen der vor mir liegenden Zukunft.





Colonie Victoria. Hongkong.

An der Küste Südchinas.

Hongkong, den 26. August.

Eines der wunderbarsten, charaktervollsten Landschaftsbilder der Erde entrollt sich vor dem Reisenden bei der Einfahrt nach Hongkong.

Wir genossen es, als wir im rötlichen Morgenlichte heute früh langsam von Osten her durch die Meeresgasse dampften, welche die Insel Hiangkiang— wie der Name Hongkongs im klassischen Chinesisch eigentlich heißt — vom Festlande trennt. Mit phantastisch wilden Formen stiegen zu beiden Seiten die Felsenberge empor, links die romantischen Schroffen des Insellandes, mit Felsblöcken überstreut, rechts die ebenso rauhen, wirr durcheinander geworfenen Gebirgsmassen des Kontinents. Baumlos starrten die Zacken und Kämme gen Himmel. Aber welche Farben! Rotglänzend, wo sie ganz kahl waren, in einem köstlichen, metallisch grünen Schimmer, wo niedriges Gestrüpp sie

überkleidete. Zu Hunderten und Hunderten lagen und schwammen um uns die chinesischen Dschunken mit ihren fledermausflügelartig gerippten Segeln, ihren bunten Bordmalereien, ihren gelbgesichtigen, zopftragenden Insassen. Eine an der Hand von Wort und Bild so oft durchwanderte Welt war für mich lebendig geworden.

Immer dichter wurde das Gewühl der Schiffe, europäische Fahrzeuge mengten sich darein, kamen uns entgegen oder folgten uns vom Ozean her durch die gleiche Felsengasse; endlich erschien bei einer letzten Verschiebung der Bergkulissen das grandiose Bild des innern Hafens mit der Kolonie Viktoria. In überraschender Steilheit baut sich als Hintergrund der dunkle Mount Viktoria auf, an dessen Fuß auf schmalem, großenteils dem Meere quadratmeterweis durch Aufschüttungen abgewonnenem Terrain die Unterstadt mit ihren Bankpalästen, Hotels und Kaufhäusern liegt, und dessen Flanken Straßenanlagen, kühn wie in irgend einem italienischen Räubernest, hinanklettern. Bis fast zu seiner 539 Meter hohen, oft in Wolkenmassen verborgenen Spitze sieht man Villen, Sanatorien und Kasernements. Doch oft genug ist dies Bild geschildert worden, oft genug auch mit gerechter Bewunderung darauf hingewiesen, wie Außerordentliches englisches Kolonisationsgeschick, englische Zähigkeit und in großem Stil vorausschauende englische Opferwilligkeit auf diesem einstmals öden, von wenigen hundert Menschen bewohnten Felsen in zwei Menschenaltern geschaffen haben. Ich will diese Darstellungen nicht um eine Wiederholung vermehren.

In Scharen umschwärmten uns, während wir noch in langsamer Fahrt den vom Hafenmeister uns zugewiesenen Ankerplatz suchten, die chinesischen Ruderboote, die „Sampans“, welche den Kleinverkehr im Hafen vermitteln, erfüllt von schreienden und gestikulierenden Chinesen. Fährleute, Packträger boten ihre Dienste an, Händler hielten Flechtwaren, Früchte, kleine Vögel in Käfigen hoch, Frauen in dunklen Hosen und Jacken halfen bei der Arbeit, Kinder in großen Mengen spielten an Bord, sie hingen als Säuglinge in Tüchern auf dem Rücken ihrer Mütter, sie aßen possierlich von kleinen Schälchen in den offenen Kajüten, oder sie halfen

schon ehrbar bei der Hantierung der Eltern. Alles war betriebsam und vergnüglich. Das ganze Hafenbild machte nicht im mindesten den Eindruck irgendwelcher kriegerischen Beunruhigung. Nur die große Zahl der Kriegsschiffe, deren mächtige und wunderlich anzusehende Körper zwischen die Menge der Handels- und Passagierfahrzeuge eingestreut waren, deutete auf die gegenwärtigen außergewöhnlichen Vorgänge hin. Am stattlichsten unter diesen präsentierte sich ein mächtiger und doch wunderbar elegant geformter schwarzer Engländer mit vier riesigen Schornsteinen, der Kreuzer „Argonaut", ein Bild von Kraft und Schnelligkeit. Ziemlich gleichzeitig mit uns dampften ein paar massige Österreicher von bräunlicher Farbe unter Entwickelung schwerer Rauchwolken herein und suchten sich ihren Platz. Und jetzt entdeckten wir auch die schöne schwarz-weiß überkreuzte weiße Flagge mit dem eisernen Kreuz im schwarz-weiß-roten Eckfelde, die Kriegsflagge der deutschen Marine. Das kleine Kanonenboot „Tiger" lag hier, das, wenn ich nicht irre, vor kurzem in Ostafrika gewesen. Weiterhin sahen wir auch einen großen deutschen Kreuzer. Es war kein anderer als die „Hertha", das Schiff des Kapitäns z. S. von Usedom, von dessen heldenmütiger Anteilnahme an der Entsatzexpedition unter Admiral Seymour und seinen Verdiensten um die Rettung der schwer gefährdeten Truppe wir noch in Australien gehört hatten.

Merkwürdig, was that das Schiff hier? Was bedeutete seine Anwesenheit in Hongkong statt im Norden?

Endlich hatte die „München" im Gewühl der Fahrzeuge ihren Platz gefunden, der Anker fiel, und ein Sampan führte mich an Land.

Eine Stunde später saß ich mit einigen ansässigen deutschen Herren in dem kühlen Schenkzimmer des deutschen Klubs im eifrigen Gespräch über die Lage der Dinge. Ich überlasse dem Leser, sich den Eindruck der Nachrichten, die ich erhalten, auszumalen.

Die erste, wichtigste und verblüffendste war: die Europäer in Peking sind keineswegs umgekommen, sondern am 14. August von den vereinigten Russen, Japanern, Engländern und Amerikanern

durch die Einnahme der Hauptstadt entsetzt worden! Jene Schauergeschichten, die ich in Australien gelesen, waren die schamloseste, leichtfertigste Lüge, die je ein Journalist verbreitet hat.

Kaum minder interessant war die zweite: auch der chinesische Kaiser lebt, ist aber mit dem ganzen Hofe von Peking ins Innere des Landes geflohen, man weiß noch nicht recht wohin.

Und endlich die dritte: noch kurz vor der Einnahme von Peking hat ein internationales Übereinkommen einen deutschen Offizier, den Grafen Waldersee, zum Oberbefehlshaber der vereinigten europäisch-amerikanisch-japanischen Truppen ernannt!

Alle diese Dinge sind so erstaunlich, daß sich ein ganzer Rattenkönig von neuen Fragen daraus ergiebt.

Das Überraschendste aber ist für mich beinahe dies, wie wenig Antworten darauf man in Hongkong erhalten kann. Wir hatten, wie der Leser weiß, unterwegs besorgt, die Kolonie möchte vielleicht bereits selber in die Wirren mit hineingerissen sein. Dies ist aber so wenig der Fall, daß man hier dem Schauplatz der Ereignisse fast ferner erscheint als in Europa. So seltsam es klingt, Hongkong bezieht das Wesentlichste seiner täglichen Nachrichten von Nordchina über London! Hier wie in Europa schwebt deshalb zur Zeit ein großer Nebel über dem, was eigentlich dort oben vorgeht. Daß Peking entsetzt ist, weiß man, und daß die Verteidiger verhältnismäßig wenig Verluste gehabt haben, auch. Wie es aber möglich gewesen, daß sich tausend Europäer daselbst mehr als zwei Monate lang gehalten haben, bleibt unerklärt. Seit der Nachricht von der Einnahme von Peking ist wieder fast alle Kunde vom Norden wie abgeschnitten.

Was soll nun werden? Die Ernennung des Grafen Waldersee zum Oberbefehlshaber empfinden wir Deutsche wohl freudig als einen stolzen Ausdruck des Ansehens, das unser Vaterland sich im Rate der Völker errungen hat. Allein es mischt sich dem doch ein etwas peinliches Gefühl bei, denn es scheint beinahe, als ob seine Mission gegenstandslos ist: die Fahnen der Verbündeten wehen ja auf den Wällen von Peking. Anscheinend haben die

Truppen bei ihrem Vorstoß auf Peking überraschend geringen Widerstand gefunden; an denselben Stellen, wo noch kurz vorher die Expedition Seymour fast vernichtet worden wäre. Ist aber in den Kämpfen um Taku, Tientsin und Peking die aufständische Bewegung bereits gebrochen, was dann?

Wie soll man überhaupt den gegenwärtigen Zustand definieren? Eine Kriegserklärung der unter Waldersees Oberbefehl vereinigten Mächte ist bisher ausdrücklich vermieden worden. Einzig Rußland hat eine solche erlassen, gleichsam nur örtlich für seinen privaten Kampf an den Nordgrenzen des chinesischen Reichs. Die übrigen haben verkündigt, sie wollten durchaus nichts, als im Interesse der Sicherheit der Fremden in China die Rebellion in Petschili niederwerfen, da die Regierung dazu nicht im stande sei. Wir sind logisch also eigentlich Verbündete des Kaisers von China gegen Empörer in seinem Reiche! Nun haben wir aber doch bereits die kaiserlichen Takuforts den kaiserlichen Truppen mit Waffengewalt abgenommen, und kaiserliche Truppen haben an der Seite der Boxer bei Tientsin mit den unsrigen gekämpft. Zuguterletzt ist der Hof vor uns, seinen guten Freunden, aus Peking geflohen, und das mysteriöse Dunkel, das ihn und seine Machthaber umgab, ist dadurch noch undurchsichtiger als zuvor geworden. Mit wem ist nun zu verhandeln?

Für dies Chaos von Wunderlichkeiten und Widersprüchen giebt es hier einstweilen keine Lösung. Man lebt sein bürgerliches Leben weiter und wartet ab. Die hiesigen Chinesen, zum Teil reiche und intelligente Leute, scheinen nicht den geringsten Anteil an den Ereignissen im Norden und den Geschicken ihres Kaiserhauses zu nehmen. Die breiten Schichten wissen sogar wohl kaum davon.

Welch ein Kontrast zu dem, was ich noch vorgestern gefürchtet. Er wirkt fast humoristisch.

Und doch kann er mich nicht irre machen in meiner Auffassung von der welthistorischen Tragweite des gegenwärtigen Zusammenstoßes. Es bestätigt mir nur, was ich von Kennern so oft gehört, daß in China, dieser für uns noch unberechenbaren Welt, alles immer anders kommt, als wir denken.

Hongkong, den 29. August.

Gestern morgen um sieben Uhr lief das stolze deutsche Panzergeschwader der „Brandenburg“-Klasse unter donnerndem Salut in den Hafen ein: „Kurfürst Friedrich Wilhelm“, das Flaggschiff des Geschwader-Chefs Kontre-Admirals Geißler, „Brandenburg“, „Weißenburg“ und „Wörth“, alle vier untereinander so ähnlich, daß nur die Zahl der roten Ringe um die Schornsteine sie von weitem unterscheiden läßt. Mit ihnen ist als Divisions-Aviso der kleine schlanke Kreuzer „Hela“. Die gewaltigen blaugrauen Panzer mit ihrem seltsamen, niedrigen, kraftstrotzenden Bau, ihren Panzertürmen und ihrer schweren Bestückung machen einen ausgezeichneten Eindruck und erregen große Aufmerksamkeit und Bewunderung. Es ist eine Freude, dies echte Stück Heimat so stolz und stattlich hier liegen zu sehen.

Der „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ in Hongkong.

Ich machte sobald als thunlich meine Besuche an Bord. Glänzend war die Leistung der Fahrt des Geschwaders gewesen. Man hatte durchschnittlich 13 Knoten Fahrt gemacht. Trotz des harten Seegangs im Südwest-Monsun, trotz der entsetzlichen Hitze, die im Roten Meere in den unteren, gewiß nicht für Tropendienst gedachten Räumen, dort wo die Panzertürme gedreht werden, zeitweilig 60 Grad Celsius überstiegen hatte, trotz der Enge, die bei 570 Mann Besatzung auf jedem Schiffe naturgemäß herrschen

mußte, war alles wohl geblieben und die Stimmung der Mannschaft vortrefflich. Erst jetzt zeigen sich einige Fälle von Magenverstimmung. Allerdings atmet alles auf in dem in diesen Tagen gerade etwas kühleren Hauch, der in Hongkong herrscht.

Über die allgemeine Situation konnte man mir natürlich an Bord auch nicht mehr wesentliche Aufklärung geben; die Nachricht von Pekings Einnahme hatte das Geschwader ja auch erst unterwegs erhalten. Es ist aber klar, daß die ungeheure Wucht der Kräfte, die daheim einmal in Bewegung gesetzt sind, sich in irgend welchen Ereignissen auslösen muß; man kann sie jetzt nicht ohne weiteres zurückhalten. Einstweilen soll die „Wörth“ unmittelbar nach Taku gehen, die übrigen Schiffe nach Wusung bei Schanghai, um dort die Ankunft des Grafen Waldersee zu erwarten. Die „Hertha“ dagegen soll den Feldmarschall, der mit den Offizieren des inzwischen gebildeten Oberkommandos auf dem Dampfer „Sachsen“ des Norddeutschen Lloyd unterwegs ist, hier in Hongkong an Bord nehmen und nach Schanghai führen.

Dort ist bereits in diesen Tagen mit der „Preußen“ ein deutsches Vorbereitungs-Kommando unter Major v. Brixen eingetroffen; ebenso der neu ernannte deutsche Gesandte Dr. Mumm von Schwarzenstein, der anscheinend dort einstweilen verbleibt.

In Schanghai ist endlich auch der vielberühmte alte Lihungtschang angelangt, der von seinem vizeköniglichen Posten von der kaiserlichen Regierung zur Rettung der Dinge nach dem Norden berufen wurde, und der angiebt, er habe Vollmachten vom Hofe, zu unterhandeln.

Schanghai erscheint mithin für die nächste Zeit der Ort, wo das Centrum der Entwickelung liegt.

Inzwischen ist aber ein anderer Umstand eingetreten, der mich bestimmt, noch nicht unmittelbar dorthin zu gehen, ein Vorfall, der zugleich bezeichnend ist für die Fülle unvorhergesehener Möglichkeiten, die im Schoß der Zukunft liegen. Aus dem zwei Breitengrade nördlicher gelegenen Vertragshafen Amoy ist plötzlich

die Nachricht gekommen, die Japaner hätten dort Truppen gelandet. Ein japanischer Tempel in dieser Stadt ist, so heißt es, von einem chinesischen Pöbelhaufen in Brand gesteckt worden. Kurzerhand hat Japan darauf eine Truppe von 300 Mann von Formosa herübergeschickt und am 26. August in Amoy gelandet, welche die Straßen in der Umgebung des Tempels besetzten, das Amtsgebäude des Tautais der Stadt umstellten und ein Geschütz auf das Thor desselben richteten. Der Tautai protestierte sofort bei den Konsuln der fremden Mächte gegen dies Verfahren. Er versprach strengste Bestrafung der Schuldigen, verlangte aber eine sofortige Zurückziehung der japanischen Besatzung, andernfalls könne er die Ruhe in der Stadt nicht gewährleisten. Dies alles hat jedoch bisher keinen Erfolg gehabt; im Gegenteil, anscheinend sind die Japaner gesonnen, eine noch erheblich stärkere Macht dorthin zu werfen. In seiner Not hat sich der Gouverneur der Provinz Fukien an den britischen Generalkonsul in Schanghai mit der Bitte gewendet, die europäischen Mächte zum Einschreiten gegen Japan zu bestimmen.

Das ist ein Fall von außerordentlicher Tragweite. Er beleuchtet blitzartig die Schwierigkeit der Situation. Japan, das sich seit dem chinesisch-japanischen Kriege von 1895 vollkommen auf dieselbe Stufe mit den europäischen Großmächten stellt und die gleiche Rolle wie diese zu spielen wünscht, hat längst die Absicht, sich ähnlich wie Deutschland, Rußland, England und Frankreich auf dem Festlande Ostasiens einzunisten. Sein Augenmerk ist dabei auf die seinem neuen Besitztum, der Insel Formosa, gegenüber gelegene reiche Provinz Fukien gerichtet. Ohne Frage erscheint ihm gegenwärtig der Zeitpunkt günstig, diese Ansprüche mit Hilfe eines energischen Handstreichs — wohl in Erinnerung an Deutschlands Vorgehen in Kiautschou — zu verwirklichen. Daß die Verbrennung des Tempels nur ein fadenscheiniger Vorwand dafür ist, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein; bewundernswert bleibt nur die Keckheit und Raschheit, mit der er benutzt wurde. Ein schlimmes Zeichen für die Einigkeit der Mächte, die sich soeben offiziell unter gemeinsamem Oberbefehl zu einem einheitlichen Vorgehen gegen China zusammen-

gethan hatten, ist es freilich, wenn jetzt eines der Glieder dieser Allianz zu einem privaten Räuberstreich aus Reih und Glied herausspringt. Geht dies durch, dann muß sich schon jetzt das ganze mühsam hergestellte Gefüge auflösen, dann dürfte damit auch für alle anderen Mächte das Zeichen gegeben sein, sich wie ein Rudel Wölfe auf das chinesische Reich zu stürzen und auf eigene Faust Fetzen aus seinem Körper herauszureißen, und das Ende davon kann nichts anderes als ein Krieg der Mächte untereinander werden.

Doch selbst wenn das unterbleibt, es muß von den Verbündeten jedenfalls alles gethan werden, um die kriegerische Bewegung auf den Norden zu beschränken, sonst wächst die Aufgabe, die Ruhe wiederherzustellen, ins Unabsehbare. Das Auftreten Japans in dem leicht erregbaren Süden hat aber bereits die größte Aufregung hervorgerufen. Der Telegraph berichtet, daß die Bevölkerung zu Tausenden, angeblich bis zur Hälfte der ganzen Stadt, aus Amoy geflüchtet ist und so die Keime des Aufruhrs in die Provinz trägt.

Man scheint dies auch richtig zu verstehen; Kriegsschiffe verschiedener Nationen haben bereits den Befehl erhalten, unverzüglich nach Amoy abzudampfen. Von deutscher Seite das Kanonenboot „Tiger“, das soeben erst in Hongkong eingetroffen ist.

Ich werde deshalb zunächst nach Amoy gehen, um die Entwickelung des Vorfalls an Ort und Stelle zu verfolgen. Dorthin zu kommen, ist nicht schwer. Es besteht eine regelmäßige Dampfschiffsverbindung zwischen Hongkong, Swatau, Amoy und Futschou. Schwierig ist es nur, wie ich von da nach Schanghai gelangen soll. Finde ich keine zufällige Gelegenheit, so muß ich erst wieder nach Hongkong zurück.

Doch dafür mag die Zukunft sorgen! In wenigen Tagen geht der kleine englische Steamer „Haiching“ nach Amoy. Ich habe einen Kabinenplatz belegt und benutze den Rest der mir in Hongkong verbleibenden Tage, um in der Weise jedes anderen Reisenden die wunderbaren Schönheiten dieses einzigen Platzes zu genießen, mich der liebenswürdigen Gastfreundlichkeit verschiedener deutscher Landsleute zu erfreuen und durch Herumstreifen in den Läden, Thee-

häusern, Theatern 2c. der Chinesenstadt in die chinesische Welt einzuleben. Unvergeßlich wird mir bleiben, wie phantastisch schön es ist, wenn ich abends eine jener Villen aufsuche, die oben am Berghange kleben. Grandseigneurhaft zurückgelehnt in den federnden Palankin, den acht dreiviertelnackte Kulis mit wunderbar gleichmäßigem Taktschritt die kunstvollen Zickzackstraßen emportragen, genieße ich die ersehnte milde Nachtkühle. Die prachtvollen, üppig über dem Pfade sich wölbenden Laubmassen der Gärten erscheinen im Lichte der von hier und dort durchschimmernden Laternen wie die Kulissen einer exotischen Zauberoper, und wenn ich dann später nach dem Mahl im Geplauder mit den Freunden auf freier Terrasse sitze, Hunderte von Fuß über dem Meeresspiegel, so liegt in der von zahllosen Lichtern, wie über uns der Nachthimmel mit Sternen, besäten Wasserfläche des Hafens eines der entzückendsten Bilder, das die Erde bieten kann, zu meinen Füßen.

Swatau, den 2. September.

Am 31. August schiffte ich mich auf der „Haiching" ein.

Das ganze Zwischendeck wimmelte von Chinesen, mehrere Hundert von ihnen waren an Bord, und der unangenehme Geruch ihrer Speisen und ihrer Körper strömte aus den Luken auf Deck. Es waren Kulis, die vom Dienst in der Fremde mit ihren Ersparnissen heimkamen. An Europäern hatten wir nur einen deutschen Missionar und eine, wenig sympathische, französische Familie, die nach Futschou reiste, an Bord. Sie gehörte zu der europäischen Beamtenschaft des dortigen chinesischen Arsenals; bei dem Ausbruch der Unruhen im Norden war sie nach Saigon geflüchtet und kehrte jetzt zurück, von Fieber und Ausschlag gequält.

Den ganzen nächsten Tag fuhren wir bei schönstem ruhigen Wetter in Sicht der Küste, die durchweg steil und gebirgig ist.

Deutlich zeigten sich daher die unruhigen regellosen Formen des Gebirgslandes, das ganz Südchina erfüllt und seinen Ufern überall ein gebirgiges Gepräge giebt. Bei trüber Beleuchtung sehen diese Ufer finster und trotzig aus; an klaren Tagen wie den letzten sind sie von hoher Schönheit. Die von der Sonne bestrahlten Felsgebilde schwammen, von der Ferne zart umschleiert, über dem schimmernden Wasser in violetten oder grünen Tönen. Zahllose Dschunken bewegten sich an ihnen hin und her. Wie die Bienen um einen Immenstand, so umschwärmt sichtlich ein dichtes Kleinleben diese Gestade, in deren zurückgezogenen Eintiefungen Ansiedelung bei Ansiedelung liegt. Die Gebirgsketten des Innern laufen kulissenförmig gegen die Küste aus, ihre Enden treten als Halbinseln in die See vor, zwischen ihnen greift das Meer weit in die Gebirgsthäler ein und bildet so eine Menge wohlgeschützter, oft höchst malerischer Buchten, die mit einem reichen Hinterlande in bequemer Verbindung stehen. Vielfältig sind die ins Meer hinausragenden Gebirgsenden auch zertrümmert und zu felsigen Inseln und Klippen aufgelöst, und so umsäumt die Küste ein Inselschwarm, der in mancher Hinsicht mit den Schären an der Küste Norwegens oder Dalmatiens vergleichbar ist. Hier wie an den genannten Stellen in Europa hat diese Bildung zu einer sehr regen Schiffahrt Veranlassung gegeben, denn so ge-



Ufer bei Swatau. (S. 87)

jährlich diese Klippen für den Unerfahrenen sind, so sehr dienen sie dem Kundigen in schlimmem Wetter als Schutz. Auch die „Haiching", sagte mir der Kapitän, fährt nur bei gutem Wetter, wie heute, außerhalb des Inselgürtels, bei schlechtem innerhalb, um in gefährlichem Augenblick hinter einem Inselberge Windschutz zu finden.

Es ist merkwürdig, daß sich trotz dieses Buchten- und Inselreichtums, trotz der bedeutenden Rolle, welche die Schiffahrt im Kleinen in China spielt, doch keine Großschifferei entwickelt hat. Das muß wohl am Volkscharakter der Chinesen liegen, denn möglich wäre sie nicht nur gewesen, sondern sie hat auch in früheren Jahrhunderten bestanden. Wir wissen, daß seit dem vierten und besonders im fünften Jahrhundert n. Chr., also zur Zeit der Völkerwanderung in Europa, ein sehr lebendiger Verkehr chinesischer Seeleute bis nach Ceylon stattfand, ja daß diese Schiffe längere Zeit alljährlich sogar in den Euphrat hineingelangten. Auch zur Zeit der Kulturblüte der Abbassiden in Bagdad bestand ein solcher direkter Verkehr der Chinesen mit dem Khalifen-Reich. Ihre Fahrzeuge, ausgerüstet mit dem damals den Chinesen allein bekannten Kompaß, waren seetüchtiger als die der Araber und Perser. Später zog sich dieser Verkehr wieder zurück. Noch einmal aber, unter dem gewaltigen Kublai-Khan, dehnte er sich bis nach Ceylon und Südindien aus. Im Jahre 1292 sendete der Kaiser zwei venezianische Kaufleute, die Gebrüder Polo, die an seinem Hofe weilten, mit einer Gesandtschaft nach Westasien. Sie wurden bis nach Indien von einer Flotte chinesischer Fahrzeuge geleitet, die aus dreizehn Schiffen von bedeutender Größe bestand, jedes hatte mehr als zweihundert Mann Besatzung, bis zwölf Segel und zahlreiche Kajüten für Reisende. Fünfzig Jahre später sollte der weitgereiste Araber Ibn Batuta im Auftrage des Herrschers von Delhi von Indien nach China gehen. Er berichtet, daß derzeit der ganze direkte Seeverkehr von den Häfen der Malabarküste nach China von chinesischen Fahrzeugen vermittelt worden sei. Die Schiffe beschreibt er so, daß man die heutige übliche Grundform darin erkennt, und er giebt auch für die größten unter ihnen den Namen „Djunk" an. All

das ging von den Gegenden aus, in denen wir gegenwärtig weilen; die Bewohner der flachen Nordküsten Chinas sind nie zu Seefahrern geworden. Heute ist dieser chinesische Überseeverkehr westwärts von Singapore gänzlich verschwunden. Die gewaltig gesteigerte Schiffahrt der Europäer in seinen Häfen hat die Chinesen bisher nicht veranlaßt, selbst daran teilzunehmen, wie die Japaner, deren mit allem modernen Komfort eingerichtete Oceandampfer heute bereits als unangenehme Rivalen der europäischen Linien nach Amerika und Europa gehen. Soweit chinesische Kapitalisten sich der Dampfschiffahrt zugewendet haben, bleibt diese auf die Küsten und Ströme Chinas beschränkt.

Der oft als Erklärung für den Niedergang der auswärtigen Schiffahrt Chinas herangezogene Grund, daß die Häfen versandet seien, ist nicht wohl stichhaltig; er kommt eigentlich erst bei den tiefgehenden europäischen Schiffen der Neuzeit recht zur Geltung, und selbst für diese giebt es noch heute eine Menge guter Zugänge, wie Kanton, Swatau, Amoy, Futschou, Wentschou, Ningpo, die Städte des unteren Yangtse.

Zäher als in Bezug auf die Großschiffahrt haben die Bewohner dieser Küsten nach einer anderen Richtung hin die Gunst der geographischen Gestaltung ausgenutzt, auch hier nach Analogie der vorher genannten Gegenden Europas. Wie die Schären und Fjorde Norwegens die Seeräuberei der Wikinge, wie die dalmatinische Küste die klassischen Korsaren der Königin Teuta zur Römerzeit hervorgebracht haben, so hat sich in dem Inselgewirr Südchinas mit seinen zahllosen Schlupfwinkeln und dem nur dem Eingeweihten bekannten Fahrwasser die berühmte chinesische Piraterie entwickelt, diese uralte Geißel der Schiffahrt in der China-See, deren die Reichsregierung niemals völlig hat Herr werden können. Erst die europäischen Kanonenboote, die im stande waren, den Räubern in ihre innersten Schlupfwinkel zu folgen, haben ihr im großen und ganzen ein Ende gemacht, wenngleich sie in irgendwie unruhigen Zeiten noch immer hier und dort wieder einmal aufflammt und man auf kleinen Fahrzeugen dem Frieden auch heute noch nicht

ganz trauen kann. An den Wänden des Steuerhäuschens unseres kleinen, sauberen Schiffes ist eine ganze Sammlung von Gewehren, Säbeln und Äxten angebracht, so daß sie jedem Kajüt-Passagier augenblicklich zur Hand sind; ein redendes Zeichen dafür, daß die Gefahr der Seeräuberei an diesen Küsten durchaus noch nicht ganz der Vergangenheit angehört.

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, schwammen wir bereits in einer, einer breiten Flußmündung ähnlichen Wassergasse, die auf Swatau zu leitet. Sie war gelb von dem Schlamme des großen bei Swatau mündenden Hankiang. In langer Linie, einer Perlschnur vergleichbar, zogen die chinesischen Fischer-Dschunken uns entgegen auf den Fang; ihre Segel waren weithin über den Horizont verstreut. Mit Erstaunen sah ich, wenn eines der ärmlicheren Boote vorüberkam, daß die gelbbraunen Rudermänner darin splitterfasernackt waren, selbst ohne den allergeringsten Hüftschurz, etwas, was ich bisher noch bei keinem Volk der Erde gefunden hatte.



Swatau. (S. 38)

Die Küste zur Rechten ist nahe dem Flusse flach, zur Linken eine Folge von Bergkuppen mäßiger Höhe, aber sehr rauher Form, alles waldlos und nur von wildem Steingetrümmer überstreut. (Abb. S. 34) Hier und da zeigten fortlaufende horizontale Bodenterrassen die Bemühungen der Chinesen, dieses schwierige Gelände dem Ackerbau dienstbar zu machen. Endlich erschien in der Ferne, lang-

hingestreckt an dem flachen Nordufer, die Handels-Ansiedelung von Swatau mit weißen und gelben Lagerhäusern. (Abb. S. 37) Lange aber, ehe wir Anker warfen, kam uns bereits eine Flottille chinesischer Ruderboote entgegen, deren Insassen schon von weitem gestikulierend und schreiend auf uns zustrebten. Ich glaubte zunächst, es handle sich um eine Unvorsichtigkeit; wir waren noch in voller Fahrt, und die Boote trieben direkt auf unseren Schiffsbug zu; ein Unglück schien unvermeidlich.

Im Nu waren die langen und flachen, je mit fünf bis sechs Mann besetzten Boote heran, und nun begab sich etwas Verblüffendes. Einer der Chinesen in jedem Boot behielt das Ruder in der Hand, die andern ergriffen riesige Bambusstangen mit eisernen Haken am Ende, die sie in den Augenblicken, wo unsere Schiffswand hart an ihnen vorüberrauschte, in das Geländer unserer Reeling schlugen, um mit katzenartiger Geschwindigkeit daran in die Höhe zu klettern. Einige von ihnen wurden von dem gewaltigen Ruck ins Wasser geschleudert, andere, die das Ziel verfehlten, stürzten

Chinesen entern das Schiff.

über Bord, mehrere Boote kippten um, allein die Mehrzahl der Kerle, 40—50 Menschen, hatte in wenigen Sekunden unser Schiff erklettert. Oben warfen sie unbekümmert ihre Stangen in das Wasser zurück, wo sie von den im Boote verbliebenen Leuten aufgesammelt wurden, und drangen dann sofort mit lautem Geschrei in alle Luken und Gänge des Zwischendecks.

Ehe ich mich noch von meinem Erstaunen erholt und begriffen hatte, was sie wollten, war eine zweite Flottille heran, und wieder erstürmte eine ähnliche Schar Chinesen wie eine Rotte wilder Raubtiere das Deck.

Nun erst erfuhr ich, daß diese erstaunlichen Kletterkünstler Angestellte kleiner chinesischer Herbergen sind, welche den Schiffen entgegenfahren, um möglichst früh unter den ankommenden einheimischen Passagieren Gäste für ihre Häuser zu gewinnen. In der That ein Konkurrenzeifer, neben dem die Geschäftigkeit unserer Hotelportiers an den Bahnhofsausgängen verschwindet!

So harmlos nun diese Erklärung auch war, ich konnte mich doch eines leisen Grauens nicht erwehren. Ehlers, bei dem ich später eine Schilderung des gleichen Vorgangs aus Hongkong las, hat ganz recht, wenn er sagt, nach diesem Erlebnis könne man begreifen, wie wehrlos die Besatzung selbst eines großen Dampfers gegen chinesische Seeräuber sein müsse, sobald diese einmal in Enternähe gekommen sind. Gegen einen solchen, sich an allen Ecken und Enden über Bord ergießenden Menschenstrom sind Äxte und selbst Repetiergewehre machtlos.

Kaum hatten wir dann gegenüber der Ansiedelung Anker geworfen, als neue Boote mit Hoteldienern, Fährleuten und Lastträgern scharenweis uns umdrängten, von neuem wurden wir geentert. Die Neuankömmlinge mischten sich mit den Früheren zu einem wütenden Streit um die Passagiere. Es mußten mindestens tausend Menschen sein, die jetzt an Bord um uns herumtobten, gekleidet in die verschiedensten Trachten: den einfachen Hüftschurz, oder kurze Jacken und Hosen, lange Kaftane aus bunter Baumwolle und dunklem Glanzleinen u. s. w. Auf den Köpfen hatten sie kleine Kappen oder

riesige Geflechte wie Korbdeckel und lampenschirmartige Gebilde. Namen wurden geschrieen, Papiere hochgehalten, die unglücklichen Gäste wurden hin und her gezerrt, ihre sieben Sachen ihnen fast mit Gewalt entrissen. Dann entquoll den geöffneten Luken des Schiffes mit ebenso unheimlicher Geschwindigkeit ein ununterbrochener Strom von Menschen, Kisten, Ballen, Körben und Paketen. Binnen einer Viertelstunde war das Zwischendeck von seinen Insassen geleert, und zum Sinken mit Passagieren in jener drangvoll



Fährboot in Swatau.

fürchterlichen Enge beladen, die der Chinese nicht nur gewohnt ist, sondern sogar zu lieben scheint, zogen die Dschunken zum Strande. Zurück am Schiff blieb nur eine Anzahl kleiner Sampans, welche darauf warteten, die Europäer für zehn oder zwanzig Silbercents ans Land zu rudern.

Unweit unterhalb der Handelsniederlassung, am linken Flußufer, wehte eine große schwarz-weiß-rote Flagge über einem schönen Baumgarten. Dort war das deutsche Konsulat. Ich ließ mich ans Land setzen und wanderte dorthin. Das Grundstück liegt so hart am Wasser, daß zur Flutzeit nur ein schmaler Pfad vor ihm vor-

überführt, zur Ebbezeit dagegen wird eine gewaltige Fläche gelblichen Schlickbodens frei. Augenscheinlich wird dieses Gebiet durch die fortdauernde Anschwemmung in kurzer Zeit landfest werden, und es empfähle sich vielleicht, wenn das Reich schon jetzt durch billigen Ankauf des heute noch nutzlosen Terrains vor dem Konsulat sich für die Zukunft eine bedeutende und wertvolle Erweiterung seines Grundbesitzes sicherte.

So dürftig das Bureaugebäude des deutschen Konsulats in Hongkong sich darstellt, so prächtig tritt uns das Konsulat in Swatau entgegen. Es liegt in einem großen Garten hinter einer schönen Balustrade, die dem Besitztum etwas Herrschaftliches giebt. Der Vorgarten ist geschmackvoll gehalten, mit breiten Wegen und wohlgepflegten Beeten; das geräumige, hochfenstrige Wohngebäude dahinter, mit seinem erkerartig vorspringenden Rundbau in der Mitte, sieht ungemein vornehm aus. Die Einrichtung im Innern, ein schöner großer Korridor, hohe Zimmer, eine luftige Veranda, bestätigten diese Erwartung. Auch hinter dem Hause erstreckt sich noch ein, freier gehaltener, Garten mit sehr schönem schattigen Laub.



Das deutsche Konsulat in Swatau.

Herr Konsul Streich hatte nach einem kurzen Geplauder die Liebenswürdigkeit, mir statt der heißen Schiffskabine das große luftige Gastzimmer seines Hauses für die Nacht anzubieten. Ich nahm es dankbar an, aber trotz der vortrefflichen Ventilation erschien mir die Schwüle in der Nacht doch noch brütend. Man befindet sich in Swatau genau auf dem Wendekreis, aber das Klima scheint doch noch vorwiegend tropisch zu sein. Die ganze Einrichtung des Hauses ist darauf zugeschnitten, und auch die Vegetation draußen hat noch stark tropischen Charakter; mächtige Bambusgebüsche im Konsulatsgarten schießen bis zu zwanzig und fünfundzwanzig Metern Höhe empor.

Wir saßen heute, am Tage des Sedanfestes, an das aber gegenwärtig niemand dachte, am Theetisch unter solch einem Riesenbusch im Gespräch mit einigen Baseler Missionaren und ihren Frauen. Auch mein Reisegefährte vom Schiff war dabei. Ich erfuhr, daß man doch bei Beginn der Unruhen auch in der Umgebung von Swatau große Sorge gehegt hatte. Selbst die tapfere Gattin des Konsuls hatte sich darauf gefaßt gemacht, eintretendenfalls ihr Heim mit dem Gewehr an der Wange verteidigen zu helfen. Die zum Konsulatsbezirk von Swatau gehörigen Missionare waren von ihren Inlandstationen an die Küste geflohen und weilten noch dort. Wenngleich nur eine kleine Kapelle unweit Swataus zerstört worden war, so erschien es ihnen doch bisher noch zu unsicher, zu ihren verlassenen Gemeinden zurückzukehren.





Strand der Insel Kulangsu. (S. 44)

Ein Besuch in Amoy.

Kulangsu, den 3. September.

Als man in Deutschland vor einigen Jahren damit umging, einen festen Machtstützpunkt in China zu gewinnen, faßte man unter anderen Hafenplätzen auch die Bucht von Amoy für einen Erwerb ins Auge. Später ließ man diese zu Gunsten von Kiautschou fallen, und zwar mit Recht, da letzteres die Möglichkeit besserer Verbindungen mit dem Hinterland bietet, als das im Innern von Bergen abgeschlossene Amoy. An sich würde der Hafen Amoys zweifellos besser gewesen sein als die Kiautschou-Bucht, denn er gehört überhaupt zu den besten, die es in Ostasien giebt. Eine tiefe, weitverzweigte Bai greift hier in die Küste hinein. Vor und in dieser liegt eine Reihe großer und kleiner Felsen-Eilande, welche

die Gewalt von Sturm und Wellen brechen, zwischen sich aber ein Fahrwasser freilassen, das für die größten Schiffe hinreichenden Tiefgang bietet.

Auf der innersten dieser Inseln ist, dem Festlande zugewendet, die alte Stadt Amoy erbaut, deren Bedeutung als wichtiger Handelsplatz weit ins Mittelalter zurückreicht: 1842 war Amoy unter den vier ersten Häfen,*) welche den Fremden außer dem bis dahin einzig zugänglichen Kanton vertragsmäßig geöffnet wurden.

Als wir heute früh gegen sieben Uhr in die etwa 600 Meter breite, über 20 Meter tiefe Reede einliefen, die sich zwischen der Hauptinsel und der kleinen, vor ihrer Südwestspitze liegenden Insel Kulangsu dahinzieht, herrschte ein wunderschönes, stilles, allerdings schon zu dieser frühen Stunde heißes Wetter. Wie poliertes Metall glühte die glatte Wasserfläche zwischen den felsigen Ufern. Von neuem war ich überrascht, welch eine Fülle landschaftlicher Reize doch über die Küsten des südlichen China ausgegossen ist. Das Bild von Amoy erreicht zwar nicht Hongkongs phantastisch wilde Schönheit; es ist weniger heroisch, dafür aber von einer eigentümlich fesselnden bizarren Grazie. Die Felsen sind fast noch sonderbarer und launischer geformt, ein wirres, regelloses Haufwerk von granitischem Blockgetrümmer wie eine in der Brandung versteinerte See. In vielgestaltigen Buchten drängt sich das Meer in die Ufer hinein, und zwischen dem Gehügel wuchert eine subtropische Vegetation, die an die italienische erinnert. (Abb. S. 48)

Auch hier, wie in Hongkong, kennzeichnete gegenwärtig eine auffallende Menge von Kriegsschiffen den außergewöhnlichen Zustand. Vor der europäischen Niederlassung lagen drei englische Kanonenboote, ein stattlicher Amerikaner, ein Russe; weiter in der inneren Verzweigung der Bucht nicht weniger als vier Japaner; die letzteren elegante weißgraue Schiffe modernster Konstruktion, die einen ganz vorzüglichen Eindruck machten. An ihrem Heck flatterte

*) Amoy, Futschou, Ningpo, Schanghai.

die schöne japanische Kriegsflagge, eine rote Sonne in weißem Felde, von der rote Strahlen nach allen Seiten ausgehen. Die japanische Handelsflagge hat nur die Sonne ohne Strahlen, die dann natürlich weniger dem Tagesgestirn als einem Edamer Käse gleicht. Unser „Tiger“ war bei der Einfahrt nicht zu entdecken; er war, wie ich nachher hörte, auf die offene See hinausgedampft, um die Schiffe des deutschen Truppentransports, die heute passieren sollten, zu begrüßen und eine Strecke zu geleiten.

Trompetensignale erschollen von den Schiffen durch die Morgenluft, die Mannschaft exerzierte an Bord, kleine Dampfpinassen mit den verschiedenen Kriegsflaggen fuhren hin und wieder, kurz, es war ein kriegerisches Bild, wie es hier gewiß selten gesehen wird.

Wir warfen den Anker angesichts der europäischen Niederlassung, die meerwärts vor der eigentlichen Stadt liegt. Von unserem Halteplatz aus war von der letzteren nicht viel zu sehen, ihre niedrigen Häuser liegen hinter den stattlicheren Gebäuden der Fremden verborgen. Übrigens ist auf der Hauptinsel im Anschluß an die Stadt nur das Geschäftsviertel des Settlements gelegen, mit schön geebneten, breiten, von hohen steinernen Quais eingefaßten Ladeplätzen und langgedehnten Geschäftshäusern im Hintergrunde, in denen sich die Kontore und Warenlager befinden. Die Privatwohnungen der Fremden dagegen, zugleich auch die Konsulate, liegen jenseits des Sundes auf der Insel Kulangsu, — eine aus Gründen der Sicherheit wie aus denen der Gesundheit und der Ästhetik gleich verständige Einrichtung.

Da ich zunächst eine politische Aktion auszuführen, nämlich ein vom Konsul in Hongkong mir zur Mitnahme übergebenes feierlich versiegeltes Paket für das hiesige deutsche Konsulat abzuliefern hatte, das er bei der unsicheren Lage der chinesischen Landespost nicht hatte anvertrauen wollen, so wandte ich mich mit Hilfe eines der uns sofort wie die Fliegen umschwärmenden Sampans zuerst nach der Insel Kulangsu hinüber. (Abb. S. 46)

Es ist merkwürdig, wie jede der bisher berührten Städte ihre eigentümlichen Sampan-Formen hat. Diese Boote sind hier besonders hübsch und sauber, fast kokett gehalten. Das Sitzbänkchen mit Rohrstuhlgeflecht befindet sich vorn, oft unter einem leichten, flachen Sonnendach, der Fährmann steht hinten und stößt die Ruder vorwärts. In Hongkong und Swatau saß er vorn und ruderte rückwärts, wie bei uns die Regel ist. Nach hinten läuft der Kahn in zwei drollige lange Schwänze aus zwei flachen Brettern aus, die ähnlich wie die Beinlehnen der long chairs gestaltet und rot angestrichen sind. Einen praktischen Zweck davon kann ich nicht erkennen, es scheint nur eine dekorative Ausgestaltung zu sein, ist aber eine echt chinesische Schiffsgrundform, die auch bei den größten Dschunken wiederkehrt. Bei diesen setzen sich oft die ganzen beiden nach hinten konvergierenden Seitenwände noch über die Sternwand hinaus fort, so daß sie frei stehen wie die halbgeöffneten Flügel einer kluckenden Henne. In dem Zwischenraume spielt dann das große Steuerruder.

Sampans in Amoy. (S. 45)

Man landet drüben auf Kulangsu mit Hilfe von altertümlichen, weit über den flachen Ebbestand hinausgeführten Stegen aus großen Steinplatten, unter denen das Wasser des Flut- und Ebbestroms ungehindert verkehren kann.

Unweit des Strandes, in dichten Gärten versteckt, flatterte wieder unsere schöne schwarz-weiß-rote Flagge über den Wipfeln, allein es war ein schwieriges Ding, durch das labyrinthartige Zickzack schmaler, zwischen dichten Gartenhecken laufender Wege das Gebäude aufzufinden, zu dem sie gehörte. Bei dieser Wanderung kam ich auch an der Wohnung des japanischen Konsuls vorüber, einem schönen, stattlichen Gebäude mit Bogenhallen, vornehm hinter einem großen Vorhof liegend, das Chrysanthemum-Wappen über der Thür. Das Anwesen war von japanischen Marinetruppen besetzt, die an dem schöngegitterten Hauptthor und an Nebeneingängen Wache hielten. Kleine, untersetzte Kerle, deren asiatisches, wie aus gelblichem Holz geschnitztes Gesicht für unser Gefühl zu ihrer nach europäischer Art gestalteten Uniform einen sonderbaren Kontrast bildet, deren gute und dabei ungemein selbstbewußte Haltung mir aber sofort auffiel. Es ist doch erstaunlich, was dieses kleine, noch vor einem halben Jahrhundert in einer Art mittelalterlicher Feudalkultur steckende Inselvolk fertig bringt!

Endlich hatte ich das Anwesen, zu dem die deutsche Flagge gehörte, entdeckt. Ich betrat einen kleinen, etwas dumpfigen, zwischen andere Grundstücke eingeklemmten Garten, in dem sich ein niedriges, unfreundliches Gebäude aus roten Ziegeln mit einer Säulenvorhalle erhob. O weh! Repräsentiert dies unansehnliche Ding hier die ganze Herrlichkeit des Deutschen Reiches?



Das Japanische Konsulat in Amoy.

Keine Seele zeigte sich. Ich pochte an die Thüren, keine Antwort; es war augenscheinlich noch zu früh. So wanderte ich denn in der zunehmenden Hitze des steigenden Tages wartend am Strande dahin. Die Ebbe hatte den flachen, sandigen, von Krabben wimmelnden Meeresboden weit hinaus freigelegt; ein wirres malerisches Ge-

trümmer von Granitblöcken überstreute ihn, das zur Flutzeit zum großen Teil im Wasser liegt. Eines unter diesen Steingebilden fällt dem Wanderer besonders ins Auge, es ragt hoch wie ein imposantes Monument empor. Auf der einen Seite, wohin sich der große Stein hinüberneigt, sah ich ihn durch eine künstliche Schichtung von Steinen gestützt. Fromme Hände hatten das gethan, wie ich später erfuhr, denn es knüpft sich an diesen beim Volke heilig gehaltenen Stein die Sage, daß mit seinem Sturz auch Amoy zu Grunde gehen werde.



Felsbildung bei Amoy.

Endlich kehrte ich wieder zum Hause zurück. Die Thüren waren geöffnet, der Konsul Dr. Merz zugegen. Nachdem ich mein Paket übergeben, war natürlich meine erste Frage nach dem Stand der japanischen Angelegenheit.

Die Zeitungsnotizen waren nicht übertrieben gewesen, die Dinge hatten sich bedenklich genug angelassen. Die Vermutung, daß die Angelegenheit mit der Verbrennung des japanischen Tempels nur ein rasch ergriffener Vorwand gewesen, bestätigte sich. Es handelte sich um ein ganz unbedeutendes Gebäude, drüben in den an das Settlement anschließenden Chinesenstraßen, noch außerhalb der eigentlichen Stadt, das gar nicht einmal ein japanisches Bauwerk war, sondern einem Chinesen gehörte und nur für den japanischen Gottesdienst abgemietet worden war. Wiederum auch nicht einmal von richtigen Japanern, sondern von chinesischen Renegaten, die sich der Schutzverwandtschaft der gehaßten, aber gefürchteten Japaner angeschlossen hatten. Da derartige Burschen in der

Regel zum Abschaum des Pöbels gehören und es ihnen im Grunde höchst gleichgiltig ist, ob sie Chinesen oder japanische Schintoisten oder sonst etwas werden, wenn sie sich nur durch ihren Übertritt der Gewalt der einheimischen Behörden entziehen können, so war die von den umwohnenden Chinesen aufgestellte Behauptung nicht unglaublich, daß die Mieter selber den Tempel angezündet hätten, um dann in dem entstehenden Aufruhr im Trüben zu fischen.

Diese an sich so unbedeutenden Vorgänge würden der Erwähnung nicht wert sein, wenn sie nicht darauf und daran gewesen wären, sehr ernsthafte Folgen nach sich zu ziehen. Der schwerlich ohne heimischen Rückhalt handelnde Vertreter Japans hatte in der That sofort daraufhin in der Seite 31 erwähnten Weise die Straßen in der Nähe des Tempels mit Truppen besetzt, den Tautai bedroht, die Stadt unter die Mündung der japanischen Kanonen genommen und sein eigenes Haus demonstrativ in militärischen Verteidigungszustand gebracht. Auch die Nachrichten von der daraufhin in Amoy entstandenen Panik waren kaum übertrieben. Zollamtlich ist bestätigt, daß etwa vierzigtausend Chinesen aus der Stadt geflüchtet sind. Die einheimischen Banken sind geschlossen, und infolgedessen sowie wegen Mangels an Arbeitern auch die Geschäfte der Europäer fast gänzlich ins Stocken geraten. Räuberisches Gesindel machte sich bereits die Unordnung zu nutze und vollführte eine Reihe von Einbrüchen.

Zum Glück aber scheint es diesmal der raschen Energie der europäischen Mächte doch zu gelingen, die Flamme noch im Keim zu ersticken. Besonders die Engländer waren unverzüglich bei der Hand. Sie sendeten nicht nur Schiffe, sondern landeten wenige Tage nach den Japanern ebenfalls Truppen, die sie im europäischen Settlement unterbrachten, und erklärten, bei jeder Verstärkung der japanischen Macht das Gleiche thun zu wollen.

So ist also der japanische Räuber doch nicht in einem günstigen Zeitpunkt zugesprungen, andere Raubtiere sind zu nahe gewesen und weisen ihm knurrend über der Beute die Zähne. Japan dürfte nichts übrig bleiben, als mit guter Manier den Rückzug an-

zutreten. Gegenwärtig finden tägliche Beratungen des Konsularcorps über die von der chinesischen Behörde zu leistende Sühne und die gleichzeitige Zurückziehung der englischen und japanischen Truppen statt. Die „Wahrung des Gesichts“ wird bei der japanischen Regierung wohl in der Abwälzung der Schuld auf die Person ihres Konsuls bestehen.

Ich fragte nun nach der Lage des verbrannten Tempels, da ich mir als gewissenhafter Berichterstatter doch wenigstens das corpus delicti ansehen wollte.

„Er liegt drüben irgendwo in den Straßen hinter dem Settlement versteckt. Sie finden ihn unmöglich allein. Ich werde Ihnen meinen Boy mitgeben. Ich brauche ihn heute nicht.“

„Das ist äußerst dankenswert. Darf ich mich dann von dem Manne vielleicht gleich noch etwas mehr in Amoy herumführen lassen?“

„Gern, aber ich denke, Sie werden das bei der Hitze bald aufgeben. Zudem kann ich Ihnen sagen, daß Amoy als eine der schmutzigsten Städte Chinas bekannt ist.“

Ich erwiderte in Bezug auf den letzteren Punkt, daß ich als Reisender in einem Punkt dieser Art eigentlich nur noch ein Interesse mehr sehen könne. Und wegen der Hitze müsse ich unter den Verhältnissen hier — der kleine dumpfige Garten des Konsulats lag regungslos unter brütender Sonne, kein Luftzug drang von da in die Thüren hinein und milderte die drückende Schwüle — den Konsul, der darin über den Papieren zu sitzen habe, eigentlich mehr bedauern als mich. Ich konnte dabei einen Vergleich mit dem stattlichen japanischen Konsulat nicht unterdrücken.

Lächelnd erwiderte Dr. Merz: „Es ist nicht so arg; hier unten sind nur die Bureaus. Meine Wohnung liegt weiter landein auf Kulangsu; wenn Sie mit Amoy fertig sind, machen Sie mir gewiß das Vergnügen, uns zu besuchen. Sie werden dann sehen, daß der Abstand von Japan doch nicht ganz so groß ist.“

Der Boy, ein magerer ältlicher Chinese von anständigem Wesen, der Pidgin-Englisch sprach, nahm mich mit einer Art Väter-

lichkeit unter seine Obhut und führte mich über den Hafen zunächst nach dem europäischen Settlement hinüber. Die Häuser sind auch in Amoy noch ganz auf die Bedürfnisse eines tropischen Klimas zugeschnitten. Meist sind sie zweistöckig, mit schattigen Bogenhallen versehen. Auf dem Vorplatz patrouillierten englische Soldaten in weißen Tropenuniformen und Korkhelmen. Ihr Hauptquartier war in einem der englischen Warenhäuser aufgeschlagen; eine Maxim-kanone mit eisernem Panzerschild stand davor aufgefahren und wurde von neugierigen Kulis achtungsvoll aus der Ferne betrachtet.

Nach einem Besuch im Kontor der Herren Piehl & Hempel, an die ich aus Hongkong Empfehlungen besaß und deren liebenswürdige Einladung, für die Zeit meines Aufenthalts in Amoy ihr Gast zu sein, ich mit Vergnügen annahm, wandte ich mich mit meinem Führer nunmehr in die chinesischen Geschäftsstraßen, die sich unmittelbar an die Ansiedelung der Europäer anschließen, und wo sich infolge ihrer Anwesenheit ein regeres Leben entwickelt hat als in der Stadt selbst.

Wir tauchten unmittelbar vom Settlement aus in ein wahres Labyrinth enger Gäßchen von so regelloser Gestaltung, daß ich binnen weniger Minuten jegliche Direktion verloren hatte und nur meinem voranschreitenden Führer folgte, mit stillem Staunen darüber, wie er sich hier hindurchfand.

Wahrhaftig, es stank! Es stank sogar kolossal. Unter den großen, behauenen, lose neben einander gelegten Steinplatten, die in den Hauptstraßen den Boden bedeckten, führten die Abflußkanäle dahin und dünsteten ungehindert in die feuchte Schwüle der geschlossenen Straße hinein. Häufchen von Unrat und Abfällen lagen in jeder toten Ecke der Straße; glitscherige Feuchtigkeit überzog alles, kurz der erste Eindruck ließ an Ekelhaftigkeit nichts zu wünschen übrig.

Und doch ertappte ich mich nach einiger Zeit auf dem Gedanken: eigentlich ist es doch nicht so schlimm mit dem Schmutz und der Verkommenheit, wie du gedacht hast.

Unzweifelhaft sind uns in China mutatis mutandis Kulturzustände erhalten, wie sie ähnlich auch bei uns vor Jahrhunderten bestanden haben. Andersen hat in seiner kleinen Erzählung „Die Galoschen des Glücks“ sehr geschickt das Entsetzen eines modernen Menschen geschildert, der plötzlich durch Zauberei in das Leben einer mittelalterlichen Stadt zurückversetzt wird. In der That, wir sind wie rechte Parvenüs, die hochmütig vergessen haben, in welcher Unsauberkeit, Enge und Ungesundheit unsere eigenen Vorfahren — vor noch gar nicht so viel Generationen — dahinlebten. Das gepferchte Zusammenwohnen in ummauerten Städten, wo die Thore, ja selbst einzelne Straßen nachts geschlossen wurden, wo die Schmalheit der Gassen Luft und Sonne abhielt, wo von unterirdischer Kanalisation keine Rede war, wo bei den kleinen Leuten unfraglich eine ähnliche Bedürfnislosigkeit in Bezug auf die Lebenshaltung herrschte, wie hier: all das muß früher bei uns in vieler Hinsicht ähnliche, wenn nicht ärgere Zustände hervorgebracht haben, wie wir sie jetzt in China finden. Es ist nicht anzunehmen, daß China erst nachträglich unsauber geworden ist, und doch finden Reisende des Mittelalters, wie Marco Polo, Odorico u. a., niemals ein Wort über diese Eigentümlichkeit. Sie muß diesen Gewährsmännern also nicht als etwas Ungewohntes aufgefallen sein.

Dies Gefühl, daß wir in China Gelegenheit haben, Kulturzustände aus eigener Vergangenheit vor Augen zu sehen, von denen wir wohl aus historischen Schriften Kenntnis haben, die wir uns aber sehr schwer vorstellen können, ist übrigens nicht so zu verstehen, als ob das gegenwärtige Reich einem bestimmten Zeitpunkte unserer Vergangenheit genau entspricht. Es sind vielmehr in praktischen Einrichtungen wie sozialen Verhältnissen Analogien bald mit dieser, bald mit jener Zeit vorhanden, vom Mittelalter bis zum Anfang unseres Jahrhunderts vor der Wirksamkeit der großen Erfindungen. Am meisten erinnert das äußere Ansehen der Städte an den Ausgang unseres Mittelalters beim Übergang zur Neuzeit, wo die Städte noch Festungen waren, aber das Pulver schon erfunden war.

Doch zurück zu unserer Wanderung. Die Straßen waren stellenweis so eng, daß ich meinen Sonnenschirm schließen mußte. Vielfach sind sie außerdem überdacht. Von den Dächern der meist zweistöckigen Häuser ragt Stangenwerk zum Nachbarhaus hinüber, das mit zerfetzten Matten, Stücken vermoderten Zeugs, mit Reisig und dergleichen belegt ist. Alles ist regellos und liederlich gemacht, aber es erfüllt den Zweck, die Sonne abzuhalten, derartig, daß unten beinahe Dämmerung herrscht. Gepflastert sind die Gassen durchweg, oft sehr sorgfältig; die Hauptstraßen, die aber auch nicht breiter sind, meist mit großen länglichen, wohlbehauenen Platten; und so sind sie, wenn auch feucht, so doch durchaus nicht durchweg schmutzig. Gelegentlich sah ich hölzerne Gitter, mit denen die Straßen in der Nacht geschlossen werden.

Von der durch die japanische Angelegenheit eingetretenen Geschäftsstockung war hier wenig zu bemerken, nur hier und dort war ein Geschäft mit großen Bretterläden verrammelt; im übrigen herrschte ein äußerst reges Leben. Ausrufer mit Gemüsen aller Art liefen hin und wieder, um die kleinen Läden drängten sich die Käufer. Diese Läden sind durchweg offen; nur ein Verkaufstisch trennt das Innere von der Straße. Hier stehen kleine bunte Kuchen zur Auswahl, Ananasscheibchen, Schälchen mit fertigem warmen Thee, Körnerfrüchte aller möglichen Sorten, kleine und große Fische, die bereits zerschnitten auf Brettern liegen, Artikel chinesischer Industrie, so bunt und vielgestaltig, daß der flüchtige Spaziergänger nicht daraus klug wird, zu was sie alle dienen mögen. Überall kann man weit ins Innere der kleinen Häuser hineinschauen. Hier sieht man einen Barbier beschäftigt, dem Kunden das Haupthaar über der Stirn wegzurasieren oder ihm die Ohren nach chinesischer Sitte auszubohren, dort hockt eine Anzahl Nachbarn bei einem Kaufmann zu einem behaglichen Schwatz, anderswo klopfen und hämmern und schnitzen alle Arten von Handwerkern; sie flechten Körbe, kämmen Baumwolle, oder sie hocken und liegen auch nur rauchend auf hölzernen Gestellen herum. Meist tragen sie den Oberkörper nackt. Der Wuchs ist im allgemeinen nicht übel, die Hautfarbe lichtbräun-

lich, nicht selten jedoch von beinahe europäisch weißer Farbe, ähnlich wie die höchsten Kasten der Inder in den Bädern von Benares. Die langgeschnittenen Gesichter sind oft von entschiedener Feinheit und Intelligenz. Frauen sieht man sehr wenig, wenn aber, so trippeln sie ungeschickt auf ihren verkrüppelten Füßen, als hätten sie statt dieser kleine Eselshufe.

Mein Erscheinen erregte kaum irgend welches Interesse und jedenfalls keine Ungezogenheit. Selbst als ich einmal im Gedränge mit dem Ärmel ein großes Stück Fisch von einem Tischchen herunter in den Straßenschmutz warf, erfolgte kein unwilliger Ausruf, vielmehr, als ich mich entschuldigend umwandte, ein höfliches Lächeln. Ich hätte wohl das pöbelhafte Gelächter und Geschimpfe hören mögen, wenn das einem bezopften Chinesen in einer Berliner Markthalle begegnet wäre.



Straße in Amoy.

Einige dieser Straßen, in denen sich japanische Geschäfte befanden, waren von japanischen Wachen besetzt; sie standen mit dem Gewehr im Arm an verschiedenen Punkten verteilt, Wachtlokale waren in verschiedenen Schenken aufgeschlagen. Wenn ich vorüberging, standen sie stramm und präsentierten, wohl weil sie mich für einen europäischen Offizier hielten. Welch merkwürdige Situation, daß sich diese braunen Gesellen heute mit mir solidarisch fühlen gegenüber ihren mongolischen Verwandten!

Übrigens ist der körperliche Unterschied zwischen Japanern und Chinesen doch sehr groß. Der Chinese ist durchschnittlich erheblich größer und schlanker, sein langes Gesicht sieht eigentlich feiner

aus als das kurze, breite japanische mit den kleinen Augen. Er erscheint entschieden als Angehöriger einer vornehmeren Rasse.

Groß ist allerdings das Elend und die Ungesundheit, die uns entgegentritt. Nie habe ich so viel Kinder mit grindigen Köpfen gesehen, wie hier. Kaum eines war ohne gräuliche Schörfe und Geschwüre. Die Sterblichkeit unter ihnen muß furchtbar sein.



Tempelthor in Amoy. (S. 56)

Ein schrecklicher Anblick vollends sind neben Mengen schauderhaft räudiger Hunde die jammervollen, hinkenden, winselnden Bettler, die in Menge durch die Straßen wanken. Nie werde ich den Anblick eines Wesens wieder los, das in einer engen, stinkenden Gasse im Schmutz und Schlamm des nassen Pflasters auf Knieen und Händen lag. Wirres, seltsam weißgelbes Haar hing ihm um den grindigen Kopf, so daß es vielleicht ein Kakerlak war; mit der Stirn schlug die Person, von der ich nicht sah, ob sie Mann oder Weib

war, unaufhörlich, ohne aufzusehen, auf die Steine und heulte dabei etwas vor sich hin. Neben ihr stand ein kleines Schälchen mit ein paar kleinen durchlochten Kupferkäsch darin. Als ich Stunden später wieder durch diese Gasse kam, lag das unglückliche Geschöpf noch immer dort, schlug die Stirn gegen das Pflaster und heulte um Almosen. Mir krampfte sich das Herz vor Entsetzen zusammen über das Maß, das menschliches Elend erreichen kann.

Aber nicht alles war doch Schmutz und Prosa, was ich sah. Hier und dort, an etwas breiteren Straßen begegnete ich kleinen Tempelchen mit geschweiften Dächern aus bunten Ziegeln, an denen sich eine überaus zierliche Kleinkunst entfaltete. Die Dachkanten waren mit kleinen Fayence-Figuren besetzt, meist bizarren Drachen, die den Schwanz hoch in die Lüfte streckten. Die Wände zeigten Reliefs, Menschen, Tiere und Bäume darstellend, Gemälde von Hirschen, Reihern und dergleichen, oft von sehr graziöser Stilisierung; schön geschnitzte Holzthüren führten in das Innere. (Abb. S. 55)

Der zerstörte japanische Tempel, den wir endlich in einer ziemlich einsamen Nebengasse auffanden, war allerdings ein ganz unbedeutendes Objekt, die Front nur wenige Meter lang, und nichts deutete an den stehen gebliebenen Wänden und in dem Brandschutt, der sein Inneres erfüllte, darauf hin, daß etwas Wertvolles zerstört war. Gegenwärtig lag er ganz verlassen, nur ein entsetzlich anzusehender, halb verhungerter und von Räude und Geschwüren beinahe aufgefressener Hund hinkte scheu zwischen den leeren, brandgeschwärzten Wänden herum.



Der verbrannte Tempel in Amoy.

Die eigentliche Stadt ist von einer offenbar sehr alten, krenelierten Mauer umgeben. Durch ein großes Bogenthor traten wir hinein. Man kommt zuerst in einen ummauerten, dem Stadtwall angebauten Vorhof, wo ein paar alte Vorderlader-Kanonen im Grase lagen; von dort aus dann mit rechtwinkliger Wendung — so daß also der Feind das Stadtthor nicht direkt beschießen kann — in die Stadt. Anblick und Anlage erinnern sehr an alte nordindische Citadellen, doch ist alles bei weitem weniger großartig gestaltet, als man es dort gewohnt ist.



Stadtthor von Amoy.

Im Innern fand ich die Straßen durchschnittlich breiter und lichter, doch nicht eigentlich vornehmer, die Häuser sogar eher niedriger als draußen. Die Gassen waren dabei ganz auffallend viel weniger belebt. Zum Teil lag das wohl daran, daß gerade aus der inneren Stadt eine allgemeine Flucht stattgefunden hatte, zum Teil aber, daß das eigentliche Geschäft sich immer mehr in die Nähe der Europäer zieht.

Nicht ohne großen malerischen Reiz war eine Wanderung auf der romantisch zerfallenen Stadtmauer, die über Hügel und Vertiefungen dahinläuft. Alte Kanonen lagen auch hier, ohne Lafetten, verrostet und von Gras überwachsen, zwischen den ausgewichenen Steinen. Über die Masse der niedrigen, flach geschweiften, ganz uniform gestalteten Dächer, aus denen kein einziges Gebäude höher hervorragte, schaute man hinweg in die bizarre Bergumgebung. Hier und dort gestattete der erhöhte Standpunkt auch den Einblick in das Innere der Höfe, und mit Überraschung gewahrte ich dort vielfach

eine Sauberkeit, eine Peinlichkeit der Architektur, einen Luxus des Schmuckwerks, auf welche die einfache Außenseite der Gehöfte nicht schließen ließ.

Auch große Gemüsegärten lagen innerhalb der Ringmauer; Wassergärten, in denen Sumpfpflanzen mit großer Sorgfalt angebaut waren. Chinesen wateten arbeitend bis zum halben Leibe im Wasser herum; ein künstlicher Damm leitete die Straße hindurch.

Endlich führte mich der Weg an einer anderen Stelle der Mauer wieder hinaus, ins Freie. Überaus wild und öde ist die Umgebung der Stadt nach dem Innern der Insel zu. Blockgeröll von so abenteuerlichen Formen und riesigen Dimensionen, wie kaum am Blocksberg, übersät das stark bewegte Gelände. Dazwischen hinein sind Gräber über Gräber zerstreut. Ihr Vorhandensein ist wohl der Grund dafür, daß diese Gegenden dem ländlichen Anbau entzogen bleiben. Die besseren dieser Gräber haben die Gestalt einer kleinen, in einen Abhang hineingetieften Nische mit einem Steinsitz und einer steinernen Rückwand von Omega-förmigem Umriß. (Abb. S. 59)

Inzwischen hatte es die Sonne besser und besser gemeint, die Hitze steigerte sich zu einer Höhe, daß es mir trotz Sonnenhelm und Schirm doch schließlich zu arg wurde. Meinem unermüdlichen Chinesen schien die Glut dagegen wenig anzuhaben, er breitete nur von Zeit zu Zeit einen kleinen Fächer über sein sonst unbedecktes und halbgeschorenes Haupt. Daß er mich im übrigen wegen meines närrischen Herumlaufens für verrückt hielt, bezweifle ich nicht.



Wassergärten in Amoy.

Einer ähnlichen Empfindung schienen auch meine deutschen Gastfreunde nicht ganz fern zu stehen, als ich endlich nach mehreren Stunden wieder zu ihren durch Punkas einigermaßen gekühlten Räumen zurückkehrte. Sie schlugen die Hände über dem Kopf zusammen und erklärten, daß sie um keinen Preis der Welt eine solche Wanderung in der Mittagsglut wagen würden.

Der Weiße wird augenscheinlich bei längerem Aufenthalt in den Tropen besonders widerstandslos gegen die Gefahr der Sonne.



Grab in Amoy. (S. 58)

Es trat mir hier ganz dieselbe außerordentliche Ängstlichkeit in dieser Hinsicht entgegen wie in Indien. Der ansässige Europäer bindet sich tagüber fast sklavisch an den Schatten; die Furcht vor dem Sonnenstich ist fast die einzige Sorge, die ihn unausgesetzt beschäftigt, während er anderen Krankheitsgefahren gegenüber oft überraschend gemütsruhig bleibt.

Es war Nachmittag geworden, als ich mit meinem Boy endlich wieder nach Kulangsu hinübersetzte, um das eigentliche deutsche Konsulatsgebäude aufzusuchen.

Welch ein Gegensatz zwischen dem chinesischen Amoy und der

europäischen Ansiedelung von Kulangsu! Die Insel muß ursprünglich ein ähnlich ödes Felsgetrümmer gewesen sein, wie es drüben sich ausbreitet; heute aber erfüllen Gruppen dichtwipfeliger Bäume die Gründe, gutgehaltene Wege schlängeln sich zwischen den Felshügeln hindurch, eine stattliche Villenkolonie mit weitläufigen Steinhäusern, europäischen Läden, Apotheken, Photographen, geräumigen Sportplätzen und dergleichen ist entstanden. Auch eine kleine Chinesenstadt, an einem Binnenteich gelegen, hat sich infolgedessen allerdings mit entwickelt, in der es ähnlich stinkt wie drüben, aber sie ist auf einen kleinen Raum beschränkt geblieben.

Die Insel gipfelt in einer mächtigen kastellartigen Blockpackung, an der große chinesische Schriftzeichen weit über den Hafen hin sichtbar sind. Ich hatte sie zu umwandern. Auf der anderen Seite dieses Hügels sah ich nur noch einzelne besonders stattliche europäische Wohnhäuser, malerisch an Berghängen und auf Felskuppen zerstreut und jedes von schönen Gärten umgeben. Das ist ja für den weißen Mann die wertvollste Entschädigung für die vielen und großen Entbehrungen heimischen Lebensgenusses an einem so entlegenen Platze, daß er in Räumen und Dienerschaft und überhaupt herrschaftlicher Lebenshaltung sich so ungleich reichlicher ausbreiten kann, als es für ihn zu Haus in gleicher Lebenslage denkbar wäre.

Eine der Villen aber lag besonders herrlich auf einer weithin beherrschenden Höhe, wie ein antiker Akropolis-Tempel, und auch in der Form an solchen erinnernd, denn eine ringsum laufende offene Säulenhalle trug das Dach. Ein stolzer, freier Sinn sprach sich in seiner Anlage aus.

„Wem gehört das Haus dort oben, Boy?“ fragte ich meinen Führer.

„House belong german consul, Master.“

Ah! Also das war es, warum der Konsul gelacht hatte! In der That, diese Wohnstätte des deutschen Reichsvertreters brauchte den Vergleich mit der japanischen nicht zu scheuen.

Freilich, es war ein böser Anstieg. Die Tageshitze hatte sich

jetzt zu einer fast unerträglichen Glut gesteigert. Regungslos standen die Blätter der Bäume in der Luft, die über den erhitzten Steinen flimmerte, und ehern spannte sich der blendende Himmel darüber. Kein Pilger kann sehnsüchtiger nach dem Ziel seiner Wallfahrt vorausgespäht haben, als ich nach dem Schatten der schönen Säulenhalle, die dort oben winkte.

Endlich aber war sie doch erreicht; ich saß unter dem hohen luftigen Portikus in dem doppelten Genuß eines wunderbar gekühlten Whiskys mit Soda und des Geplauders mit der liebenswürdigen und anmutigen Gattin des Konsuls, die Agnes Sorma eigentümlich ähnlich sieht.

Wir umwandelten dann im Verein mit Dr. Merz, der inzwischen gekommen, die Säulenhalle. Eine Aussicht von unvergleichlicher Schönheit lag hier panoramenartig ringsum ausgebreitet, durch Felsenklippen in drei charakteristisch verschiedene Abschnitte geteilt. Nach Südosten zu lag das offene Meer in vollkommen italienischer Herrlichkeit, dunkelstahlfarben in der Ferne, sonst leuchtend olivgrün; leichtgerippte Wellen bewegten in einem eben aufgehenden Winde die von Sonnenschimmer übergossene Fläche. Schöngeschwungene Gestade mit Klippen und Vorgebirgen und dichtwipfeligen Parkanlagen, an die Riviera di Levante erinnernd, zogen sich dahin, hier und dort lag eine Europäerwohnung in den Gärten am Meer, vornehm und malerisch wie ein italienischer Palazzo; weit hinten schwammen einzelne Felseninseln auf dem Wasser. Nach Norden dagegen sah man über die bebuschten Gründe und kühnen Felsbildungen von Kulangsu hinweg nach dem mit Schiffen besäten Hafen und der Häusermasse von Amoy; im Gegensatz zu der Ruhe und stilvollen Schönheit des ersten Gemäldes ein Bild voll reichen und intensiven Lebens, umrahmt von den pittoresken, grünlich schimmernden Bergen der Ferne. Nach Westen zu endlich, auf der Rückseite des Hauses — noch schöner von einem Punkt des Konsulatsgartens aus —, lag eine ernste Bucht- und Berglandschaft, wo sich Meer und Gebirge in seltsamen vielgestaltigen Formen, ähnlich wie in Skandinaviens Schärengärten, durch-

dringen. Wahrlich, es lohnte die kleine Unbequemlichkeit, hier oben zu wohnen.

Die sinkende Sonne begann die Schönheit des Rundbildes zu meinen Füßen durch goldene Töne noch zu vertiefen, als ich endlich wieder abwärts schritt, den warmen Eindruck eines freundlichen und feinsinnigen, von einer geschmackvollen Hausfrau geleiteten deutschen Heims, wie es der Reisende fern von der Heimat so sehr schätzen lernt, mit mir hinunternehmend.

Dort erwartete mich ein nicht minder angenehmer deutsch-behaglicher Abend in dem Hause meiner zuvor genannten Gastfreunde, denen als Junggesellen zwar die sorgende Hausfrau fehlt, deren Hauswesen aber sonst alle jene Vorzüge birgt, die ich vorher als ein Entgelt für die Entbehrungen des Lebens in der Fremde bezeichnete.

Nach einem erfrischenden Bad, nach einem heiteren Mahl am blumengeschmückten Tische — eine Kunst der Dekoration, welche die chinesischen Diener ausgezeichnet verstehen — sitze ich nun am Ende dieses an Eindrücken reichen Tages plaudernd bei einem Glase vortrefflichen Mosels und einer Cigarette, und gestehe mir, daß sich das Metier eines Kriegskorrespondenten in China bis jetzt überraschend behaglich anläßt.

Kulangsu, den 5. September.

Es ist so gekommen, wie vermutet; die von den Mächten so energisch gestellte japanische Regierung verleugnet ihren Konsul; er ist soeben abberufen worden. Die Zurückziehung der fremden Truppen ist im Gange, wenn auch noch nicht ganz beendet, denn jeder von beiden, Engländer und Japaner, schielt mißtrauisch zum Nachbar hinüber, ob diese Zurückziehung auch genau gleichmäßig vorgeht und ob nicht der andere heimtückisch ein paar Mann mehr im Lande behält. Noch ist die Panik in der Bevölkerung nicht ganz behoben, die Banken sind noch geschlossen, die Geschäfte leiden noch am Kuli-Mangel. Auch meine Gastfreunde klagen sehr

darüber. Immerhin aber ist der Vorfall von Amoy unzweifelhaft beendet — „leider" möchte ich beinahe sagen, wieder einmal im Gefühl der Enttäuschung!

Interessant ist es vielleicht, daß die öffentliche Meinung unter den Chinesen geneigt ist, die Beilegung des Streits weniger den Engländern als dem Einfluß der Deutschen zuzuschreiben, denn die Wendung zur friedlichen Verständigung zwischen jenen und den Japanern traf zufällig zeitlich mit dem Anlegen unseres „Tiger" zusammen, der seit gestern wieder hierher zurückgekehrt ist und schmuck und elegant vor dem Settlement verankert liegt.

Ich habe nun nichts mehr hier zu suchen und fahre heute abend mit einem kleinen Handels-Steamer „Daybreak", dessen Existenz und Abfahrt ich eigentlich nur durch einen glücklichen Zufall erfuhr, nach Schanghai. Schön wird er nicht sein, denn er gehört einem Chinesen, der für Europäer den klangvollen Namen Malcampo trägt; inmitten der stinkendsten Straßen von Amoy fand ich nach mancherlei Irrwegen sein Kontor auf. Aber das Schiffchen führt mich ohne Aufenthalt in zweiundeinhalb Tagen dahin, wo ich will. Andernfalls müßte ich noch mehrere Tage auf die Rückkehr der „Haiching" von Futschou warten und mit dieser erst noch wieder nach Hongkong zurückkehren.

Im Tschusan-Archipel,
den 7. September.

Diese „Daybreak" ist allerdings fürchterlich. Das Ding hat nicht weniger als 40 Jahre auf dem Rücken, ein gänzlich veralteter Kasten, dem man die Gebrechlichkeit an allen Ecken und Enden ansieht. Gott gebe, daß wir keinen Taifun bekommen; ich habe schon so wie so das Gefühl, als müßte sich das alte Bauwerk vor Lebenssattheit gelegentlich sanft auseinanderlösen, wie in der Sage die Schiffe in der Nähe des Magnetbergs es zu thun pflegen, wenn ihnen die eisernen Nägel plötzlich aus den Planken gleiten und dem Berge zufliegen.

Jener Malcampo war nicht der Eigner des Schiffes, sondern

nur ein Agent. Es gehört der großen chinesischen Kapitalisten-Gesellschaft der „China Merchants“. Die Offiziere — wenn man diesen Ausdruck auf die sehr einfachen Seeleute anwenden darf — sind Engländer; bescheidene, offenbar sehr mäßig bezahlte Männer mit Gesichtern, die vom Wetter, Entbehrungen und klimatischen Beschwerden vor der Zeit alt und scharf geworden sind. Es demütigt etwas, Europäer in so wenig angesehener Stellung als Untergebene von chinesischen Kaufleuten zu sehen. Alles übrige Personal, die Matrosen, die Heizer, die Steuerleute, die Wachen, die Stewards u. s. w., ist chinesisch. Die Weißen haben nur die Leitung der Navigation, mit der Ladung des Schiffs haben sie gar nichts zu thun. Diese besteht im wesentlichen aus Zucker von Amoy, der nach Schanghai geht, und aus chinesischen Passagieren niederer, ärmlicher und darum besonders unsauberer Klassen. Aber die Zopfträger fühlen sich hier auf diesem Schiff durchaus als Herren, liegen faul auf Deck herum, bereiten ungeniert ihre Mahlzeiten dort und machen allerhand Schmutzerei. Kaum daß ein kleiner Teil des Hinterdecks für die europäischen Kajütspassagiere abgesondert ist. Auch der chinesische Hauptsteward, auf den ich angewiesen bin, benimmt sich mit jener insolenten lächelnden Gleichstellung wie die Hausknechte in Nordamerika.

Die „Kajüte“ besteht aus einem kleinen „Salon“ unter Deck mit einem von einer Bank umgebenen Tisch und vier dahin sich öffnenden Kabinen von der Größe einer besseren Kommode. Die Unsauberkeit der feuchten Betten, des halb zertrümmerten Waschgeschirrs ist einfach widerlich. Ich lebe daher Tag und Nacht auf Deck und schlafe dort auf einem zerfetzten Rohrgestell, wie es die Chinesen vor ihren Häusern haben. Das schlimmste Kapitel aber ist das Essen; Gott sei Lob und Dank, daß ich nicht weiß, wie es hergestellt wird! Eine abendliche Beleuchtung giebt es auf Deck nicht. Infolgedessen bin ich schon mit Sonnenuntergang gezwungen, alles Schreiben und Lesen aufzugeben. Ich versuchte am ersten Abend im „Salon“ zu arbeiten, wo sich eine Hängelampe befindet, aber die Hitze wurde nach einiger Zeit so unerträglich — der Schweiß, zu dem ich durchaus

nicht neige, rann mir buchstäblich von der Stirn und fiel in Tropfen auf das Papier, — daß ich nach kurzer Frist vor Übelbefinden in die frische Luft auf Deck eilen mußte. Als ich dann mit heldenhaftem Entschluß noch einmal zurückkam, hatten inzwischen meine Mitpassagiere ihr Nachtlager in den Salon verlegt. Diese bestehen aus einer Italienerin und ihren fünf Jungens. Die Mutter, früher vielleicht einmal schön, ist ein armseliges, durch Fieber und Geburten völlig ruiniertes und gegen ihren äußeren Eindruck gänzlich abgestumpftes Wesen, das sich den ganzen Tag von ihren Rangen plagen läßt, wie eine Klucke, auf der die Küchlein herumklettern. Jetzt lag die ganze Familie halbtot vor Erschöpfung in Positionen und Toiletten auf den Bänken herum, daß ich mit vor Entsetzen gesträubten Haaren wieder entfloh.

Wenn man abends auf Deck hin und her wandert, gestatten die geöffneten Luken einen Einblick ins Schiffsinnere, wo die halbnackten Kulis im Licht einer trüben Öllampe beim Hazardspiel sitzen. Mit gierigen Blicken, völlig von ihrer Leidenschaft gefangen genommen, verfolgen sie Stunden und Stunden, im Kreise um einen niedrigen Tisch hockend, den Gang des mir unverständlichen Spiels, und die kleinen, schmutzigen Kupferkäsch rollen aus einer Hand in die andere.

Wir sind bisher stets in Sicht der Küste gefahren, an zahllosen, malerisch geformten, aber dürren, baumlosen Felseninseln vorüber. Jetzt schwimmen wir im Bereich des Tschusan-Archipels, der nicht weit von der Mündung des Yangtsekiang liegt. Endlich, endlich beginnt die unerträgliche Hitze der letzten Tage zu weichen, eine kühlere Brise kommt erquickend von Norden. Alles schlummert jetzt im Schiff mit Ausnahme der Wachthabenden. Wie leblose Klumpen liegen hier und dort Chinesen auf Deck. Über der See schwimmt ein zartes, klares Mondlicht, das die Fernen magisch umschleiert und den zahllosen großen und kleinen Inseln, zwischen denen wir hindurchgleiten, etwas Geheimnisvolles giebt. Wie die Rücken fabelhafter, schlafender Seeungeheuer liegen sie auf der Flut. Leise rauschend zerschneidet das kleine Schiffchen die mattglänzende Fläche.

Es findet seinen Weg durch dies Insellabyrinth nach den einsamen Sternen, die ihm über dem Wasser leuchten; nicht Gestirnen des Himmels, sondern der Kette von Leuchtfeuern, mit denen das ausgezeichnete, freilich, wie bekannt, von Europäern geleitete chinesische Seezollamt das Fahrwasser dieser gefahrvollen Küste kennzeichnet.



Wassermarke im Hafen von Amoy.



Schanghai.

Vor Schanghai, den 8. September.

Heute früh sechs Uhr erwacht. Ein sonnenloses Wetter. Die ganze Gegend ist verändert. Die Gebirgsküste, die uns die ganze letzte Woche, von Hongkong bis gestern, begleitet hat, ist plötzlich verschwunden, flaches Land ist an die Stelle getreten, im Frühlicht kaum als ein blasser Streif zur Linken sichtbar. Rechts dehnt sich noch der glatte Horizont der See, aber deren Wasser auch hat sich gewandelt. An die Stelle des klaren Blaus oder des krystallenen Grüns ist eine schlammig hellbraune Flut getreten, die sich trüb und schmutzig an unserem Schiffsbug bricht. Und diese Masse steht nicht still, sie drängt sich mit starkem Strome uns entgegen. Wir müssen also schon in einem der beiden großen Mündungsarme sein, mit denen der Yangtsekiang ins Meer hinaustritt. Diese mächtige gleitende Flut, dies wandelnde Meer, ist der Ebbestrom, der aus der meerbusenartig erweiterten Trichtermündung des Flusses in die See zurückläuft, verstärkt durch die schlammbeladenen Wassermassen, die der gewaltigste Strom Asiens aus dem Innern des Kontinents zur Küste wälzt.

Allmählich wird das Ufer zur Linken deutlicher. Büsche, Bäume, kleine Häuschen zeigen sich. Dann erscheint auch rechts ein Landsaum, sehr fern und ganz flach. Doch ist dies noch nicht das Norduser des Yangtse. Der Strom mündet in zwei großen Armen, die durch die lange, niedrige Schwemmland-Insel Tsungming ge-

5*

sondert werden, von den Schiffern Süd- und Nordkanal benannt. In den ersteren fahren wir ein, und jene Insel ist es, die wir im Norden vor uns sehen, kaum über die Wasserfläche emporragend. Allmählich verengt sich der Kanal von etwa 50 bis auf etwa 15 Kilometer an der Stelle, wo die Reede von Wusung liegt, der Ort, wo die großen Ozeandampfer, die Schanghai wegen zu bedeutenden Tiefgangs nicht erreichen, ihren Anker werfen. Zahlreiche Wasserzeichen führen uns durch das in dem gewaltigen Spiel von Flut- und Ebbestrom sehr veränderliche Fahrwasser dorthin.

Jetzt ist die Quarantäne-Station gegenüber Wusung erreicht. Wir müssen hier warten, denn wir sind von Amoy her pestverdächtig. Auf dem grauen Wasser des Riesenstromes, der, auf und abwärts gesehen, grenzenlos erscheint, liegt eine Flotte mächtiger Kriegspanzer. Ich erkenne darunter sofort die Gestalt des „Kurfürst Friedrich Wilhelm" wieder, ebenso ein zweites der Division, die wir in Hongkong getroffen; es scheint die „Brandenburg" zu sein. Die „Wörth" sollte ja nach Taku gehen. Die „Weißenburg" mag einen anderen Auftrag bekommen haben. Über anderen Schiffskörpern mit gewaltigen Armierungen flattern die Flaggen von England, Rußland, Frankreich; doch sind sie zu fern, um Einzelheiten zu unterscheiden. Die stärkste Bewehrung scheint ein Amerikaner zu besitzen, der in geradezu abenteuerlicher Weise mit Riesenkanonen gespickt ist.

Gott sei Dank, der Arzt läßt uns nicht lange harren; das Schiffchen mit der gelben Flagge kommt herangepuffert, eine kurze Inspektion, dann können wird unseren Weg nach Schanghai fortsetzen, das meine Augen erwartungsvoll am Horizonte voraus suchen.

Schanghai liegt nicht am Yangtse selbst, sondern am Whangpu, einem Nebenfluß, der noch kurz vor dem Austritt ins Meer, eben bei dem Orte Wusung, in den Südkanal des Stromes fällt. Der Whangpu ist nur kurz, aber bei dem Wasserreichtum des Deltalandes und unter dem Einfluß der weit hineindringenden Ebbe und Flut doch ein stattlicher Fluß, der dem Rhein bei Köln

nicht nachsteht und tief genug wäre, um Seeschiffe von 28 Fuß Tiefgang, d. h. die stattlichsten transozeanischen Dampfer, bis an die Quais von Schanghai zu führen, — wenn nicht die berüchtigte Barre kurz oberhalb der Mündung des Whangpu dazwischen läge. Diese zwingt alle Schiffe von mehr als mittlerer Tiefe vor Wusung auf dem Yangtse liegen zu bleiben.*)

Die Barre nötigt selbst ein Schiffchen wie das unsere, vorsichtig, unter fortwährendem Auswerfen des Lots darüber zu fahren. Dann geht es rascher vorwärts.

Die Fahrt von Wusung nach Schanghai dauert, je nach Flut- oder Ebbestrom, anderthalb bis zwei Stunden und darüber, und sie ist für jemand, der aus Norddeutschland kommt, sehr merkwürdig, weil sie überraschend an heimatliche Eindrücke erinnert.

Die Tropennatur, deren üppige Schönheit sich in Hongkong noch einmal zu phantastischer Pracht entfaltete, ist hier völlig verschwunden; auch mit Amoys italienischen Reizen ist keine Ähnlichkeit mehr vorhanden. Die flachen Ufer, mit Schilf und Rohr umsäumt oder von grünen Saatfeldern bedeckt, von Busch- und Baumgruppen mitteleuropäischen Aussehens überstreut und da und dort mit kleinen, grauen Bauernhäuschen besetzt, gemahnen an Gegenden, wie wir sie etwa an der unteren Weser oder im Havelgebiet kennen; wenn nicht von Zeit zu Zeit eine chinesische Dschunke mit ihrem viereckigen braunen Segel vorübergefahren wäre, so hätte man sich in nördliche Provinzen Deutschlands versetzt glauben können.

Dieser europäische Eindruck nimmt zu, je näher wir der Stadt kommen. Bald beginnen, wie bei unseren Großstädten, industrielle Anlagen die Ufer zu besäumen, weitläufige Fabrikgebäude mit hohen Schornsteinen, Papiermühlen, Baumwollspinnereien und dergleichen. Ganz besonders entwickelt ist der Schiffbau in Schanghai; Werft auf Werft zieht an uns vorüber, von denen das Dröhnen der gehämmerten Eisenplatten herüberschallt. Dampfer auf Dampfer rauscht an uns vorbei, unter allen möglichen Flaggen fahrend, am häufigsten unter

*) Dies ist die Barre, deren endliche Beseitigung in das Pekinger Friedens-Protokoll mit aufgenommen worden ist.

dem Union Jack, auffallend viele aber auch unter der japanischen Flagge. Endlich wird in der Ferne über den flachen Ufern ein Wald von Masten sichtbar, wir umfahren die letzte Biegung des vielgewundenen Flusses, und nun entrollt sich uns ein unleugbar großartiges Bild. Nicht in dem Sinne großartig wie Hongkong, mit dem Kranz seiner Felsenberge — Schanghai liegt gänzlich flach — wohl aber durch den Anblick des mächtigen Getriebes, das sich hier entfaltet.

Beschreiben läßt sich freilich das Gemälde kaum weiter, es hat eben den Reiz einer gewaltigen Ansammlung von Schiffen in allen Formen, Farben und Größen, die sich am luftverschleierten Hintergrunde zu einer dichten, bläulichen Masse von Masten, Rahen, Schornsteinen und Dschunkensegeln zusammenschließen, während im Vordergrund rasche kleine Dampfjollen durch die Flut rauschen, plumpe Sampans sich mit einem einzigen, am Heck angebrachten Ruder vorwärts „wricken", die schweren Hausboote des chinesischen Flußverkehrs in langem Schlepperzuge vorüberwandern, langsame Flöße und beflügelte europäische Sportruderboote abwechseln und in der Strommitte die großen Kauffahrer majestätisch dahingleiten.

Eingefaßt wird dies Bild durch den glanzvollen Rahmen einer den Fluß begleitenden Quaistraße mit nur einer Häuserfront, ähnlich dem Hamburger Jungfernstieg. Das muß der berühmte „Bund" von Schanghai sein, die glänzendste Europäerstraße des Ostens.

Inmitten dieser Umgebung läßt die „Daybreak" ihre Anker fallen, sie dreht sich an diesem, von dem mit reißender Gewalt den Whangpu aufwärts dringenden Flutstrom getrieben, vollständig herum und liegt still, sofort von den Sampans umschwärmt, die in Schanghai wieder eine neue Form haben. Sie sind über der Sitzbank des Passagiers von einem runden Tonnendach überwölbt, unter das man kriechen muß, und werden überhaupt nicht mehr gerudert, sondern, wie ich schon andeutete, gleich den Jollen im Hamburger Hafen vorwärts gewrickt; bei dem Schwanken der Kähne für den Insassen eine widerwärtige Bewegung.

Dann bin ich am Land und besteige eines der massenhaft wartenden Rickshaws, jener federleichten, von Menschen gezogenen Wägelchen, die der Reisende heute von Ceylon bis Japan in allen Hafenstädten findet, und an die man sich bei ihrer Billigkeit und Allgegenwart in den Straßen so leicht gewöhnt.

„You sabe hotel Astor house?“ frage ich den höflich grinsenden Eigentümer, der Zugtier und Lenker in einer Person vereinigt, in dem schauderhaften, aber so bequemen Volapück des Ostens, dem bekannten Pidgin-Englisch.

„Yes, Sir, me sabe.“

„Allright, go on!“

Etwas ängstlich beobachte ich, wohin er mich wohl bringen mag; denn wenn der Rickshaw-Kuli „Yes Sir“ sagt, so beweist dies in Asien noch lange nicht, daß er thatsächlich das gewünschte Ziel kennt. Er ist von dem ansässigen Fahrgast her gewöhnt, daß dieser selbst weiß, wohin er will, ihm während der Fahrt stillschweigend durch Berührung mit dem Spazierstock an Arm oder Schulter den Wechsel der Richtung angiebt und durch ein kurzes „stop“ anzeigt, wo er halten soll. In der Regel saust er deshalb, sobald man den Wagen bestiegen hat, nach der Richtung von dannen, in der er gerade steht; die Frage, ob er den Weg kenne, und sein stereotypes „Yes, Sir“ bedeuten ihm in der Mehrzahl der Fälle gar nichts, er wird ja bezahlt, um zu laufen, nicht um zu denken. Wer von uns, die fremd in eine der Hafenstädte Süd- und Ostasiens gekommen sind, hat nicht die lächerliche Erfahrung einmal wenigstens durchgemacht? Beruhigt über die Sicherheit des Mannes, legt sich der Neuling bequem zurück in das federnde Wägelchen und sieht mit Behagen die bunten Straßenzeilen und das Getriebe der fremden Welt an sich vorüberziehen. Der Kuli rennt und rennt währenddem mit einer in der Hitze unbegreiflichen Ausdauer geradeaus. Die geschlossenen Straßen hören schließlich auf, Gärten und Villen folgen einander. Schon sind zwanzig

Minuten verstrichen, statt der fünf, die du etwa gedacht hast. „Kuli!“, rufst du.

Er stoppt und dreht sich um. Du fragst mit gereizt erhobenem Tone

„You sabe so und so?“

„Yes, Sir!“ ruft er und setzt sich sofort mit verdoppelter Geschwindigkeit in Trab. Er keucht, der Schweiß rinnt ihm über den braunen Rücken und macht große nasse Flecken auf dem schmutzigen Gewebe des Jäckchens, das er trägt. Die Gegend aber wird immer unwahrscheinlicher. Das kann unmöglich stimmen. Noch einmal rufst du, oder vielmehr du brüllst ihn an, mit irgend welchen Worten, von denen du annimmst, daß er sie vielleicht versteht.

Erschrocken schaut sich das Unglücksgeschöpf um, keucht sein „Yes, Sir“ und rast weiter. Nun klopfst du wütend mit deinem Stock auf die eine Stange der Gabel, in der er dahinspringt, um ihn zum Halten zu veranlassen; das bewirkt aber nur, daß er auf den gerade zur Seite abgehenden Nebenpfad einbiegt.

So geht es weiter, bis du dir vollkommen klar darüber bist, daß der Kuli keine Ahnung hat, wohin du willst, und du keine, wo du bist, außer daß es irgendwo in Asien sein muß. Du kannst von Glück sagen, wenn der Kerl wenigstens noch das Wort „back“ versteht; er durchquert sonst den Kontinent mit dir.

Gott sei Dank, dieser ist ein Licht an Kuli-Intelligenz. Nach rascher Fahrt durch eine lange, „Broadway“ genannte Straße mit Häusern halb europäischer, halb chinesischer Art biegt er in die Auffahrt eines Vorgartens ein, hinter dem eine niedrige Bogenhalle liegt. Sie trägt an der Stirn den Namen des allen Besuchern des Ostens wohlbekannten Hotels „Astor House“.

Schanghai, den 18. September.

Der Whangpu macht bei Schanghai einen großen Halbkreisbogen, und auf der Außenseite dieses Bogens, auf dem hier etwas

höheren Ufer, liegt die europäische Siedelung langhin aufgebaut. Die dem Flusse zugekehrte Straße ist der „Bund". Die imposantesten Gebäude reihen sich hier aneinander: nur wenig offene Läden, vielmehr Bankpaläste, Hotels, die Offices großer Gesellschaften, Klubs und dergleichen, meist herrschaftlich hinter Vorgärten liegend. Vom „Bund" strahlen dann die großen Nebenadern aus, in denen sich der detailliertere Geschäftsverkehr entwickelt. Die Canton-Road, in welcher der Deutsche Klub liegt, die Nanking-Road mit den elegantesten europäischen Läden, die Futschou-Road, wo sich die chinesischen Theater und Vergnügungsorte finden, die Kiangsu-Road mit dem hochragenden Turm der Wasserwerke u. s. w. In diesen Nebenstraßen überwuchert, je weiter vom Ufer, um so mehr der Chinese den Europäer; die mit krausen Holzschnitzereien, Vergoldungen, figurenreichen Reliefdarstellungen überdeckten chinesischen Häuser mit ihren offenen Kramläden schieben sich zwischen die europäischen Fronten; aber die Sauberkeit und Ordnung auf den Gassen verkündet auch hier noch, daß europäische Polizei über den Zopfträgern waltet. (Abb. S. 86)

Ganz anders ist es in der eigentümlichen, südwestlich von den Settlements gelegenen Chinesenstadt. In deren schmalen, winkeligen Gassen herrscht der übliche Schmutz und Gestank Alt-Chinas in einem Maßstabe, daß der Europäer sehr selten und nur der Kuriosität halber den Fuß dorthinein setzt.

Der europäische Stadtteil von Schanghai ist nicht — was in Europa vielfach geglaubt wird — eine englische Kolonie wie Hongkong, sondern nur eine auf chinesischem Boden gelegene Ansiedelung mit gewissen Ausnahmerechten, ein „Settlement", wie in allen Vertragshäfen Chinas. Ein Teil davon ist französisch geleitet, der andere international.

Die ansässigen Steuerzahler des letzteren wählen einen gemeinschaftlichen Munizipalrat, der im Bereich des Settlements die Stadtverwaltung inne hat und die Polizeigewalt auch über die innerhalb der Grenzen desselben wohnenden Chinesen ausübt. Bei gerichtlichen Streitigkeiten herrscht ein eigentümlicher Mischzustand.

Streitfälle zwischen Chinesen im Settlement entscheidet ein chinesischer Richter unter europäischem Beisitz. Vor das gleiche Forum gehört ein von einem Europäer angeklagter Chinese; der angeklagte Europäer dagegen vor dasjenige des betreffenden Konsuls seiner Nation. Unter den neun Stadträten sind augenblicklich sieben englisch, einer amerikanisch und einer deutsch; die übrigen Nationen sind nicht vertreten. Die Franzosen haben, wie bemerkt, ihre eigene Verwaltung. Hier findet man französische Straßennamen, während der andere Stadtteil sie in der allgemeinen Weltsprache, im Englischen, trägt. Das ist durchaus gerechtfertigt, denn die Engländer haben nicht nur die Eröffnung dieses Hafens für die Fremden (1842) erzwungen, sondern bisher auch weitaus das meiste zur gegenwärtigen Entwickelung beigetragen. Daß sich in ihren Köpfen aber deshalb vielfach die Anschauung festgesetzt hat, andere Nationen seien hier überhaupt eigentlich nur ihre Gäste, ist in Wirklichkeit längst nicht mehr gerechtfertigt.

Welch eine Bedeutung der deutsche Handel und die deutsche Schiffahrt bereits im Leben Schanghais spielen, ist zu oft in den Zeitungen ausgeführt worden, um es hier zu wiederholen. Einen sichtbaren Ausdruck dafür bildet der imponierende Bau unseres deutschen Generalkonsulats, dessen Lage hart am



Das deutsche General-Konsulat in Schanghai.

Whangpu im beherrschenden Scheitelpunkt des Flußbogens höchst eindrucksvoll ist, und aus dessen schönen Bogengalerieen man einen herrlichen Blick über das gesamte Hafenbild genießt.

Ebenso ist das schönste öffentliche Denkmal Schanghais deutsch, die Erinnerungssäule für den Untergang des „Iltis" und seiner bis in den Tod getreuen Mannschaft. Sie liegt auf einem Rasenplan am „Bund", unmittelbar vor dem Eingang des öffentlichen Gartens.

Ich habe mich in der Erwartung auf Schanghai nicht ge-



Das Iltisdenkmal in Schanghai.

täuscht. Unzweifelhaft ist dieser Ort gegenwärtig der natürliche Vorort der Europäer in China und derjenige Punkt, wo sich das spannungsvolle Leben dieser Wochen besonders konzentriert, wo man noch verhältnismäßig die meisten Nachrichten erhält und den besten Einblick in die großartigen Vorbereitungen der Mächte einerseits und in die so schwer zu verstehenden Verhältnisse und Vorgänge im inneren China andererseits gewinnen kann.

Unbeschreiblich ist schon in Friedenszeiten das Gewühl und die Buntheit des Treibens in Schanghai, um so mehr aber gegenwärtig. Wenn der römische Januskopf zwei Gesichter trug, eines von friedlichem, das andere von kriegerischem Ausdruck, so kann man von der Physiognomie Schanghais sagen, daß sie augenblicklich beide in einem einzigen Antlitz vereinigt. Geschäft und Vergnügen

gehen ruhig ihren Gang wie sonst. Auf dem prachtvollen Rennplatz, dem schönsten und größten Ostasiens, wird allmorgendlich für die nahe bevorstehenden Herbstrennen trainiert, ganz wie immer. Nachmittags fliegen dort die Tennisbälle und die Polokugeln; auf der schönen, von großen Gärten und Privatvillen eingefaßten „Bubbling-Well-Road“, dem beliebtesten Spazierweg ins Land hinein, ist jeden Nachmittag der übliche Korso der eleganten Welt, an dem sich nicht nur die Damen der europäischen Gesellschaft beteiligen, sondern wo man in geschlossenen Glaskutschen auch die reichen Chinesinnen mit ihren gemalten Gesichtern und kostbaren Geschmeiden sehen kann. In den Straßen nahe dem „Bund“ und auf diesem selbst stockt zur Geschäftszeit oft minutenlang der Verkehr von der Fülle der Rickshaws, deren von der Munizipalität konzessionierte Nummern weit über 3000 gehen, und das sommerliche Abendkonzert am Musiktempel in den „Public Gardens“, einer prächtigen, am Nordende des „Bunds“ geschaffenen Gartenanlage, spielt sich in genau derselben Weise ab wie sonst.

Den Chinesen ist der Zutritt zu diesem Raum verboten, die europäische Gesellschaft befindet sich hier unter sich und genießt das in der Weise, daß sie sich hier unter freiem Himmel ganz so bewegt, als wäre sie im Salon oder auf der Veranda. Ich weiß nicht, ob man noch anderswo auf der Welt ein so eigenartiges Bild sehen kann wie hier. Auf den schönen Rasenflächen um den Musikpavillon herum haben die Diener Mengen von bequemen Sesseln und den zum Liegen eingerichteten long-chairs aufgestellt. Hier träumen, plaudern, promenieren, flirten die Damen und Herren, teils in leichter Sommerkleidung, teils im gesellschaftlichen Abenddreß, die Herren im Smoking oder Frack, die Damen dekolletiert, ohne Hut oder Kopftuch, ganz wie bei einer Abendgesellschaft, während über ihnen die Sterne vom Himmel leuchten und die mächtige Fläche des Hafens von Tausenden flimmernder Lichter strahlt. Niemand würde, wenn er nur dieses Bild sähe, auf den Gedanken kommen, daß er sich in einem Lande befindet, wo Aufruhr wütet und ein Völkerkrieg vor der Thür steht.

Und doch wird man sich in Schanghai gerade sehr wohl dessen bewußt. Die Stadt liegt ja nicht geschützt auf einer Insel wie Hongkong, sondern am Rande, oder man kann eigentlich sagen, im Innern eines überaus dicht bevölkerten, rein chinesischen Landes. Mehrere Lager chinesischer Truppen befinden sich nahe vor den Grenzen des europäischen Settlements, ein großes chinesisches Arsenal desgleichen, von dem aus die Europäerstadt mit Leichtigkeit in Brand geschossen werden könnte. Alle Welt weiß, daß die ungeheuren Völkermassen des Yangtse-Thales zwar heute ruhig sind, daß aber diese Ruhe wahrscheinlich nur auf der entschlossenen Energie einiger weniger leitender Männer, besonders der Vizekönige Tschangschitung und Liukunyi, beruht, deren eiserne Faust die Leidenschaften niederhält. Flammt aber das Yangtse-Thal auf, und das kann sehr plötzlich kommen, dann steht auch sicher sofort die Umgebung Schanghais in Brand.

Zahlreiche Damen haben deshalb schon vor einiger Zeit Schanghai verlassen und sind nach Japan gegangen, und die hiesige vortreffliche Freiwilligen-Truppe, aus den waffenfähigen Männern der besten ansässigen Gesellschaftsklassen gebildet, bereitet sich seit längerer Zeit für ähnliche Vorgänge wie in Peking durch energisch betriebene militärische Übungen vor.

Gegenwärtig allerdings ist die gespannte Stimmung etwas gehoben, seit solch eine Fülle von Kriegsschiffen und internationalen Truppen hier vereinigt worden ist. Für den äußeren Anblick fügen aber gerade diese dem heutigen Stadtbild erst recht den kriegerischen Zug zu dem geschilderten friedlichen hinzu. Unter die Handelsschiffe des Hafens haben sich allmählich so viel Kriegsfahrzeuge gemischt, Kanonenboote, Torpedojäger, selbst Kreuzer mittleren Tiefgangs, daß ihre seltsamen und drohenden Formen heute den Gesamteindruck des Hafenbildes geradezu bestimmen, und auf den Straßen gewahrt man eine solche Buntheit von Soldaten aus den verschiedensten Teilen der Welt, wie sie bisher wohl kaum jemals bei einander gesehen worden sind. Neben den kleinen Japanern, deren glänzende militärische Eigenschaften von jedem Kenner ge-

rühmt werden, sieht man die wie aus gelbbraunem Holz geschnitzten breiten Gesichter der Annamiten, die von den Franzosen hier heraufgebracht wurden. Herrliche Kriegergestalten von gewaltigem Wuchs und schönen, mannhaften, bärtigen Gesichtern sind die indischen Sikhs mit ihren bunten, mächtigen Turbanen; auch die Belutschen mit ihren langen Haaren, die stolzblickenden Radschputen sehen in ihren malerischen Uniformen vortrefflich aus. Klein, aber zähe und gefährlich muten die braunen Gurkas an, die Himalayavölker tibetischen Stammes, die als eine der besten Truppen Englands gelten. Von europäischen Mannschaften gesellen sich heute neben die dunkelhaarigen, etwas schlaff aussehenden Franzosen und neben die blonden, hageren, oft überschlanken Tommy-Atkins von England ja nun auch die kräftigen, vollen, gesund und stramm aussehenden Gestalten unserer deutschen Jungen, die anzuschauen eine helle Freude ist.

Sicher, wenn man irgend einen Punkt Chinas als denjenigen bezeichnen soll, wo einem am eindringlichsten die ganze Seltsamkeit und Kompliziertheit des gegenwärtigen, zwischen Krieg und Frieden schwebenden Zustandes zum Bewußtsein kommen kann, so ist dies Schanghai.

Das „Astor House", in dem ich Wohnung gefunden, ist schon in friedlichen Zeiten eine Art centralen Hotels des Ostens; jeder, der Schanghai besuchte, hat, wenn er nicht dort wohnte, so doch auf seiner kleinen Terrasse einmal seinen Whisky mit Soda getrunken. Jetzt ist hier natürlich ein Kommen und Gehen wie in einem Taubenschlag und eine chronische Überfüllung. Ich habe erst längere Zeit in einem großen Gesellschaftsraum mit Glasthür nächtigen müssen, in dem ich mich nur im Dunkeln auskleiden konnte, um nicht zufällig vorüberwandelnde Misses tödlich zu chokieren, und den ich morgens zu einer ganz unwahrscheinlich frühen Zeit wieder zu räumen hatte. Jetzt habe ich für denselben Preis — es giebt immer nur Einheitspreise, ganze Pension inbegriffen — von sieben Dollars pro Tag eine eigene Veranda, einen schönen großen Wohnraum mit

Bildern, Fauteuils, Kamin, elektrischem Licht und ein besonderes, fliesenbelegtes Toilettezimmer mit einer jener wunderlichen, im ganzen Osten üblichen ovalen Badewannen aus Thon, in denen man nur hocken kann. Hier ist sie elegant in poliertes Holz eingelassen. Warmes und kaltes Wasser steht den ganzen Tag zur Verfügung — wenn es nicht eben plötzlich ausbleibt. Die chinesische Bedienung ist tadellos und überdies wonnig erschrocken, wenn sie ein Trinkgeld erhält.

Täglich treffe ich neue interessante Gäste auf der Veranda oder in dem großen Speisesaale, dessen Theaterbühne seltsamerweise mit der Dekoration einer gotisch-mittelalterlichen Stadt Englands oder Frankreichs geschmückt ist. Bald sind es die Herren des Kreuzergeschwaders, die auf der kleinen Eisenbahn Wusung-Schanghai herüberreisen, um die Langeweile der Reede durch ein paar Tage „Großstadt“ zu unterbrechen, bald die Führer unserer in Schanghai gelandeten Kompagnien, die von den einstweilen noch etwas unwohnlichen Quartieren in der Bubbling-Well-Road hereinkommen, bald die jungen Offiziere des neuen „Iltis“, der seit längerer Zeit in Schanghai im Dock liegt, um die ehrenvollen Wunden von Taku heilen zu lassen. Obwohl das Schiffchen heute schon kaum wiederzuerkennen sein soll gegen das Bild, das es bei seiner Ankunft bot, so sieht es doch noch schlimm genug aus. Erst beim Anblick dieser gewaltigen Löcher in den Schiffsplatten, dieser Verbiegungen und Zertrümmerungen der stärksten Eisenteile vermag man sich recht die furchtbaren Stunden in der Nacht vom 17. zum 18. Juni vorzustellen.

Die Schüsse, die den „Iltis“ getroffen haben, beweisen, daß die Chinesen wahrlich nicht schlecht schossen. Erstaunlich ist vielmehr die Sicherheit, mit der sie die schmalen Linien des Schornsteins trafen, mit jedem Schuß tiefer zielend. Wäre es ihnen gelungen, einen Treffer noch etwas unter dem tiefsten anzubringen, dann wäre das kleine Schiffchen verloren gewesen.

Um so behaglicher trinkt und plaudert es sich in der hübschen Kapitäns-Kajüte und der kleinen sauberen Offiziersmesse. Es ist

eine Freude, dabei zu sehen, mit welcher sympathischen Bescheidenheit die Takukämpfer ihren frischen Heldenruhm tragen, den das stolze Band des eisernen Kreuzes im Knopfloch verkörpert. Das Kommando über die „Iltis"-Mannschaft führt provisorisch der Kapitänleutnant Kühne, der zur Zeit des Bombardements von Taku gerade zur Verteidigung von Tientsin abkommandiert war, aber sich in den Kämpfen um diese Stadt nicht weniger ehrenvoll ausgezeichnet hat. Natürlich gehen auch Grüße an Lans, von dessen fortschreitender Besserung im Lazarett von Yokohoma man erfreuliche Nachrichten hört. Ich fühle mich besonders angezogen von dem Arzt des Schiffes, der seinerzeit unter dem Lärm und Graus so fest und sicher seines schweren Amtes waltete, dem Stabsarzt Dr. Schober, einem eigenartig ernsten und tief angelegten Manne. Schade, daß das unruhige Geschick des Reisenden solche angeknüpften Fäden so rasch wieder zerschneidet und das Leben später so selten gestattet, sie weiterzuspinnen.

Bis vor kurzem wohnte mit mir im Hotel der als Afrika-Reisender wohlbekannte Oberleutnant à la suite Werther. Er ist nicht in militärischer Eigenschaft in China, sondern mit einem merkwürdigen, mir noch nicht völlig klar gewordenen Auftrag. Vom deutschen Flottenverein ist, anscheinend mit sehr bedeutenden Mitteln, eine Expedition unter seiner Leitung ausgesendet worden, die beabsichtigt, einen Nachrichtendienst über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz auf völlig neuen Grundlagen, eine Berichterstattung von unerhörter Raschheit, Zuverlässigkeit und Unabhängigkeit einzurichten. Das mit der „Hamburg" eingetroffene Expeditionskorps besteht aus einer Anzahl von Persönlichkeiten, die als Führer von Teilexpeditionen, als Sekretär, Rentmeister, Photograph u. s. w. fungieren sollen. Sie haben farbige Diener und zahlreiche eigene Pferde mitgebracht, und überdies hier indische Sikhs mit malerischen Turbanen als Leibwache gemietet. Ihre Ausrüstung scheint außerordentlich vielseitig zu sein. Außer Nahrungsmitteln, Lagergerätschaften, Instrumenten aller Art haben sie Draht und Apparate für Legung

eigener Telegraphenleitungen bei sich, desgleichen auch einen Marconi-Apparat für drahtlose Telegraphie. Selbst ein Automobil giebt es, dessen Mitnahme sehr optimistische Anschauungen über die Wege in China zu Grunde liegen müssen. Alles ist vorgesehen, an alles gedacht, um sofort unmittelbar unter dem Donner der Schlachten die Kunde unserer Heldenthaten noch naß in die Heimat telegraphieren zu können. Sobald erst die Sache richtig funktioniert, wird man daheim den Vorgängen so unmittelbar beiwohnen, wie einer Oper durchs Telephon. Wenn es nur nicht an der Musik fehlt!*)

Auch andere Korrespondenten verschiedener deutscher Zeitungen sind hier, so der sehr angenehme hiesige Korrespondent des „Berliner Tageblatts", Herr Ziegler, so der gescheite und scharfe Herr Rhein von der „Frankfurter Zeitung", der mit einem Transport von Deutschland gekommen ist. Rhein erzählte letzthin sehr fesselnd, wie er sich die vorhergehenden Abende damit beschäftigt, in Verkleidung in die Matrosenschenken zu gehen, um dort das Verhalten der fremden Seeleute zu einander ungestört zu beobachten. Durchweg sah er die Franzosen und die Russen ostentativ sich verbrüdern und zwar immer in demselben Stil: der Russe sprach gar nichts, grinste vergnügt und trank, der Franzose umarmte ihn unausgesetzt, sagte „mon cher ami" und bezahlte. Wahrhaftig, das Wesen des ganzen Zweibunds im kleinen! Von Zeit zu Zeit stießen sie dann an mit dem Trinkspruch: à bas l'Allemagne!

Vorübergehend lernte ich auch zwei Herren Wilhelmi und Zabel kennen; der eine schreibt für die „Norddeutsche Allgemeine" und die „Germania" (wie er die beiden unter einen Hut gebracht hat,

*) Es ist über diese Expedition des Flottenvereins seinerzeit soviel gescholten und gespottet worden, daß ich hier doch auch einmal ein Wort zur Entschuldigung sagen möchte. Sicher haben die umfangreichen Veranstaltungen und das Aufsehen, das diese Expedition in Ostasien machte, nicht im Verhältnis zu ihren Resultaten gestanden; ist aber nicht der grundlegende Irrtum, der dies veranlaßt hat, von der ganzen Nation geteilt worden? Alle Welt hatte einen richtigen Krieg erwartet und sich den mehr oder weniger nach dem von 1870 ausgemalt. Für Verhältnisse dieser Art war die Idee Werthers zugeschnitten und hätte unter solchen Umständen vielleicht auch das Erwartete geleistet.

mag Gott wissen), der andere, soviel ich verstanden, auf eigene Rechnung, mit Hilfe einer Korrespondenz für verschiedene Zeitungen. Beide sind bereits nach kurzem Aufenthalt ebenso wie Werthers Expedition nach Norden weitergegangen.

Naturgemäß interessieren mich diese Persönlichkeiten, da wir oben auf dem Kriegsschauplatz doch jedenfalls in manchen Fällen aufeinander angewiesen sein werden.

Eine sehr wertvolle Bekanntschaft ist mir hier die des Herrn C. Fink, Herausgebers des „Ostasiatischen Lloyd", eines Mannes von ungemeiner Arbeitskraft, klarem Urteil und sehr ausgebreiteter Kenntnis der Personen und Dinge hier.

Der „Ostasiatische Lloyd" ist nicht die einzige, aber die einzig bemerkenswerte Zeitschrift Ostasiens in deutscher Sprache. Das 1885 gegründete Blatt erscheint wöchentlich einmal in der Stärke von 20—30 Seiten, gedruckt von der deutschen Druckerei in Schanghai. Es bringt gegenwärtig zunächst mehrere zeitpolitische Aufsätze, zuweilen auch solche allgemeineren Inhalts über ostasiatische Fragen. Hierauf eine reichhaltige Übersicht über die Vorgänge im Norden, im Yangtse-Thal, in Südchina; mit Beiträgen aus authentischen Quellen. Soeben hat es z. B. das ungemein interessante Tagebuch des Herrn Bismarck während der Belagerung von Peking veröffentlicht. Dann folgen Nachrichten über gegenwärtig in Ostasien genannte Persönlichkeiten, über die Expeditions-Truppen, über Handel und Verkehr Ostasiens. Auch Japan, Indochina, Siam, die deutschen Südsee-Inseln, kurz der ganze Osten wird in den Bereich des Interesses gezogen. Angefügt ist unter dem Namen „Nachrichten aus Kiautschou" eine Art Lokalblatt für unsere Schantung-Kolonie, das von den dortigen Behörden zugleich als amtliches Organ benutzt wird. Gegenwärtig hat sich das Blatt unzweifelhaft zum publizistischen Mittelpunkt der deutschen Interessen im Osten gemacht und vertritt diese Interessen in einer so vornehmen und gediegenen Weise, daß man seine Freude daran haben kann.

Der alte Lihungtschang, der daheim so viel Geschmähte, hielt sich zur Zeit meiner Ankunft noch in Schanghai auf, angeblich

wegen Krankheit reiseunfähig, in Wirklichkeit wohl unschlüssig, was er oben im Norden anfangen solle. Es giebt gegenwärtig wirklich größere Vergnügungen, als zum Vizekönig von Petschili ernannt worden zu sein. Man mag moralisch von Li denken, was man will, — wie viele dürfen es übrigens wagen, sich darüber ein ernsthaftes Urteil zuzuschreiben? — in jedem Falle ist er doch eine weltgeschichtliche Persönlichkeit von höchstem Interesse, ein Mann, der seit einem Menschenalter in den hervorragendsten Stellungen mit den Geschicken des zahlreichsten Volks der Erde untrennbar verknüpft gewesen ist, in dessen feinem Kopfe sich die ganze uralte diplomatische Tradition der Chinesen zu verkörpern scheint, und der von den Höhen und Tiefen menschlicher Eitelkeiten und Leidenschaften soviel wie wenig Lebende kennen gelernt hat. Daß die Energie des achtzigjährigen Greises noch nicht geschwunden ist, beweist die eiserne Faust, mit der er noch vor kurzem in seiner Stellung als Vizekönig von Kanton die aufrührerischen Bewegungen dort niedergehalten hat.

Augenblicklich geht es dem alten Herrn schlecht. In Hongkong haben ihm die Engländer bei seinem Durchpassieren auf der Reise nach Norden noch die ihm nach internationalem Gebrauch als Vizekönig zustehenden Ehrungen erwiesen, zu denen z. B. Kanonensalut und offizielle Besuche der Behörden bei ihm gehören. Hier in Schanghai ward er geflissentlich ignoriert. Die Konsuln der verschiedenen Mächte hatten sich verabredet, ihm keinen Besuch zu machen. Li soll zuerst gekränkt darüber gewesen sein, dann hat er auf verschiedenen Wegen deutlich zu machen gesucht, daß er es den Herren nicht übelnehmen würde, wenn sie noch nachträglich sich auf diese gewohnte Höflichkeit besännen, schließlich hat er sich sogar entschlossen, selbst einen Besuch, und zwar im deutschen Generalkonsulat, zu machen. Natürlich wurde dieser erwidert, aber bei den Verhandlungen wurde ihm bedeutet, daß man ihn ohne eine ganz zweifelsfreie Beglaubigung von seiten des Hofes unmöglich als Unterhändler anerkennen könne, und solche kann er augenscheinlich nicht beibringen.

Ich habe, offen gestanden, Sympathie mit der Lage des alten Mannes. In der Aufgabe seines Postens in Kanton und der Übernahme der Vermittelung mit den Fremden sehe ich ernsthaft eine große patriotische Opferwilligkeit, denn wahrlich, es ist ein dorniges Amt, das er übernommen hat. Ohne militärische Machtmittel, ohne ernsthaften Rückhalt an seinem Hofe — der ihn sicher fallen lassen wird, wenn es ihm gut dünkt —, nur mit der Hilfe seines Ansehens und seines Kopfes soll er dem Zorn und der Begehrlichkeit aller Großmächte der Erde auf einmal entgegentreten und unermeßliches Unheil von seinem Volke nach Möglichkeit abwenden.

Interessant für die chinesischen Verhältnisse ist dabei, daß er in Ermangelung einer klaren Beziehung zum Hofe — der wie eine mysteriöse, aber ziemlich passive Gottheit über dem Ganzen zu schweben scheint — auf eigene Faust eine Art antiken Triumvirats mit den beiden neben ihm hervorragendsten Vizekönigen Chinas, Liukunyi von Nanking und Tschangtschitung von Wutschang, gebildet hat, um in gemeinsamer Aktion das Beste für China zu thun.

Wir sind immer gewöhnt, das ganze chinesische Volk für eine einheitliche Masse anzusehen, in dem es keine hervorspringenden Persönlichkeiten giebt, wie sie in Europa die Geschicke so wesentlich bestimmen helfen. Wenigstens haben wir uns bisher noch nie die Mühe gegeben, uns um chinesische Persönlichkeiten zu kümmern. Um so interessanter ist es, hier an Ort und Stelle deutlicher und deutlicher das Walten von einzelnen Intelligenzen und Charakteren zu beobachten.

Ich hätte ihn gern gesprochen; ehe ich ihn zu Gesicht bekam, ist der alte Herr aber, des fruchtlosen Weilens müde, plötzlich gesund geworden und auf einem russischen (!) Kriegsschiff nach Taku abgedampft.

Schanghai, den 20. September.

Obwohl wir hier im Mittelpunkt der schwebenden Verhältnisse, soweit ein solcher überhaupt existiert, zu stehen scheinen, ist die Situation doch auch für uns im Grunde so unklar, wie möglich. Täglich re-

gistrieren die Zeitungen die Massen von Truppen und Kriegsmaterial, die an uns vorüber nach Norden geworfen werden, und schätzen die ungeheure Streitmacht ab, die jetzt schon dort oben versammelt sein muß. Die jüngsten Nachrichten aus Petschili berichten gleichzeitig von neuen Kämpfen mit den Boxern. So haben die beiden deutschen Seebataillone, die leider unmittelbar nach der Eroberung von Peking erst dort anlangten, sich am 11. September durch Einnahme der im Südsüdwesten von Peking gelegenen Stadt Lianghsianghsiën ausgezeichnet, die ein großes Boxernest gewesen sein soll, so sind englische, russische, japanische und italienische Truppen im Westen von Tientsin mit neuen Boxerhorden zusammengestoßen. Danach ist also die fremdenfeindliche Bewegung durchaus noch nicht zu Ende.

Andererseits lassen uns aber Gerüchte, Vermutungen, Andeutungen fortwährend fürchten, daß es um die Ausdauer der Mächte jetzt schon höchst mangelhaft bestellt sei. Am wichtigsten ist die Nachricht, daß Rußland, Frankreich und die Vereinigten Staaten beabsichtigen oder sogar schon begonnen haben, Peking zu räumen und damit die ganze Angelegenheit in der Hauptsache für beigelegt zu erklären.

Wahrhaftig, das Konzert der Mächte macht je länger je mehr den Eindruck einer jener Räuber- und Diebesbanden der komischen Oper, die sich mit fürchterlichen Eiden Kameradschaft geschworen haben, wo aber doch keiner dem anderen traut und jeder nur auf den Augenblick wartet, den Spießgesellen übers Ohr zu hauen.

Rußland hat offenbar die Überzeugung, daß das ganze Asien vom orthodoxen Gott rechtmäßig dem weißen Zaren bestimmt ist und daß es nur eine Frage der Zeit sein kann, wann es den ganzen Kontinent verspeisen wird. Noch ist für China diese Zeit nicht gekommen; einstweilen ist noch zuviel anderes schon Verschluckte zu verdauen, ehe es an diese gewaltigen Bissen gehen kann. Vorläufig kommt es darauf an, die Mitbewerber um die Mahlzeit davon fern zu halten und das Reich der Mitte zarenfromm zu machen. Es hat den Chinesen daher zunächst seine Macht mit den Fäusten der Kosaken gezeigt, jetzt gilt es ihm, dieselbe durch väterliches Wohlwollen nach der Strafe und Schutz vor der Rache

der andern zu beweisen. Frankreich? — Nun was thäte Frankreich nicht um Rußlands schöner Augen willen? Und Amerika? Dieser durch den spanischen Krieg plötzlich auch zur militärischen Großmacht gewordene Staat läßt jetzt keine Gelegenheit vorübergehen, um zu zeigen, daß er nicht solidarisch mit Europa, sondern amerikanisch fühlt. Was gehen ihn die gemeinsamen Interessen der europäischen Mächte in China an; er kennt ostentativ nur amerikanische, und für diese Sonderinteressen ist es vielleicht besser, sich jetzt China als gutmütiger Nachbar über See zu zeigen.

Die Besorgnis in der hiesigen Handelswelt ist groß. Einmütig ist das Gefühl, wenn die Sache nach so großen Worten jetzt ins Stocken gerät, dann ist die Stellung der Weißen in China weit schlimmer als vorher. Nur rücksichtslose Kraft und Entschlossen-

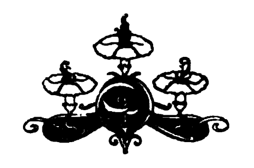


Chinesische Hausthür in Schanghai. (S. 78)

heit kann dem Chinesen imponieren. In Schonung wird er nur Schwäche sehen. Wenn Peking geräumt wird und die Truppen zurückkehren, ohne vorher vollgültige, auch den Auffassungen der Chinesen nach schwerste Sühne für das Vergreifen an den Fremden erzwungen zu haben — und bis jetzt macht das Verhalten des Hofes nicht im geringsten den Eindruck, als ob er dazu bereit sei — dann wird der Chinese nicht nur überzeugt sein, uns besiegt zu haben, sondern er hat es wirklich.

Gott sei Dank, Deutschland scheint wenigstens fest zu bleiben. Wir hören, die Berliner Regierung hat in einer Cirkularnote vorgeschlagen, jeden diplomatischen Verkehr mit China abzubrechen, bis eine Bestrafung Tuans und seiner Genossen erfolgt ist, und England hat diesem Vorschlage rückhaltlos zugestimmt. Die Begeisterung für den Kaiser, in dem man hier die Energie ganz Deutschlands, ja eigentlich die der ganzen gemeinsamen China-Aktion verkörpert sieht, ist in hiesigen deutschen und auch fremdländischen Kreisen ganz außerordentlich groß. Auf ihn allein ist gegenwärtig die Hoffnung gerichtet, daß die Angelegenheit nicht schmachvoll im Sande verläuft.

Wenn nur Waldersee erst hier wäre! Er hat Hongkong passiert und ist dort von der „Sachsen" auf die „Hertha" übergegangen.





Die Ankunft des Grafen Waldersee.

Schanghai, den 22. September.

Endlich wird doch nun etwas geschehen, endlich die in den letzten Wochen stagnierend gewordene Bewegung in Fluß kommen! Der Höchstkommandierende der Mächte ist eingetroffen, er hat in Schanghai zum ersten Male den Boden Chinas betreten — denn Hongkong ist nicht China, sondern englische Kolonie — und von den hier vereinigten Truppenführern sind ihm, wenngleich sein eigentlicher Oberbefehl ja auf dem nördlichen Kriegsschauplatz liegt, militärische Ehren bezeugt worden, die beweisen, daß es den nichtdeutschen Mächten ernst ist mit seiner Anerkennung.

Seit Wochen lebten wir hier in einer Atmosphäre, die zwar voll elektrischer Spannung, allein schließlich lähmend wie ein Alpdruck war, denn nichts ereignete sich, was den Anfang des befreienden Gewitters bezeichnete; ja es schien zeitweilig sogar, als ob die ersehnte Lösung überhaupt ausbleiben würde.

Da mutet denn ein Ereignis wie das heutige wie der erfrischende Windstoß an, der dem endlichen Ausbruch von Donner und Blitz voraufgeht. Es hat uns allen das Gefühl gegeben, daß der Zeit der Vorbereitungen nun eine der Thaten folgen wird.

Um 8 Uhr früh hatte nach telegraphischer Meldung der Kreuzer „Hertha“, der den Feldmarschall von Hongkong heraufbrachte, die Signalstation der Insel Gützlaff vor der Yangtse-Mündung passiert; etwas später kam auch die „Sachsen“ des

Norddeutschen Lloyd, auf der sich der Stab des Oberkommandos befand. Bald nach Mittag mußten beide Schiffe in Wusung eintreffen, wo unsere Kriegsschiffe liegen. Von seiten des Reiches war daher der Lloyd-Tender „Bremen" gechartert worden, um den Höchstkommandierenden und seine Suite zu dem beabsichtigten 24stündigen Aufenthalt nach Schanghai hinaufzubringen. Durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Generalkonsuls Dr. Knappe, der zum Geleit des Feldmarschalls hinausfuhr, hatte ich eine Einladung zur Teilnahme an der Fahrt erhalten.

Es war trüber, schwer wolkenverhangener Himmel, als wir mit dem reißenden Ebbeausstrom auf den quirlenden, schlammigen Fluten des Whangpu von Schanghai aus abwärts schossen, eine schlechte Aussicht für den beabsichtigten feierlichen Empfang des Feldmarschalls am „Bund" von Schanghai. Allein es schien, als ob der Abgesandte des Kaisers auch das Wetterglück der Hohenzollern mit auf den Weg bekommen hätte; denn noch unterwegs riß die Wolkendecke, und als wir vor Wusung eintrafen, übergoß heller Sonnenschein das eigenartige Bild, das sich an der Mündung des Whangpu in den Yangtsekiang heute darbietet.

Auf der fast grenzenlosen Fläche des Riesenstromes lag bereits zwischen den wohlbekannten, gewaltigen Schiffskörpern der vereinigten Flotte der neue, glänzend weiße und elegante Rumpf der „Hertha". Zur selben Zeit zog von Osten her ein weiterer gewaltiger Dampfer mit wehender Rauchfahne heran, die soeben eintreffende „Sachsen".

Kaum hatten wir uns längsseit an diese gelegt, als ein Strom glänzender Uniformen über die Brücke zu uns herniederquoll: die deutschen Officiere und die fremden Attachés des Oberkommandos.

Hierauf dampften wir der „Hertha" zu. Dröhnende Salutschüsse schollen uns aber von dort schon entgegen; der Feldmarschall verließ den Bord, um in einer kleinen Dampfpinasse zu uns herüber zu fahren. Mit begreiflicher Spannung betrachtete ich das schmale, die gelbe Flut durchkreuzende Schiffchen, auf dem zunächst nur ein paar winzige Menschlein in der Ferne erkennbar waren.

Es ist doch ein eigentümliches Ding, daß in einem dieser kleinen Figürchen eine solche Fülle von Macht und der Keim so großer Ereignisse konzentriert sein sollte. Ich hatte den Grafen Waldersee bisher nie zu sehen Gelegenheit gehabt und bekenne, daß ich auf den Anblick des Mannes aufs höchste gespannt war, in dessen Hand eine so überaus glänzende, aber auch so überaus schwere Aufgabe gelegt worden ist, von dessen Willenskraft, von dessen kriegerischer und beinahe noch mehr diplomatischer Geschicklichkeit die Ereignisse der nächsten Zukunft abhängen.

Eine kräftige, mehr als mittelgroße Gestalt von aufrechter Haltung, in gelber Khakiuniform mit goldenem Kragen kam, als die Pinasse festlag, mit raschem Gang auf dem Bordrande nach vorn und schritt, die dargebotenen Hände unbeachtet lassend, ohne Brücke von Bord zu Bord hinüber, so elastisch wie vielleicht ein Vierzigjähriger, nicht ein angehender Siebziger. Es war Graf Waldersee, gefolgt von seinem Adjutanten, Hauptmann Wilberg; der ganzen Haltung und Lebendigkeit sah man an, daß die lange, heiße Tropenfahrt seiner Natur nichts geschadet hatte.



Graf Waldersee kommt an Bord.

Der Feldmarschall begrüßte nun auf dem Verdeck in einer Art kleinen Cercles seine Suite, die er seit Hongkong nicht mehr gesehen, ließ sich dann uns übrige flüchtig vorstellen und zog sich hierauf mit dem Generalkonsul in den unteren Salon zurück. Währenddem begann der Tender die Fahrt den Whangpu aufwärts mit der gehißten Marschalls-

flagge, dem schwarz-weiß-roten Banner und dem eisernen Kreuz, auf gekreuzten Marschallsstäben liegend, eine stolze Reise, die das Herz eines Deutschen höher schlagen lassen konnte. Der kleine, graziös schlanke Kreuzer „Hela“ vom Wusung-Geschwader folgte uns, und nun passierten wir Kriegsschiff auf Kriegsschiff der verschiedensten Nationen, mit denen der Whangpu heute bis nach Schanghai hinein besetzt ist; alle salutierten sie feierlich den Höchstkommandierenden der vereinigten Armeen. Wenn wir bei einem Schiffe vorüber waren, hörten wir schon immer die Trompetensignale des nächsten; die Matrosen standen stramm in Front an der Reeling, die Offiziere hatten die Hände an den Mützen, die Schiffsflagge senkte sich, mochte diese Flagge das Sternenbanner, die japanische Sonne, das Kreuz der Engländer, die vertikal gestreifte blau-weiß-rote Trikolore der Franzosen oder die horizontale rot-weiß-blaue der Holländer sein. Auch die Handelsschiffe hatten vielfach Flaggenschmuck angelegt, mit allen Signalflaggen, die sie besaßen. Besondere Erwähnung verdient eine Aufmerksamkeit der Engländer. Als wir an deren Zeltlagern vorüberkamen, wo die indischen Truppen kampieren, hatten sich diese in dichten Reihen am Ufer aufgestellt, und so groß die Entfernung war, so schallte doch ihr vielfaches Hurra kräftig über die Wasserfläche zu uns herüber.



Die „Hela“ auf dem Whangpu.

Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich am „Bund“ von

Schanghai versammelt. Da wir etwas nach fünf Uhr eintrafen, wo die Geschäfte geschlossen sind und alle Welt sich sowieso im Freien ergeht, war alles herbeigeströmt, was laufen konnte; auch Chinesen in unzählbaren Scharen. Schon von weitem sahen wir unabsehbare blaue Massen — die niederen Chinesen tragen fast durchgängig blaue Baumwollenstoffe — am Ufer aufgestellt. Dazwischen die bunten Farben aller möglicher Uniformen. Nur zwei kleine Gestalten in feierlich tadellosen schwarzen Gehröcken und spiegelblanken Cylindern — einem in Ostasien ganz ungewohnten Bekleidungsstück — standen vorn auf dem im französischen Settlement belegenen Pier des Norddeutschen Lloyd. Es waren der deutsche Gesandte Dr. Mumm von Schwarzenstein und sein Legationssekretär, Assessor von Bohlen. Die Menge hielt sich in guter Ordnung weiter zurück.

Sobald wir festgemacht hatten, stieg der Feldmarschall als erster ans Land, und nachdem ihm hier durch den Gesandten eine Anzahl militärischer und diplomatischer Vertreter der in Schanghai anwesenden Nationen und Truppen vorgestellt worden war, begab er sich mit dem Höchstkommandierenden der englischen Truppen, dem General Craigh, den Steg hinauf zum Quai. Dieser, augenblicklich der Befehlshaber der weitaus größten Truppenzahl in Schanghai, ist eine Figur von höchst interessantem Äußern: eine schlanke, rassig elegante und kräftige Gestalt mit einem aristokratischen Gesicht voll Energie.

Nunmehr begann das Abschreiten der Ehren-Kompagnien.

Die Vorbereitungen zu diesem militärischen Empfang hatten am Tage zuvor Verhandlungen hervorgerufen, deren Schwierigkeit in Bezug auf die Reihenfolge, die Stärke, die Art der Beteiligung der einzelnen Nationen im kleinen die Schwierigkeit der ganzen Mission des Höchstkommandierenden wiederspiegelte. Allein es muß betont werden, daß die Bereitwilligkeit zu einer gemeinsamen Ehrung nicht ernstlich in Frage kam; die Engländer wie die Franzosen waren sofort zur Mitwirkung bereit, ja bei den letzteren war eher ein Zuviel an Ehrenbezeugungen, nicht ohne einen gewissen Humor,

zurückzudämmen. Der beschlossenen Demonstration fügten sich dann auch die zuerst schwankenden Japaner an.

Den rechten Flügel nahmen die Franzosen ein. Sie hatten darauf bestanden, da in ihrem Settlement die Landungsstelle liegt. Hierauf folgten zwei deutsche Kompagnieen, denen sich die deutsche Freiwilligen-Kompagnie von Schanghai anschloß. Letztere machte sich besonders eine Ehre daraus, ihren in der That famosen militärischen Drill vor dem kundigen Auge des Feldmarschalls zu entfalten. Dann kamen die englisch-indischen Truppen in langer, vielfarbiger Linie und zuletzt die Japaner. Nach dem Passieren der Front bestieg der Feldmarschall mit dem Gesandten und dem Vize-Konsul einen Landauer und fuhr, gefolgt von einer berittenen Ehrenwache, der prachtvoll malerischen indischen Sikhs mit ihren mächtigen Turbanen, dem deutschen Konsulate zu.

Der Feldmarschall wird wohl schon morgen mit der „Hertha" weiter nach Taku, das Oberkommando auf der „Sachsen" ebendahin abgehen. Ich bin einem Herrn von Rauch vorgestellt worden, einem Neffen des Feldmarschalls, welcher die Angelegenheiten der Presse zu vermitteln hat. Von Berlin ihm avisiert, soll ich Erlaubnis erhalten, an Bord der „Sachsen" mit nach dem Norden zu fahren. Allright!

Schanghai, den 23. September.

Heute morgen hatten wir ein noch weit glänzenderes militärisches Schauspiel als gestern; zweifellos das großartigste, das Schanghai bisher gesehen, nämlich eine Parade der gesamten europäischen Garnison vor dem Höchstkommandierenden der Mächte. Ich sage absichtlich der europäischen, denn amerikanische Truppen sind nicht hier, und die Japaner hatten sich diesmal ausgeschlossen. Allerdings war das Gesamtbild teilweise sehr wenig europäisch, da die Franzosen ihre annamitischen Truppen und die Engländer die ganze bunte Musterkarte ihrer indischen Völkerschaften mit vorführten.

Ein herrlicher Morgen begünstigte die Schaustellung, die auf 8 Uhr angesetzt war. Schon von 7 Uhr an überflutete den Rennplatz von Schanghai eine festlich gekleidete Menge, Damen und Herren der Schanghaier Kolonie — Chinesen wurden hier nicht zugelassen — in lichten Kleidern, zu Fuß, zu Rad, zu Pferde, Offiziere der verschiedenen See- und Landtruppen. Dann zogen die einzelnen Truppenteile in vortrefflicher Ordnung auf. Punkt 8 Uhr erschien der Feldmarschall mit seiner Suite auf schönen Pferden der englischen Bombay-Reiterei, die von den Engländern liebenswürdig zur Verfügung gestellt worden waren. Er trug den vielbesprochenen Marschallsstab in der Hand, um die Brust das Orangeband des Schwarzen Adlerordens. In seinem Gefolge führte er auch hier die Marschallsflagge an einem Bambusstabe.

Diese imponierte übrigens den Chinesen erheblich mehr als er selber. Am Nachmittag fragte mich ein mir bekannter sehr intelligenter chinesischer Photograph, wie denn das komme, daß der Feldmarschall noch so sehr jung sei. Es ergab sich, daß er selbstverständlich den Mann, der das Banner trug, für die Hauptperson angesehen hatte.

Nachdem der Marschall auf dem Paradefelde die mächtige Front abgeritten — es waren nahezu 5000 Menschen hier aufgestellt —, postierte er sich mit seinem Gefolge an einem mit einem Fähnlein bezeichneten Punkte und nahm den Vorübermarsch der Truppen entgegen. Einen eigentlichen Parademarsch machten natürlich nur die Deutschen, aber deren Beine flogen auch heraus, die Sohlen knallten nur so auf dem Rasen. Man sah, sie fühlten, daß die Augen ganz Europas in diesem Augenblick auf sie gerichtet seien. Und das ist thatsächlich auch so, daß alle Welt hier draußen mit der höchsten Meinung und natürlich auch der anspruchsvollsten Kritik auf den deutschen Soldaten blickt. Man erwartet Ungeheures von ihm. Bezeichnend war dafür selbst das Verhalten der englischen Knaben, deren Gespräche ich in verschiedenen Zuschauergruppen hier mit anhörte. Beim Aufmarsch zur Parade, wo die Deutschen mit zuletzt aufzogen, vermochten auch die

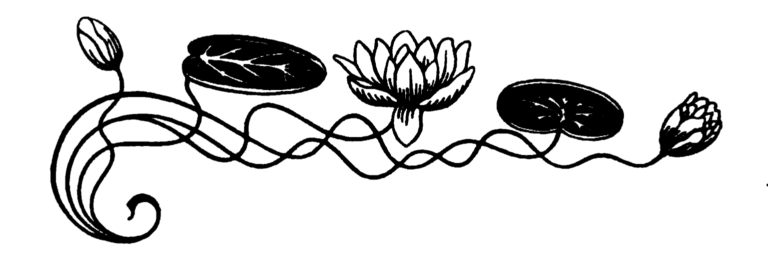
buntesten und seltsamsten der vorher kommenden englischen und französischen Truppen das Interesse nicht zu fesseln, es hieß immer ungeduldig: „Wann kommen denn nur erst die Deutschen?“

Im großen und ganzen schnitten unsere Soldaten auch vortrefflich beim Publikum ab, wenngleich die volle militärische Größe des Parademarsches nicht ganz das erwünschte Verständnis fand. Er wurde leider mehr humoristisch aufgefaßt und gab dem Schanghaier Witzblatt „the Rattle“ Gelegenheit zu einer wundervollen Karikatur, wo die Riesenfüße unserer guten Jungen bis zur Höhe der Nasenspitze flogen und nicht nur ihre runden pausbäckigen Gesichter, sondern auch die der Offizierspferde mit einem Ruck Augen rechts! machten.

Auch der Parade-Eindruck der indischen Regimenter ist ein ganz außerordentlich günstiger gewesen. Nicht nur die malerische Tracht der Leute meine ich, sondern ihre vorzügliche Art, zu gehen, ihr strammer Zusammenschluß in den Gliedern, ihr kraftvolles, kriegerisches Aussehen. Am ungünstigsten war unleugbar der Eindruck der Franzosen, wozu allerdings Äußerlichkeiten viel beitrugen. Einmal die sehr unvorteilhafte Uniform von einem mißfarbenen, düsteren, blauschwarzen Stoffe und die wunderliche, direkt karikaturhafte Erscheinung der berittenen Offiziere, die, meist ziemlich große und starke Leute, mit hochgezogenen Knieen auf ganz lächerlich kleinen Ponies ritten.

Über die Maßen wunderlich ist aber doch eigentlich die Situation gegenüber dem chinesischen Reiche. Unsere Kriegsschiffe liegen draußen auf der Reede von Wusung, direkt unter den Kanonen stark armierter chinesischer Forts, und diese Parade auf dem Rennplatz von Schanghai fand statt in nächster Nachbarschaft einiger Lager regulärer Truppen. Es fehlte nur noch, daß man die Chinesen selbst mit zur Parade vor Waldersee aufgefordert hätte.

Und warum auch nicht? Vielleicht wären sie gekommen.



Die Ankunft auf dem Kriegsschauplatz.

An Bord der „Sachsen“,
den 24. September.

Sonnabend, den 23. nachts, fuhr der Feldmarschall mit der „Hertha“ von Wusung ab. Das Oberkommando folgte ihm auf der „Sachsen“ heute morgen. Ich hatte durch Herrn von Rauch die Mitteilung erhalten, daß meine Mitfahrt auf diesem Schiffe durch den Oberquartiermeister, Generalmajor Freiherrn von Gayl, gestattet worden sei, und mich am Abend zuvor mit dem nach Wusung gehenden Lloyddampfer eingeschifft. Durch übermäßige Liebenswürdigkeit in der Form zeichnete sich diese Gastfreundschaft von seiten der Behörde freilich nicht gerade aus. Als ich am Morgen kurz vor der Abfahrt die Gelegenheit ergriff, dem genannten Herrn meinen Dank auszusprechen, erwiderte er im kühlsten Tone, der noch höflich war: „Mein Gott ja, warum sollten Sie nicht mitfahren? Es ist ja ein Passagierschiff“.

Hollah, was bedeutete das? Ich hatte offen gestanden vorausgesetzt, daß ich beim Oberkommando mit besonderer Courtoisie aufgenommen und irgendwie formell dem Stabe angegliedert werden würde, nicht aus persönlichen Gründen, sondern weil nach meiner Auffassung der Vertreter eines deutschen Blattes, das sich die Kosten einer eigenen Berichterstattung über die große nationale Unternehmung in China auferlegt, naturgemäß hierher gehörte.

Hiernach scheint aber eine ganz andere Auffassung zu walten,

wie etwa einem Lästigen gegenüber, dessen Anwesenheit man leider nicht vermeiden kann.

Augen auf, ob das so ist! Das hieße, mir eine Rolle zudenken, für die ich kein Talent besitze.

Auf der Reede von Taku,
den 25. September.

Nein, der persönliche Verkehr mit den Herren bestätigt meinen oben geäußerten Verdacht durchaus nicht. Im Gegenteil, er ist bisher nicht nur von tadelloser Höflichkeit, sondern durchaus unbefangen, liebenswürdig gewesen und so unfraglich interessant, wie ich ihn angesichts der Thatsache, daß in diesen Männern hier eine Elite unseres Offizierkorps zu sehen ist, nur erwarten durfte.

Gerade, weil ich mich innerlich vollkommen unabhängig fühle, bekenne ich gern, daß es doch etwas ausmacht, in einem Kreise von Männern zu weilen, die großenteils entweder eigener Tüchtigkeit bereits einen glänzenden Namen verdanken oder denjenigen von Familien tragen, die sich in unserer Geschichte bedeutsam hervorgethan haben, und wer seine Freude an charaktervollen Erscheinungen hat, kann hier auf seine Rechnung kommen.

Da für die Offiziere des Oberkommandos eine fünfwöchige Reise zu Ende geht, so herrscht natürlich eine besonders gehobene, erwartungsvolle Stimmung an Bord und entfesselt eine Menge Lust und Laune, besonders unter den jüngeren Elementen. Daneben aber wird doch bis zum letzten Moment gearbeitet, so eifrig, wie man es auf Schiffen nicht zu sehen gewohnt ist. Die Gemüter — jedes Gespräch beweist es — sind voll von den speziellen großen Aufgaben, die einem jeden unter der Schar zuerteilt sind. Der schlägt im Geiste gewaltige Brücken über chinesische Ströme, der erörtert alle Möglichkeiten des Proviantransports, der beschäftigt sich mit der Einrichtung von Lazaretten u. s. w. Überall an Deck stehen die kleinen Feldtischchen aufgeschlagen, an denen geschrieben, gerechnet und skizziert wird vom Morgen bis Abend.

Freilich, das ist wahr, ich sehe nur Militär und Militär-Beamte an Bord, und nichts als rein militärische Interessen kommen in Betracht. Mir hatte bei diesem Chinazuge so etwas wie die Expedition Napoleons nach Ägypten vorgeschwebt. Ich hatte nicht daran gezweifelt, neben dem Militär eine größere Zahl von Gelehrten und Künstlern vorzufinden, welche die außerordentliche Gelegenheit der Erschließung Chinas ausnutzen sollten; eine Sache, die mir beinahe wichtiger erscheint als die ganze kriegerische Unternehmung. Bis jetzt sind mir aber nur zwei Civilpersonen bekannt geworden, die von Reichs wegen das Oberkommando begleiten. Die eine ist der schon genannte, Waldersee zu persönlichen Diensten zuerteilte Herr von Rauch, die andere der im speziellen Auftrage des Kaisers mitgehende Schlachtenmaler Rocholl. Endlich ist an Bord noch ein Graf Nayhauß-Cormons zugegen, der als Berichterstatter des „Berliner Tageblatts“ von Europa gekommen ist. Dieser ist nicht offiziell dem Oberkommando aggregiert, sondern reist nur mit.*)

---

*) Ich möchte hier im voraus über das Verhalten des Militärs zur Presse während der Zeit, wo ich auf dem Kriegsschauplatz war, bemerken, daß meine oben angedeutete erste Empfindung von der Verschiedenheit des amtlichen und des persönlichen Verhaltens ganz zutreffend gewesen ist. Amtlich wurde so ziemlich das geringste Maß von Entgegenkommen beobachtet, das möglich war, wenn man die Presse überhaupt zuließ. In Tientsin und in Peking war später Herr von Rauch zu einer bestimmten Vormittagsstunde zu sprechen, um den Korrespondenten dasjenige mitzuteilen, was das Oberkommando bekannt werden lassen wollte. Das war alles, was mir an amtlicher Fürsorge erinnerlich ist. Für Unterkunft, Fortkommen, Verpflegung geschah im Bereich des Kriegsschauplatzes durchaus nichts, ja die Oberleitung war fast ängstlich bemüht, klarzustellen, daß wir sie nichts angingen. Erst später hat man sich dazu verstanden, sich auch offiziell der Kriegsberichterstatter besser anzunehmen.

Persönlich dagegen, das will ich für den ganzen Verlauf meiner Kampagne nachdrücklich betonen, ist der Verkehr durchweg ein äußerst sympathischer gewesen; ich wüßte keinen Fall zu nennen, daß im Felde, im Lager, auf dem Marsche, und wo immer wir auf persönliche Liebenswürdigkeit und Kameradschaftlichkeit angewiesen waren, diese irgendwie einmal versagt hätte. Ich und meine näheren Gefährten, die ich später noch zu nennen habe, werden mit mir darin einig sein, daß uns nur die angenehmsten persönlichen Erinnerungen an jenes wochen- und monatelangen Zusammenleben mit unseren Offizieren geblieben sind. Wie sehr dies auch oder vielmehr gerade auf den oben genannten Herrn von Gayl zutrifft, wird der Leser im folgenden sehen.

Am Abend des 24. erreichten wir die Ostseite der Halbinsel Schantung. Dort liegt eine Stelle, die für jeden Deutschen eine große Sprache redet. Hier am Kap Pingyen ging am 24. Juli 1896 der alte „Iltis“ im Taifun unter den bekannten Umständen unter, an die das Denkmal in Schanghai dauernd erinnern soll. In schwarzen Buckeln lag die rauhe, von gefährlichen Klippen umsäumte Felsenküste vor uns. Ernsthaft standen wir alle auf Deck versammelt und spähten nach dem Erinnerungsmal, das auf der Begräbnisstätte der Mannschaft an der Küste errichtet ist, doch gestattete die Dämmerung nicht zu entscheiden, ob wir es wirklich sahen oder nur zu sehen glaubten.

Heut gegen den Mittag hin näherten wir uns der Reede von Taku. Das Gelbe Meer trägt hier seinen Namen mit Recht: trüb lehmgelb sind die Fluten, in die der Hwangho und der Peiho ihre schlammigen Wasser hineinwälzen. Die westliche Küste des Golfs von Petschili muß ganz außerordentlich flach sein; so niedrig, daß wir sie an der Stelle, wo die Verflachung des Meeresbodens die großen Ozeandampfer bereits zwingt, vor Anker zu gehen, mit dem bloßen Auge noch gar nicht sehen. Mit dem Glas erblickt man unsicher in der Ferne ein paar Baulichkeiten, die über den Wellen zu schweben scheinen.

Dafür hatten wir aber bei Annäherung an die Reede von Taku einen Anblick, wie er schwerlich in der Welt schon dagewesen ist. In der gelbgrauen Ferne erschienen die kleinen schattenhaften Silhouetten von Schiffen, die auf freiem Wasser lagen, immer mehr und immer mehr. Zwanzig, vierzig, sechzig, achtzig, ja nahezu hundert große Fahrzeuge zählte zuletzt das Auge, als wir endlich angelangt waren, rund um uns her. Etwa die Hälfte davon waren Kriegsschiffe, mit stetig dampfenden Schloten, mit Kanonen gespickt, von den Flaggen und Wimpeln aller Nationen überflattert: Deutsche, Engländer, Russen, Franzosen, Österreicher, Italiener, Holländer. Dazwischen, oft noch mächtiger als die Panzer, lagen die von den Regierungen gecharterten Handelsdampfer. Signale wurden gewechselt herüber und hinüber, kleine

Es ist doch ein eigentümliches Ding, daß in einem dieser kleinen Figürchen eine solche Fülle von Macht und der Keim so großer Ereignisse konzentriert sein sollte. Ich hatte den Grafen Waldersee bisher nie zu sehen Gelegenheit gehabt und bekenne, daß ich auf den Anblick des Mannes aufs höchste gespannt war, in dessen Hand eine so überaus glänzende, aber auch so überaus schwere Aufgabe gelegt worden ist, von dessen Willenskraft, von dessen kriegerischer und beinahe noch mehr diplomatischer Geschicklichkeit die Ereignisse der nächsten Zukunft abhängen.

Eine kräftige, mehr als mittelgroße Gestalt von aufrechter Haltung, in gelber Khakiuniform mit goldenem Kragen kam, als die Pinasse festlag, mit raschem Gang auf dem Bordrande nach vorn und schritt, die dargebotenen Hände unbeachtet lassend, ohne Brücke von Bord zu Bord hinüber, so elastisch wie vielleicht ein Vierzigjähriger, nicht ein angehender Siebziger. Es war Graf Waldersee, gefolgt von seinem Adjutanten, Hauptmann Wilberg; der ganzen Haltung und Lebendigkeit sah man an, daß die lange, heiße Tropenfahrt seiner Natur nichts geschadet hatte.



Graf Waldersee kommt an Bord.

Der Feldmarschall begrüßte nun auf dem Verdeck in einer Art kleinen Cercles seine Suite, die er seit Hongkong nicht mehr gesehen, ließ sich dann uns übrige flüchtig vorstellen und zog sich hierauf mit dem Generalkonsul in den unteren Salon zurück. Währenddem begann der Tender die Fahrt den Whangpu aufwärts mit der gehißten Marschalls-

flagge, dem schwarz-weiß-roten Banner und dem eisernen Kreuz, auf gekreuzten Marschallsstäben liegend, eine stolze Reise, die das Herz eines Deutschen höher schlagen lassen konnte. Der kleine, graziös schlanke Kreuzer „Hela“ vom Wusung-Geschwader folgte uns, und nun passierten wir Kriegsschiff auf Kriegsschiff der verschiedensten Nationen, mit denen der Whangpu heute bis nach Schanghai hinein besetzt ist; alle salutierten sie feierlich den Höchstkommandierenden der vereinigten Armeen. Wenn wir bei einem Schiffe vorüber waren, hörten wir schon immer die Trompetensignale des nächsten; die Matrosen standen stramm in Front an der Reeling, die Offiziere hatten die Hände an den Mützen, die Schiffsflagge senkte sich, mochte diese Flagge das Sternenbanner, die japanische Sonne, das Kreuz der Engländer, die vertikal gestreifte blau-weiß-rote Trikolore der Franzosen oder die horizontale rot-weiß-blaue der Holländer sein. Auch die Handelsschiffe hatten vielfach Flaggenschmuck angelegt, mit allen Signalflaggen, die sie besaßen. Besondere Erwähnung verdient eine Aufmerksamkeit der Engländer. Als wir an deren Zeltlagern vorüberkamen, wo die indischen Truppen kampieren, hatten sich diese in dichten Reihen am Ufer aufgestellt, und so groß die Entfernung war, so schallte doch ihr vielfaches Hurra kräftig über die Wasserfläche zu uns herüber.



Die „Hela“ auf dem Whangpu.

Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich am „Bund“ von

Schanghai versammelt. Da wir etwas nach fünf Uhr eintrafen, wo die Geschäfte geschlossen sind und alle Welt sich sowieso im Freien ergeht, war alles herbeigeströmt, was laufen konnte; auch Chinesen in unzählbaren Scharen. Schon von weitem sahen wir unabsehbare blaue Massen — die niederen Chinesen tragen fast durchgängig blaue Baumwollenstoffe — am Ufer aufgestellt. Dazwischen die bunten Farben aller möglicher Uniformen. Nur zwei kleine Gestalten in feierlich tadellosen schwarzen Gehröcken und spiegelblanken Cylindern — einem in Ostasien ganz ungewohnten Bekleidungsstück — standen vorn auf dem im französischen Settlement belegenen Pier des Norddeutschen Lloyd. Es waren der deutsche Gesandte Dr. Mumm von Schwarzenstein und sein Legationssekretär, Assessor von Bohlen. Die Menge hielt sich in guter Ordnung weiter zurück.

Sobald wir festgemacht hatten, stieg der Feldmarschall als erster ans Land, und nachdem ihm hier durch den Gesandten eine Anzahl militärischer und diplomatischer Vertreter der in Schanghai anwesenden Nationen und Truppen vorgestellt worden war, begab er sich mit dem Höchstkommandierenden der englischen Truppen, dem General Craigh, den Steg hinauf zum Quai. Dieser, augenblicklich der Befehlshaber der weitaus größten Truppenzahl in Schanghai, ist eine Figur von höchst interessantem Äußern: eine schlanke, rassig elegante und kräftige Gestalt mit einem aristokratischen Gesicht voll Energie.

Nunmehr begann das Abschreiten der Ehren-Kompagnien.

Die Vorbereitungen zu diesem militärischen Empfang hatten am Tage zuvor Verhandlungen hervorgerufen, deren Schwierigkeit in Bezug auf die Reihenfolge, die Stärke, die Art der Beteiligung der einzelnen Nationen im kleinen die Schwierigkeit der ganzen Mission des Höchstkommandierenden wiederspiegelte. Allein es muß betont werden, daß die Bereitwilligkeit zu einer gemeinsamen Ehrung nicht ernstlich in Frage kam; die Engländer wie die Franzosen waren sofort zur Mitwirkung bereit, ja bei den letzteren war eher ein Zuviel an Ehrenbezeugungen, nicht ohne einen gewissen Humor,

zurückzudämmen. Der beschlossenen Demonstration fügten sich dann auch die zuerst schwankenden Japaner an.

Den rechten Flügel nahmen die Franzosen ein. Sie hatten darauf bestanden, da in ihrem Settlement die Landungsstelle liegt. Hierauf folgten zwei deutsche Kompagnieen, denen sich die deutsche Freiwilligen-Kompagnie von Schanghai anschloß. Letztere machte sich besonders eine Ehre daraus, ihren in der That famosen militärischen Drill vor dem kundigen Auge des Feldmarschalls zu entfalten. Dann kamen die englisch-indischen Truppen in langer, vielfarbiger Linie und zuletzt die Japaner. Nach dem Passieren der Front bestieg der Feldmarschall mit dem Gesandten und dem Vize-Konsul einen Landauer und fuhr, gefolgt von einer berittenen Ehrenwache, der prachtvoll malerischen indischen Sikhs mit ihren mächtigen Turbanen, dem deutschen Konsulate zu.

Der Feldmarschall wird wohl schon morgen mit der „Hertha" weiter nach Taku, das Oberkommando auf der „Sachsen" ebendahin abgehen. Ich bin einem Herrn von Rauch vorgestellt worden, einem Neffen des Feldmarschalls, welcher die Angelegenheiten der Presse zu vermitteln hat. Von Berlin ihm avisiert, soll ich Erlaubnis erhalten, an Bord der „Sachsen" mit nach dem Norden zu fahren. Allright!

Schanghai, den 23. September.

Heute morgen hatten wir ein noch weit glänzenderes militärisches Schauspiel als gestern; zweifellos das großartigste, das Schanghai bisher gesehen, nämlich eine Parade der gesamten europäischen Garnison vor dem Höchstkommandierenden der Mächte. Ich sage absichtlich der europäischen, denn amerikanische Truppen sind nicht hier, und die Japaner hatten sich diesmal ausgeschlossen. Allerdings war das Gesamtbild teilweise sehr wenig europäisch, da die Franzosen ihre annamitischen Truppen und die Engländer die ganze bunte Musterkarte ihrer indischen Völkerschaften mit vorführten.

Ein herrlicher Morgen begünstigte die Schaustellung, die auf 8 Uhr angesetzt war. Schon von 7 Uhr an überflutete den Rennplatz von Schanghai eine festlich gekleidete Menge, Damen und Herren der Schanghaier Kolonie — Chinesen wurden hier nicht zugelassen — in lichten Kleidern, zu Fuß, zu Rad, zu Pferde, Offiziere der verschiedenen See- und Landtruppen. Dann zogen die einzelnen Truppenteile in vortrefflicher Ordnung auf. Punkt 8 Uhr erschien der Feldmarschall mit seiner Suite auf schönen Pferden der englischen Bombay-Reiterei, die von den Engländern liebenswürdig zur Verfügung gestellt worden waren. Er trug den vielbesprochenen Marschallsstab in der Hand, um die Brust das Orangeband des Schwarzen Adlerordens. In seinem Gefolge führte er auch hier die Marschallsflagge an einem Bambusstabe.

Diese imponierte übrigens den Chinesen erheblich mehr als er selber. Am Nachmittag fragte mich ein mir bekannter sehr intelligenter chinesischer Photograph, wie denn das komme, daß der Feldmarschall noch so sehr jung sei. Es ergab sich, daß er selbstverständlich den Mann, der das Banner trug, für die Hauptperson angesehen hatte.

Nachdem der Marschall auf dem Paradefelde die mächtige Front abgeritten — es waren nahezu 5000 Menschen hier aufgestellt —, postierte er sich mit seinem Gefolge an einem mit einem Fähnlein bezeichneten Punkte und nahm den Vorübermarsch der Truppen entgegen. Einen eigentlichen Parademarsch machten natürlich nur die Deutschen, aber deren Beine flogen auch heraus, die Sohlen knallten nur so auf dem Rasen. Man sah, sie fühlten, daß die Augen ganz Europas in diesem Augenblick auf sie gerichtet seien. Und das ist thatsächlich auch so, daß alle Welt hier draußen mit der höchsten Meinung und natürlich auch der anspruchsvollsten Kritik auf den deutschen Soldaten blickt. Man erwartet Ungeheures von ihm. Bezeichnend war dafür selbst das Verhalten der englischen Knaben, deren Gespräche ich in verschiedenen Zuschauergruppen hier mit anhörte. Beim Aufmarsch zur Parade, wo die Deutschen mit zuletzt aufzogen, vermochten auch die

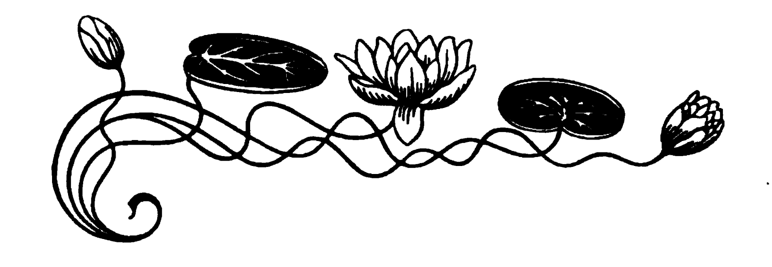
buntesten und seltsamsten der vorher kommenden englischen und französischen Truppen das Interesse nicht zu fesseln, es hieß immer ungeduldig: „Wann kommen denn nur erst die Deutschen?"

Im großen und ganzen schnitten unsere Soldaten auch vortrefflich beim Publikum ab, wenngleich die volle militärische Größe des Parademarsches nicht ganz das erwünschte Verständnis fand. Er wurde leider mehr humoristisch aufgefaßt und gab dem Schanghaier Witzblatt „the Rattle" Gelegenheit zu einer wundervollen Karikatur, wo die Riesenfüße unserer guten Jungen bis zur Höhe der Nasenspitze flogen und nicht nur ihre runden pausbäckigen Gesichter, sondern auch die der Offizierspferde mit einem Ruck Augen rechts! machten.

Auch der Parade-Eindruck der indischen Regimenter ist ein ganz außerordentlich günstiger gewesen. Nicht nur die malerische Tracht der Leute meine ich, sondern ihre vorzügliche Art, zu gehen, ihr strammer Zusammenschluß in den Gliedern, ihr kraftvolles, kriegerisches Aussehen. Am ungünstigsten war unleugbar der Eindruck der Franzosen, wozu allerdings Äußerlichkeiten viel beitrugen. Einmal die sehr unvorteilhafte Uniform von einem mißfarbenen, düsteren, blauschwarzen Stoffe und die wunderliche, direkt karikaturhafte Erscheinung der berittenen Offiziere, die, meist ziemlich große und starke Leute, mit hochgezogenen Knieen auf ganz lächerlich kleinen Ponies ritten.

Über die Maßen wunderlich ist aber doch eigentlich die Situation gegenüber dem chinesischen Reiche. Unsere Kriegsschiffe liegen draußen auf der Reede von Wusung, direkt unter den Kanonen stark armierter chinesischer Forts, und diese Parade auf dem Rennplatz von Schanghai fand statt in nächster Nachbarschaft einiger Lager regulärer Truppen. Es fehlte nur noch, daß man die Chinesen selbst mit zur Parade vor Waldersee aufgefordert hätte.

Und warum auch nicht? Vielleicht wären sie gekommen.



Die Ankunft auf dem Kriegsschauplatz.

An Bord der „Sachsen",
den 24. September.

Sonnabend, den 23. nachts, fuhr der Feldmarschall mit der „Hertha" von Wusung ab. Das Oberkommando folgte ihm auf der „Sachsen" heute morgen. Ich hatte durch Herrn von Rauch die Mitteilung erhalten, daß meine Mitfahrt auf diesem Schiffe durch den Oberquartiermeister, Generalmajor Freiherrn von Gayl, gestattet worden sei, und mich am Abend zuvor mit dem nach Wusung gehenden Lloyddampfer eingeschifft. Durch übermäßige Liebenswürdigkeit in der Form zeichnete sich diese Gastfreundschaft von seiten der Behörde freilich nicht gerade aus. Als ich am Morgen kurz vor der Abfahrt die Gelegenheit ergriff, dem genannten Herrn meinen Dank auszusprechen, erwiderte er im kühlsten Tone, der noch höflich war: „Mein Gott ja, warum sollten Sie nicht mitfahren? Es ist ja ein Passagierschiff".

Hollah, was bedeutete das? Ich hatte offen gestanden vorausgesetzt, daß ich beim Oberkommando mit besonderer Courtoisie aufgenommen und irgendwie formell dem Stabe angegliedert werden würde, nicht aus persönlichen Gründen, sondern weil nach meiner Auffassung der Vertreter eines deutschen Blattes, das sich die Kosten einer eigenen Berichterstattung über die große nationale Unternehmung in China auferlegt, naturgemäß hierher gehörte.

Hiernach scheint aber eine ganz andere Auffassung zu walten,

wie etwa einem Lästigen gegenüber, dessen Anwesenheit man leider nicht vermeiden kann.

Augen auf, ob das so ist! Das hieße, mir eine Rolle zudenken, für die ich kein Talent besitze.

Auf der Reede von Taku,
den 25. September.

Nein, der persönliche Verkehr mit den Herren bestätigt meinen oben geäußerten Verdacht durchaus nicht. Im Gegenteil, er ist bisher nicht nur von tadelloser Höflichkeit, sondern durchaus unbefangen, liebenswürdig gewesen und so unfraglich interessant, wie ich ihn angesichts der Thatsache, daß in diesen Männern hier eine Elite unseres Offizierkorps zu sehen ist, nur erwarten durfte.

Gerade, weil ich mich innerlich vollkommen unabhängig fühle, bekenne ich gern, daß es doch etwas ausmacht, in einem Kreise von Männern zu weilen, die großenteils entweder eigener Tüchtigkeit bereits einen glänzenden Namen verdanken oder denjenigen von Familien tragen, die sich in unserer Geschichte bedeutsam hervorgethan haben, und wer seine Freude an charaktervollen Erscheinungen hat, kann hier auf seine Rechnung kommen.

Da für die Offiziere des Oberkommandos eine fünfwöchige Reise zu Ende geht, so herrscht natürlich eine besonders gehobene, erwartungsvolle Stimmung an Bord und entfesselt eine Menge Lust und Laune, besonders unter den jüngeren Elementen. Daneben aber wird doch bis zum letzten Moment gearbeitet, so eifrig, wie man es auf Schiffen nicht zu sehen gewohnt ist. Die Gemüter — jedes Gespräch beweist es — sind voll von den speziellen großen Aufgaben, die einem jeden unter der Schar zuerteilt sind. Der schlägt im Geiste gewaltige Brücken über chinesische Ströme, der erörtert alle Möglichkeiten des Proviantransports, der beschäftigt sich mit der Einrichtung von Lazaretten u. s. w. Überall an Deck stehen die kleinen Feldtischchen aufgeschlagen, an denen geschrieben, gerechnet und skizziert wird vom Morgen bis Abend.

Freilich, das ist wahr, ich sehe nur Militär und Militär-Beamte an Bord, und nichts als rein militärische Interessen kommen in Betracht. Mir hatte bei diesem Chinazuge so etwas wie die Expedition Napoleons nach Ägypten vorgeschwebt. Ich hatte nicht daran gezweifelt, neben dem Militär eine größere Zahl von Gelehrten und Künstlern vorzufinden, welche die außerordentliche Gelegenheit der Erschließung Chinas ausnutzen sollten; eine Sache, die mir beinahe wichtiger erscheint als die ganze kriegerische Unternehmung. Bis jetzt sind mir aber nur zwei Civilpersonen bekannt geworden, die von Reichs wegen das Oberkommando begleiten. Die eine ist der schon genannte, Waldersee zu persönlichen Diensten zuerteilte Herr von Rauch, die andere der im speziellen Auftrage des Kaisers mitgehende Schlachtenmaler Rocholl. Endlich ist an Bord noch ein Graf Nayhauß-Cormons zugegen, der als Berichterstatter des „Berliner Tageblatts" von Europa gekommen ist. Dieser ist nicht offiziell dem Oberkommando aggregiert, sondern reist nur mit.*)

---

*) Ich möchte hier im voraus über das Verhalten des Militärs zur Presse während der Zeit, wo ich auf dem Kriegsschauplatz war, bemerken, daß meine oben angedeutete erste Empfindung von der Verschiedenheit des amtlichen und des persönlichen Verhaltens ganz zutreffend gewesen ist. Amtlich wurde so ziemlich das geringste Maß von Entgegenkommen beobachtet, das möglich war, wenn man die Presse überhaupt zuließ. In Tientsin und in Peking war später Herr von Rauch zu einer bestimmten Vormittagsstunde zu sprechen, um den Korrespondenten dasjenige mitzuteilen, was das Oberkommando bekannt werden lassen wollte. Das war alles, was mir an amtlicher Fürsorge erinnerlich ist. Für Unterkunft, Fortkommen, Verpflegung geschah im Bereich des Kriegsschauplatzes durchaus nichts, ja die Oberleitung war fast ängstlich bemüht, klarzustellen, daß wir sie nichts angingen. Erst später hat man sich dazu verstanden, sich auch offiziell der Kriegsberichterstatter besser anzunehmen.

Persönlich dagegen, das will ich für den ganzen Verlauf meiner Kampagne nachdrücklich betonen, ist der Verkehr durchweg ein äußerst sympathischer gewesen; ich wüßte keinen Fall zu nennen, daß im Felde, im Lager, auf dem Marsche, und wo immer wir auf persönliche Liebenswürdigkeit und Kameradschaftlichkeit angewiesen waren, diese irgendwie einmal versagt hätte. Ich und meine näheren Gefährten, die ich später noch zu nennen habe, werden mit mir darin einig sein, daß uns nur die angenehmsten persönlichen Erinnerungen an jenes wochen- und monatelangen Zusammenleben mit unseren Offizieren geblieben sind. Wie sehr dies auch oder vielmehr gerade auf den oben genannten Herrn von Gayl zutrifft, wird der Leser im folgenden sehen.

Am Abend des 24. erreichten wir die Ostseite der Halbinsel Schantung. Dort liegt eine Stelle, die für jeden Deutschen eine große Sprache redet. Hier am Kap Pingyen ging am 24. Juli 1896 der alte „Iltis“ im Taifun unter den bekannten Umständen unter, an die das Denkmal in Schanghai dauernd erinnern soll. In schwarzen Buckeln lag die rauhe, von gefährlichen Klippen umsäumte Felsenküste vor uns. Ernsthaft standen wir alle auf Deck versammelt und spähten nach dem Erinnerungsmal, das auf der Begräbnisstätte der Mannschaft an der Küste errichtet ist, doch gestattete die Dämmerung nicht zu entscheiden, ob wir es wirklich sahen oder nur zu sehen glaubten.

Heut gegen den Mittag hin näherten wir uns der Reede von Taku. Das Gelbe Meer trägt hier seinen Namen mit Recht: trüb lehmgelb sind die Fluten, in die der Hwangho und der Peiho ihre schlammigen Wasser hineinwälzen. Die westliche Küste des Golfs von Petschili muß ganz außerordentlich flach sein; so niedrig, daß wir sie an der Stelle, wo die Verflachung des Meeresbodens die großen Ozeandampfer bereits zwingt, vor Anker zu gehen, mit dem bloßen Auge noch gar nicht sehen. Mit dem Glas erblickt man unsicher in der Ferne ein paar Baulichkeiten, die über den Wellen zu schweben scheinen.

Dafür hatten wir aber bei Annäherung an die Reede von Taku einen Anblick, wie er schwerlich in der Welt schon dagewesen ist. In der gelbgrauen Ferne erschienen die kleinen schattenhaften Silhouetten von Schiffen, die auf freiem Wasser lagen, immer mehr und immer mehr. Zwanzig, vierzig, sechzig, achtzig, ja nahezu hundert große Fahrzeuge zählte zuletzt das Auge, als wir endlich angelangt waren, rund um uns her. Etwa die Hälfte davon waren Kriegsschiffe, mit stetig dampfenden Schloten, mit Kanonen gespickt, von den Flaggen und Wimpeln aller Nationen überflattert: Deutsche, Engländer, Russen, Franzosen, Österreicher, Italiener, Holländer. Dazwischen, oft noch mächtiger als die Panzer, lagen die von den Regierungen gecharterten Handelsdampfer. Signale wurden gewechselt herüber und hinüber, kleine

Jollen und Pinassen schossen hierhin und dorthin; es war eine seltsame, schwimmende Stadt, eine ungeheure Zusammenhäufung von Leben und verhaltener drohender Kraft auf dieser gelben, uferlosen Wasserfläche, die ein scharfer, vom Lande her wehender Wind in schäumende Wellen legte.

Der Zufall wollte es, daß fast gleichzeitig mit uns die „Hertha" eintraf, von der wir seit Wusung nichts mehr gesehen hatten. Stolz wehte der Feldmarschalls-Wimpel auf dem Mast des schönen weißen Schiffes, als es zwischen die Scharen der gepanzerten Riesen hineinfuhr, und alle, alle grüßten mit donnerndem Salut den auf ihr reisenden Oberbefehlshaber der Truppen dreier Weltteile.

Unsere Erwartung, heute noch ans Land zu gelangen, wurde freilich nicht erfüllt. Die „Suihsiang", ein Schiff der Bremer Firma Rickmers & Co., das soeben für die neue Yangtse-Linie dieser Firma gebaut worden, ein Raddampfer von besonders geringem Tiefgang, ist einstweilen von der deutschen Regierung gechartert, um den Verkehr zwischen den deutschen Schiffen auf der Reede von Taku und der Peiho-Mündung zu vermitteln. Er wurde von Taku her erwartet, um uns und das gesamte, dem Oberkommando gehörige Gepäck über die Barre in den Peiho zu führen. Der Flutverhältnisse wegen kann diese aber nur zweimal am Tage passiert werden. Wir hätten um 4 Uhr nachmittags oder etwas nach Mitternacht von der „Sachsen" abfahren müssen. Die wilderregte See machte das indessen unmöglich; es kam überhaupt kein Fahrzeug von Taku heraus. Wir haben daher am Abend noch das wunderbare Schauspiel der endlosen Lichterreihen der um uns liegenden Schiffe, die völlig den Eindruck einer großen, nächtlich erleuchteten Stadt machen.

Bei Taku, den 26. September.

Auch den heutigen Tag über hielt das widerspenstige Element den Feldmarschall vom Betreten seines Wirkungsfeldes fern. Die

„Suihsiang" war wegen Seegangs auch am Nachmittag noch nicht erschienen; so konnten wir sie wieder vor der Nacht nicht erwarten.

Am Nachmittag legte sich der riesige dunkle, die „Sachsen" noch erheblich überragende Leib des „Rhein" neben uns, dessen wuchtiger Masse die Wellenbewegung wenig anhaben konnte, um einen Teil der Ladung unseres Schiffes aufzunehmen, da die



Umladen von Kriegsmaterial auf der Reede von Taku.

„Sachsen" ja endlich ihre fahrplanmäßige Reise nach Japan fortsetzen mußte.

Dabei ereignete es sich, daß einer der lebendigen Ochsen, die wir mitführten, ein schweres, starkes Tier, über Bord in die schäumende See fiel. Von einer kleinen Dampfpinasse aus mühten sich ein paar Matrosen, dem geängstigten Tiere den Strick eines Schiffskrans so um die Hörner zu befestigen, daß es daran emporge-

wunden werden konnte, während ein dritter mit einem um die Schnauze gelegten Strick die Naslöcher des Ochsen über Wasser zu halten suchte. Zwanzig Minuten und länger arbeiteten die Männer, auf dem Bauche liegend, im Schweiß des Angesichts, aber immer glitt bei der Bewegung der Wellen der Strick wieder von den Hörnern ab. Mehr und mehr gingen dem ermatteten Tiere die



Bergung eines Ochsen.

trüben Wogen über den Kopf, und als endlich der Strick gefaßt hatte und der schwere Körper hoch über die Reeling an Bord gehoben war, da brach es auf Deck zusammen, ein Strom von Seewasser stürzte aus seinen Lungen, und der herbeieilende Tierarzt konnte nur konstatieren, daß es im letzten Augenblick doch noch verendet war.

Ich erzähle diesen Vorfall, weil er einen anderen am selben Abend durch die Erinnerung daran noch aufregender gestaltete.

Der Raddampfer war endlich gekommen, nahm den Abend und die Nacht hindurch die Ladung über und sollte um halb zwei nach Mitternacht nach Taku abgehen. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde plötzlich eine noch etwas frühere Abfahrt nötig wurde; jedenfalls erging unversehens an die Offiziere, die teils im Rauchzimmer saßen, teils sich noch für die letzten Stunden in den Kabinen aufs Bett gelegt hatten, der Befehl, aufzubrechen. In der nächtlichen Beleuchtung kletterte alles hastig auf dem schmalen, steil auf den kleineren Dampfer hinunterführenden Brett hinüber. Ich war bereits an Bord des letzteren, als ein junger Offizier lachend, eine Cigarre im Munde, das mit dem tanzenden Schiffe auf und nieder schwankende, nur am Bordrand der „Sachsen" festgebundene Brett betrat, plötzlich aber ausglitt und der Länge lang rückwärts darauf hinfiel. Instinktiv hielt er sich mit beiden, rückwärts über den Kopf gehobenen Armen an den Kanten des Brettes fest. Ehe aber noch die Nächststehenden hinzueilen konnten, um ihm zu helfen, entfernte sich durch den aufgeregten Seegang der kleine Raddampfer so weit von der „Sachsen", daß das Brett zu kurz wurde und von seinem Bord abglitt. Und nun hing es an dem hohen Bord der „Sachsen" senkrecht herunter, und an ihm, fast wie ein Kruzifixus anzusehen, der Offizier, dessen kräftige Hände der Schlag gegen die Schiffswand nicht zu lösen vermocht hatte. Es war nicht leicht, an ihn heranzukommen, da er ziemlich tief hing, und die Minuten verrannen angstvoll genug. Wenn er in das dunkle Wasser hinabgefallen wäre, zwischen die beiden jetzt wieder gegeneinander drängenden Schiffe, so war die Rettung sehr zweifelhaft.

Endlich gelang es zwei großen Männern, die ihrerseits wieder von anderen gehalten wurden, seine Handgelenke zu fassen und ihn an Bord heraufzuziehen. — Zwischen den Zähnen hatte er noch immer seine Cigarre.

Auf der „Suihsiang" herrscht ein tolles Gewühl. Alle Kabinen sind besetzt, alles ist mit Kisten und Koffern vollgestopft. Gott sei Dank, daß ich mir vorher einen Triumphstuhl in einem

Winkel verborgen, so kann ich wenigstens in einer windgeschützten Ecke etwas Schlummer ermöglichen. Ich öffne noch einmal die Augen, als der Dampfer tanzend im pfeifenden Sturm an der Seite der „Hertha" hält und der Feldmarschall in unsicherem Lichtschein über eine ähnlich schwankende Brücke zu uns herüberkommt.

Tientsin, den 27. September.

Empfindliche Kühle weckte mich früh. Die Morgendämmerung leuchtete gerade auf, als die „Suihsiang" mit uns die Mündung des Peiho erreichte. In ungegliederten Schattenmassen lagen noch die berühmten Taku-Forts zu beiden Seiten; imposante Wälle von einer Mächtigkeit, daß es uns rätselhaft erschien, wie die kleinen Kanonen des „Iltis" — des jungen „Iltis" — ihnen etwas anhaben konnten. Die japanische Flagge war auf dem nächstgelegenen, dem Nordfort, erkennbar.

Rasch wurde es dann Tag, während wir die ersten Schlangenbiegungen des Peiho-Flusses hinauffuhren, an der Stelle vorüber, wo der „Iltis" beim Beginn des Kampfes gelegen hatte, zu dem etwa eine deutsche Meile stromaufwärts der Mündung befindlichen Tongku.

Dort, nicht schon bei Taku, befindet sich der Bahnhof der nach Peking und Schanhaikwan gehenden Eisenbahnen.

Unglaublich armselig und trostlos war der erste Anblick des Landes. Zur Linken, hart am Flusse, zog sich der Ort Taku hin, aus schier endlosen Scharen ganz gleichmäßig gebauter, niedriger Lehmhäuser bestehend. Gelb waren die Hauswände aus nackter Lehmerde, gelb die ebenfalls aus hartem Lehm gebildeten Ufer, gelb die schlammig dicke Flut des Peiho, gelb der Staub, der die Ferne verhüllte. Nirgends ein grünes Hälmchen am Ufer zu sehen, nirgends die Spur irgend eines Gärtchens zwischen den Häusern, nur ungezählte Mengen gelbgesichtiger Kulis, in schmutzige, blaue, staubbedeckte Kittel gehüllt. In langen Reihen hockten sie längs der Hausmauern am Fluß, oder sie drängten sich in die

grauen Holzdschunken, die fortwährend, bis zum Sinken vollgepfropft, zum gegenüberliegenden Ufer zu den Arbeitsplätzen der Europäer hinüberfuhren.

Armut, Prosa, Schmutz und unglaubliche Menschenüberfüllung, das waren die ersten Eindrücke, die wir empfingen.

Die Spuren der Junikämpfe waren gegenwärtig verwischt, von Leichen, Blut und Brand war nichts mehr zu erblicken, die ganze Gegend hatte den Anblick eines ungeheuren improvisierten Packhofes, auf dem Kriegsmaterial ausgeladen und zur Weiterbeförderung zurecht gemacht wurde.

Zwischen Mengen von großen und kleinen Dschunken hindurch und an kleineren Kriegsschiffen verschiedener Nationen vorüber, unter anderen an unserem schmucken „Jaguar", der hier lag, gelangten wir endlich zu dem großen Ladeplatz, hinter dem der Tongku-Bahnhof gelegen ist, und legten uns an dem holzgefaßten Quai fest.

Es war noch vor sieben Uhr, trotz der frühen Stunde war aber zum Empfang des Oberkommandierenden ein stattliches Kontingent von Truppen in Paradeuniform aufgestellt, die in langen Linien drei Seiten des Platzes umgaben. Am zahlreichsten waren die Russen vertreten, die in ihren weißen Jacken und weißen Mützen, wenn sie sauber sind, wirklich sehr schmuck aussehen. Hieran schloß sich eine kleinere Schar Engländer, dann ebensolche Abteilungen von Franzosen, Italienern, Japanern und endlich zwei Kompagnien Deutsche.

Der Feldmarschall erschien Punkt sieben Uhr in der blauen Uniform der hannoverschen Ulanen mit Mütze, betrat das Land, begrüßte die Offiziere, schritt die Ehrenkompagnieen ab und nahm dann den Parademarsch entgegen. (Abb. S. 106)

Da der Extrazug, der das Oberkommando nach Tientsin führen sollte, erst um zehn Uhr abging, benutzte ich die Zwischenzeit zu einer Durchwanderung der Truppenlager von Tongku, die hier eine sehr nützliche, aber wahrhaftig nicht beneidenswerte Arbeit zu leisten haben; die Ausschiffung, Verstauung und Weiterschaffung der endlosen Transportsendungen an Gerät und Proviant, die unab-



Parademarsch der Russen bei Waldersees Landung in Tongku. (S. 105)

lässig von der See hereinkommen. Alle Achtung vor dieser Arbeit; romantisch ist sie nicht. Im Gegenteil, eine prosaischere, staubigere, ungemütlichere Existenz läßt sich nicht denken, als in diesen zwischen Kohlenhaufen, Kistenbergen, Eisenbahnwaggons, Karren, Viehherden und schmutzigen Kulis aufgeschlagenen Zelten.

Die Eisenbahn nach Peking, die heute bis Tientsin und darüber hinaus bis zur Station Yangtsun, hinter der die große Peiho-Brücke zerstört liegt, wieder im vollen Betriebe ist, darf als ein Unikum in der Welt bezeichnet werden, insofern es absolut nichts kostet, auf ihr zu fahren. Fahrplanmäßig geht viermal jeden Tag ein Zug zwischen Tongku und Tientsin in jeder Richtung, und wer mitfahren will, springt einfach in einen der Personenwagen hinein; kein Mensch fragt ihn um sein Billet, es giebt überhaupt keine Schaltereinrichtung dafür.

Die Bahn ist augenblicklich in der Verwaltung des russischen Generalstabes, der den Betrieb im Dienst der Allgemeinheit aufrecht erhält.

Die Lokomotive unseres Zuges war zu Ehren des illustren Fahrgastes festlich mit weiß-blau-roten Fähnchen dekoriert, russische Soldaten versahen den Bahndienst, russische Offiziere geleiteten den Feldmarschall zum Coupé, dann setzte sich der Zug langsam in Bewegung, während noch einmal eine russische Ehrenkompagnie auf dem Bahnhofsperron unter den Klängen der russischen Nationalhymne präsentierte.

Mit mäßiger Geschwindigkeit, in etwa anderthalb Stunden, legten wir die ungefähr der doppelten Entfernung Potsdams von Berlin gleichende Strecke zwischen Tongku und Tientsin zurück.

Die Gegend ist tischförmig flach und augenscheinlich in friedlichen Zeiten ein üppiges Fruchtgefilde; überall sahen wir die Spuren sorgfältiger Bebauung: regelmäßig abgeteilte Felder, kleine Erdwälle und vielverzweigte Bewässerungsrinnen. Alles aber war jetzt öde und verlassen, weit und breit außer den Wachtposten an der Bahnlinie keine Menschenseele zu sehen; nur hier und da suchte ein herrenloser Hund zwischen den Feldern nach Nahrung. Die Pflanzen auf den Äckern waren entweder verdorrt oder verwildert in die Höhe geschossen; nackt und dürr lagen die niedrigen, runden Erdhügel der Chinesengräber über die Felder zerstreut. Hier und da auch ein aus den Kämpfen stammendes Europäergrab, mit einem kleinen Holzkreuz geziert. An einer Stelle passierten wir eine mächtige, neben dem Bahndamm liegende und durch Granaten vollkommen zerstörte Lokomotive.

Noch unausgebesserte Kugelschäden zeigten auch die Waggons; in dem unsrigen hatte ein schräg einfallender Schuß durch vier Wände hindurchgeschlagen.

All diese Spuren der erbitterten Kämpfe, die vor wenigen Monaten hier gewütet haben, verblaßten aber vollständig vor dem unbeschreiblichen Anblick, den wir bei der Annäherung an Tientsin erhielten. Ehe wir die Stadt selbst erreichten, passierten wir mehrere

Vorstadtdörfer, die in einem geradezu fürchterlichen Zustande der Zerstörung waren. Dorf für Dorf war nichts mehr als eine Masse kahl und nackt emporstarrender Mauer- und Lehmwand-Trümmer, mit schwarzen Brandflecken beschmutzt und von wirren Haufen von Ziegeln und Lehmbrocken umlagert. Ein jedes sah aus wie ein Komplex rauher, gelber Klippen, aus öder Ebene wie aus dem Meere aufragend. Granaten, Feuersbrunst und systematische Verwüstung durch unmittelbare Menschenhand mußten zusammengewirkt haben, um dies fürchterliche Resultat zu erzielen.

Der Zug hielt in Tientsin an einem hübschen, breiten Bahnperron. Das Bahnhofsgebäude, das in der Belagerung vollkommen verwüstet worden war, ist bereits wieder im Aufbau begriffen. Wiederum erfolgte einer der festlichen militärischen Empfänge, die ja schließlich einer dem anderen gleichen. Reichlich einen Kilometer lang hatte hier der Feldmarschall, von Staubwolken umhüllt, auf den mannigfach gewundenen Wegen, die vom Bahnhof über die Peiho-Schiffbrücke zur Stadt führen, an präsentierenden Truppen, diesmal von allen in China vertretenen Nationen, auch den Amerikanern, vorüber zu wandern. Auf dem Bahnsteig, auf den Hausdächern, auf den zerschossenen Mauern, an jeder freien Stelle des Weges lauerten natürlich Batterien von photographischen Apparaten, um ihn einzufangen.

Endlich hatte er den Landauer erreicht, der ihn unter der Bedeckung von Lanzenreitern unserer ostasiatischen Kavallerie zu der für ihn im Bereich des Settlements gemieteten Wohnung führte, einem hübschen, zweistöckigen, von einem großen Garten umgebenen europäischen Privathause, das von der Belagerung nicht gelitten hat. (Abb. S. 109)

Für das Oberkommando waren alle verfügbaren Zimmer des einzigen vorhandenen Hotels, das auch hier „Astor House" benannt ist, beschlagnahmt; doch reichte es nicht dafür aus, und verschiedene der Herren mußten anderswo in Privatquartieren untergebracht werden.

Nachdem Graf Waldersee mit den Kommandierenden der ein-

zelnen Mächte in China Fühlung genommen, veröffentlichte er noch am selben Tage nachfolgenden Armeebefehl:

Tientsin, den 27. September.

„Auf Befehl S. M. des Deutschen Kaisers und unter Zustimmung der verbündeten Mächte habe ich heute den Oberbefehl über deren Truppen in Petschili übernommen. Es erfüllt mein Herz mit Stolz und hoher Freude, an die Spitze so ausgezeichneter



Waldersees Quartier in Tientsin. (S. 108)

Truppen gestellt zu sein, welche bereits ruhmreiche Proben von Tapferkeit und Heldenmut abgelegt haben. Wohl bewußt, vor einer schweren Aufgabe zu stehen, habe ich dennoch das feste Vertrauen, daß es mit Hilfe dieser nunmehr unter einheitlicher Leitung stehenden erprobten Truppen gelingen wird, die uns gesteckten Ziele schnell und sicher zu erreichen.

Waldersee,
General-Feldmarschall."

Welche Aktionen der Feldmarschall in nächster Zeit vorzunehmen gedenkt, ist zur Zeit auch hier noch unbekannt. Gelegent-

lich des Empfanges beim deutschen Konsul sprach er die Worte: „Ich bin nicht gekommen, um zu zerstören, sondern um zu beruhigen und wieder aufzubauen."

Das ist sehr gut, wenn die notwendige Sühnung der chinesischen Thaten damit verbunden bleibt. Daß dies der Fall sein wird, dafür bürgt ein Gerücht, wonach Lihungtschang hinten herum sich erkundigt haben soll, wie ein Besuch von seiner Seite bei Waldersee aufgenommen werden würde. Man ließ ihn wissen, daß der Feldmarschall ihn überhaupt nicht empfangen werde. Wenn er den Wunsch nach Verhandlungen habe, so möge er sich an den in den nächsten Tagen erwarteten deutschen Gesandten wenden.





Im Weltlager von Tientsin.

Tientsin, den 28. September.

So bin ich denn endlich, wie eine treibende Planke, die von einem Strudel erfaßt wird, bis in das Centrum der großen Bewegung gekommen, deren äußerste Wellen mich vor einem Vierteljahr in Auckland berührten.

Zunächst freilich ließ sich dieser ersehnte Zustand äußerst unbehaglich an. Als gestern die Empfangsfeierlichkeiten vorüber waren, stand ich auf der von dicken Staubwolken durchfegten Straße vor dem „Astor House", inmitten eines Gewühls fremder Uniformen, fremder Gesichter und Sprachen, und fragte mich einigermaßen ratlos: „Was nun?" Mein Gepäck lag mit demjenigen des Oberkommandos zusammen irgendwo auf der Bahn, ich selbst aber eigentlich auf der Straße. Jedenfalls hatte ich keine Ahnung, wo ich zur Nacht mein Haupt niederlegen würde. Von seiten der Quartiermachung für das Oberkommando war mir eröffnet worden, daß für mich weder eine Unterkunft reserviert worden sei, noch werden könne. Das Hotel war überfüllt, und „möblierte Zimmer" gab es schwerlich in Tientsin zu vermieten.

Da weckt mich ein schon einmal gehörter Stimmklang aus meinem sorgenvollen Sinnen.

„Doktor, Sie hier? Das ist ja famos!"

Ein schlanker Herr mit blondem Spitzbart, halbmilitärischem Khaki-Anzug und Tropenhelm läßt sein Rickshaw-Wägelchen neben

mir halten. Ich schaue ihn einen Augenblick erstaunt an. Wer kann mich hier anreden? Dann erkenne ich mit Vergnügen den Korrespondenten der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, Herrn W. wieder, den ich vor einigen Wochen in Schanghai flüchtig kennen gelernt. Sein Äußeres läßt darauf schließen, daß es doch auch für Civilpersonen in Tientsin noch Gelegenheiten geben muß, unter Dach und Fach zu nächtigen.

„Wo wollten Sie eben hin?“ fragt er.

„Ich suche das Asyl für Obdachlose.“

„Das kann ich mir denken,“ lachte er, „aber mit dem Unterkommen sieht es böse aus.“ Dann fuhr er nach einem kurzen Nachdenken lebhaft fort: „Kommen Sie zu uns. Ich hause mit Z. zusammen, den Sie ja auch kennen gelernt haben. Schön ist anders, als unser Quartier, aber wir haben noch Platz.“ Ich sträubte mich dagegen, die wahrscheinlich geringen Bequemlichkeiten noch zu verkürzen, aber die Einladung wurde mit so dringender und gewinnender Herzlichkeit wiederholt, daß ich in die dargebotene Hand einschlug und in einem zweiten Wägelchen, das gerade leer vorüber kam, W. folgte.

Wir fuhren in die Viktoria-Road, und hier auf einen jener weitläufigen ummauerten, mit einzelnen Gebäuden bestandenen Höfe, aus denen die einzelnen Grundstücke der Fremdenniederlassung in Tientsin bestehen. Er gehörte der Deutsch-Ostasiatischen Handelsgesellschaft, deren Angestellte in einem Hinterhause wohnten und ihren Geschäften, soweit in diesen Kriegszeiten von solchen die Rede war, weiter nachgingen, während die übrigen Räumlichkeiten von der deutschen Armeeverwaltung gemietet waren. In einem Vordergebäude, das gegenwärtig leere Warenspeicher enthielt, waren zwei deutsche Kriegsgerichtsräte einquartiert. Sie hatten ein Hinterzimmer, das mit Betten und Waschtisch verhältnismäßig wohnlich ausgestattet war. In einem davor gelegenen großen Raum, durch den sie gehen mußten, hatte man ursprünglich die beiden Feldprediger, einen evangelischen und einen katholischen, untergebracht, in der Meinung, daß sie ebenso zusammengehörten wie die Kriegsgerichtsräte. Die beiden Herren waren sich aber natürlich gegen-

zeitig so unbehaglich, daß der katholische bald eine Gelegenheit ergriff, anderswo bei Freunden unterzukommen. Der evangelische verdarb sich hierauf den Magen und mußte ins Hospital. So stand nun dies Zimmer leer und war interimistisch von den beiden Herren W. und Z. beschlagnahmt worden. Letzterer hieß mich mit der gleichen Freundlichkeit willkommen.

Schön ist es nun allerdings wirklich nicht bei uns; ein wüster Raum mit einer eisernen Bettstelle, die durchs Los Z. zur Ruhestatt erkoren, einem schweren chinesischen Holztisch in der Mitte und ein paar kleineren, zu Waschtischen improvisierten Tischchen. Im übrigen ist er vollgepfropft mit Kisten, Koffern, Decken, Waffen, kurz dem Reisegepäck der Herren, in einem Durcheinander, daß einer Hausfrau die Haare zu Berge stehen würden. Gegenüber dem Staub von Tientsin würde aber auch sie resigniert die Hände sinken lassen. W. hatte sich ein Bett aus einer großen Kiste gezimmert und machte sich unverzüglich daran, mit großer Geschicklichkeit auch für mich ein solches herzustellen. In den Kistenrand wurden Nägel geschlagen, Bindfaden kreuzweis darüber gespannt und darauf mehrere geflochtene Matten befestigt. Dann kam mein Schlafsack — ich hatte inzwischen meine Bagage, nicht ohne stundenlange Irrfahrten, auf einem Kohlenplatz jenseits des Peiho ermittelt —, und das Ganze gab ein ganz wunderbares Bett. Ich habe vortrefflich darauf geschlafen.

In einem Korridor haben wir noch einige unserer Koffer und unsere Sättel untergebracht. Ein weiterer, mit einigen chinesischen Tischen und Stühlen versehener Raum wird von uns, gemeinsam mit den Kriegsgerichtsräten, als Speisezimmer benutzt. Z. und W. haben sich mit Hilfe der befreundeten Herren der Handelsgesellschaft einen eigenen chinesischen Koch gemietet, der Lebensmittel einkauft und sie in dem chinesischen Pförtnerhäuschen des Grundstücks auf eine uns unbekannte Weise kocht, brät und backt. Durch Hinzukommen meiner Person wurde aber die Erweiterung des Haushalts geboten; es ist noch ein „Boy“ zur persönlichen Dienst-

leistung gemietet worden; ein hübscher, vergnügter und gescheit blickender Junge, der uns bei Tisch bedient.

Die Verständigung mit diesen Chinesen geht überraschend gut vor sich; es sind helle Köpfe, die alles Zweckmäßige nach Gebärden leicht begreifen. Ich wollte z. B. heute morgen heißes Wasser haben. Daß Wasser „schwĕ“ heißt, hatte ich schon heraus. Ich formte dabei eine Schale mit den Händen und machte dann mit der Rechten darüber die spiralförmige Bewegung des aufsteigenden Dampfes. Sofort grinste der Boy vergnüglich und brachte das Verlangte. In verzweifelten Fällen hilft der Pförtner oder Hausdiener der Handelsgesellschaft, der englisch spricht.

So habe ich nicht nur vorläufig Dach und Fach, sondern auch, was noch mehr wert ist, freundliche Kameraden.

Tientsin, den 9. Oktober.

Seit all den Tagen, wo ich hier weile, trage ich mich mit Gedanken herum, den Gesamteindruck des großen Heerlagers von Tientsin, der Basis der Aktion der Mächte, richtig wiederzugeben, gleichsam ein Vorspiel, „Waldersees Lager“ genannt, für das zu erwartende kriegerische Drama zu schreiben. Im Gefühl der Unmöglichkeit lasse ich aber immer die Feder sinken. Nur einer dichterischen Kraft, wie diejenige, die den ersten Teil der Wallenstein-Trilogie zu gestalten vermochte, könnte es gelingen, der Nachwelt ein würdiges Bild davon zu entwerfen. Und wenn es ihr glückte, dann würde dies Gemälde an Buntheit und Gestaltenfülle die Szenen aus dem Feldlager des Friedländers noch weit in den Schatten stellen. Noch nie in der modernen Geschichte ist eine ähnliche Vereinigung von Typen und Uniformen so verschiedener Völker auf einem Fleck Erde dagewesen.

Schon die verschiedenen Waffengattungen der europäischen Nationen, der Deutschen, Engländer, Franzosen, Italiener, Österreicher, Russen — Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Marine durcheinander — ergeben eine kaum übersehbare Musterkarte von

Formen und Farben. Besonders malerisch darunter wirken die Zuaven mit ihren roten Pluderhosen und den sehr dekorativ benähten orientalischen Jacken.

Dazu gesellt sich dann die Menge der asiatischen Völker, der Inder, der Beludschi, der Annamiten, Tonkinesen, Japaner. Endlich noch die amerikanische Truppe, deren Uniformen zwar weniger



Indische Reiter in Tientsin.

militärisch anmuten und für unser Auge mehr an Cowboys erinnern: Schlapphut, stramme Reithosen und lose Blusenjacken, die aber bei dem schlanken, hoch und kräftig gewachsenen Bau und den verwegenen Gesichtern ihrer jungen Träger meist vortrefflich aussehen.

Dies alles nun auf den exotischen Boden einer chinesischen Stadt versetzt, in deren Gassen es durcheinander quirlt wie die bunten Glasstückchen eines Kaleidoskops!

Jeder Ritt durch die Straßen Tientsins bietet neue, überraschende Bilder, von denen man nur bedauert, ihren flüchtigen

Wechsel so wenig festhalten zu können. Sei es, daß man nach den Lagern hinausreitet, wo die Leute unter Zelten aller Art kampieren, wo Feldschmieden, Feldbäckereien, Feldsattlereien, Pferdeställe u. s. w., gehe es, wie es geht, improvisiert sind, wo sich die Offiziere ihre kleinen notdürftig gebauten Kasinos mit Hilfe von allem möglichen chinesischen Kram, Beutestücken der verschiedenen Streifzüge und dergleichen ausgeputzt haben; sei es, daß man an dem kaffeegelben Peiho entlang streift, wo ungeheure Mengen requirierter Dschunken schwimmen, wo rasch hergestellte Schiffbrücken, den einzelnen Nationen gehörig, den Verkehr der Proviantkolonnen über den Strom vermitteln müssen, wo ungeheure Haufen an Heu, Getreide, Mehl, Konserven, mit Matten bedeckt, aufgespeichert sind und von Posten aller Nationen bewacht werden.



Deutscher Wachtposten.

Grauenhaft ist der Anblick der zerstörten Stadtteile, die in unbeschreiblich wüsten Trümmern liegen. Ganze Viertel des Settlements, besonders die am Fluß und nahe dem Bahnhof gelegenen (von wo aus die heftigsten Artillerie-Angriffe der Boxer erfolgten), die Vorstädte und einzelne innere Teile der Chinesenstadt, die man erobern mußte, bestehen aus wirren Haufen von Ziegeln mit nackten, brandgeschwärzten Mauerteilen dazwischen, nur belebt von halbverhungerten Hunden und hier und da von armseligen Menschen, die im Schutt nach verschütteten Münzen graben. Wohnungen für Hunderttausende müssen in diesen Kämpfen um Tientsin in Asche gelegt worden sein. Ihre Bewohner sind umgekommen oder geflüchtet.

Trotzdem aber herrscht in der ummauerten Eingeborenenstadt und auch im Settlement noch ein unübersehbares Gewimmel blau gekleideter Chinesen.

In der europäischen Ansiedelung, die aus einem mächtigen,

von einem Netz geradliniger Straßen durchschnittenen Komplex von umfangreichen Gehöften nach Art der unsrigen besteht und nur stellenweise geschlossene Straßenzüge wie in Schanghai zeigt, sind die unversehrt gebliebenen Teile meist von den Militärverwaltungen besetzt. Auf den weitläufigen Höfen stehen Zeltreihen und Wagenburgen, die Nebengebäude sind in Ställe, die Wohnhäuser in Offiziersquartiere, militärische Amtsstuben, Wachtlokale und dergleichen verwandelt. Die frühere Universität von Tientsin, ein stattlicher, weithin sichtbarer Bau, ist ein Hospital geworden; ihren Hof füllen die Karren und Kisten der deutschen Trainverwaltung.

Endlose Reihen von Karren und Menschen ziehen wie fortlaufende Ströme zwischen den Dschunken und den Lagerhäusern und Speichern hin und her, und nirgends in der Welt habe ich solch einen Überfluß von Fahnen und Fähnchen gesehen, wie hier. Jedes Anwesen, jeder Provianthaufen, jede Dschunke, ja beinahe jeder Karren wird von der Nation, die diese Dinge besitzt oder gemietet hat, mit ihrer Flagge bezeichnet. In der ganzen Stadt flattert und flirrt es in bunten Farben, als sei täglich ein kaiserlicher Geburtstag zu feiern. Die Scharen von Kulis selbst, die morgens zu vielen Tausenden aus den noch unzerstörten Teilen Tientsins in das Feldlager der Europäer ziehen und abends dorthin wieder zurückkehren — eine lebendige Flut und Ebbe von Wesen, die bei ihrer Massenhaftigkeit, ihrem gleichartigen Aussehen und der Unpersönlichkeit, mit der sie in Bausch und Bogen von ihren Arbeitgebern behandelt werden, kaum noch als Menschen erscheinen — selbst diese tragen die Flagge der Nation voran, von der sie engagiert sind. War es doch schon Gewohnheit geworden, daß die Soldaten, wenn sie Hülfskräfte brauchten, irgend welche arbeitenden Kulihaufen aufgriffen und sie mit Prügeln zu ihrem Dienste zwangen.

Sehr erfreulich ist in diesem riesigen Feldlager die Erfahrung, wie vortrefflich sich im großen und ganzen die Soldaten der verschiedenen Nationen untereinander verständigen und vertragen. Schlägereien haben bisher wenigstens zu den größten Seltenheiten

gehört, überall dagegen kann man rasch geschlossene Freundschaften zwischen den Vertretern der heterogensten Rassen beobachten.

Die Schwierigkeit der Sprache, die den Verkehr zwischen den Offizieren der verschiedenen Kontingente immerhin doch erheblich behindert, scheint für den gewöhnlichen Soldaten eine erstaunlich geringe Rolle zu spielen. Sie verständigen sich mit einem erfundenen Kauderwälsch oder einfach durch die begleitenden Gebärden — ja sie verständigen sich vielleicht auch nicht, aber unterhalten sich doch.

Ein russischer Offizier, der Deutsch und Französisch verstand, erzählte mir, wie er einmal einem solchen Gespräch zwischen einem Russen, einem Franzosen und einem Deutschen unbeobachtet hätte folgen können. Der Russe sprach begeistert von der riesigen Körperkraft seines verstorbenen Zaren, Alexanders des Dritten:

„Den hättet Ihr mal sehen sollen, der hatte Euch Muskeln", sagte er und fuchtelte dabei mit seinen Armen bezeichnend in der Luft herum.

„Très bien, mon ami, très bien", fiel der Franzose noch lebhafter gestikulierend ein, „und wir lassen Euch nicht allein, wir stehen an Eurer Seite, wenn's mit den Boxern losgeht."

„Det stimmt", bestätigte endlich der Deutsche, ruhig nickend und die Hände in den Hosentaschen, „ick hab et immer jesagt, det Eenzige, wat der Chinese versteht, is Keile!" Und so plauderten sie seelenvergnügt weiter, jeder verstand ganz etwas Anderes, als der Vordermann meinte, aber sie amüsierten sich ausgezeichnet.

Wenn ich, soweit meine Erfahrung und Erkundigung reichen, angeben soll, mit welcher Nation wir hier bisher die besten Beziehungen gehabt haben, so nenne ich ohne Zögern die Russen. Es ist ganz auffallend und wurde gelegentlich geradezu auf einen Wink von oben herab zurückgeführt, wie eifrig die russischen Offiziere die Berührung mit den unserigen gesucht haben. Eine Wendung, der man bei ihnen immer wieder begegnen konnte, war diese: „Ihr und wir, der Deutsche und der Russe, das sind doch die einzigen wirklichen Soldaten hier; alles andere taugt ja nichts". Sehr

augenfällig ist dabei die Ablehnung der Russen gegenüber den Franzosen, trotz deren eifriger auch hier betriebener Liebeswerbung; speziell von ihnen wurde mit unverhohlener Geringschätzung gesprochen.

Thatsächlich ist auch, was Frankreich an Truppen hierher gesendet hat, abgesehen vielleicht von den Zuaven, unscheinbar, die körperliche Haltung, der ganze militärische Zug für unsere Augen — wenigstens hier im Tientsiner Lagerleben — etwas schlaff. Der Russe ist als Soldat zweifellos ungleich strammer. Die Leute machen den Eindruck, als seien sie gerade intelligent genug, um die Anforderungen der Disziplin zu verstehen, wiederum aber nicht so intelligent, daß der Einzelne als Menschenmaterial erheblich wertvoll wäre und demzufolge im Ernstfall besonders geschont werden müsse. Nach allem, was ich von den bisherigen Gefechten gehört habe, geschieht denn das auch von seiten der Oberleitung nicht. Schrecklich ist, was man gelegentlich von den Grausamkeiten der Russen spricht. Sie scheinen am meisten unter allen Gegnern Chinas auf „asiatische" Weise Krieg zu führen, d. h. hinter ihnen lebt eben nichts mehr. Unfraglich haben die Russen hier etwas Brutales, Barbarisches.

Ungleich erfreulicher ist der äußere Eindruck der Engländer. Wenigstens ihre Offiziere sind häufig frische, bildschöne Menschen, von jener eleganten Rassigkeit des Körpers und Gesichtsschnitts und dem freien, natürlich stolzen Wesen, das demjenigen, der an englische Art gewöhnt ist, so wohl gefällt. Trotzdem ist eigentümlicherweise das Verhältnis zwischen unseren Officieren und den englischen, bei aller formellen Freundlichkeit, bisher kühl geblieben.*) Vorzüglich scheint die Ausrüstung der Engländer in Bezug auf alle Erfordernisse eines überseeischen Feldzugs zu sein; erheblich besser als die unserige, mit

*) Als ich im November nach Tientsin zurückkehrte, war das deutsch-englische Abkommen bekannt geworden. Auch dies trug jedoch zu einer Annäherung nicht sonderlich bei. Wohl aber erkaltete sichtlich die freundschaftliche Haltung von russischer Seite. — Es sei auch noch erwähnt, daß in den unteren Schichten sich eine ganz überraschende Freundschaft zwischen Deutschen und Franzosen im Laufe des Winters entwickelte.

der es doch hier und dort hapert. Aber das ist natürlich; wir machen so etwas zum ersten Mal.

Die fremdrassigen Truppen der Engländer sind doch wohl nur als Schautruppen glänzend. In Wuchs, Kleidung und Pferdematerial machen sie allerdings einen ungemein stattlichen Eindruck, ob sie den Erwartungen, die sie damit erregen, im Felde gewachsen sind, wird von Kennern durchweg bezweifelt.

Am meisten abseits stehen unter den weißen Nationen die Amerikaner. In physischer Hinsicht sind sie, wie bemerkt, brillant, aber sie sind unbeliebt, ja gefürchtet wegen ihrer Roheit und Disziplinlosigkeit, und ihre beabsichtigte Räumung des Kriegsschauplatzes wird im Interesse der internationalen Kameradschaft lediglich als Erleichterung begrüßt.

Fremd bleiben natürlich auch die farbigen Völker Englisch-Indiens und Französisch-Indiens, sowie auch die kleinen, gelbgesichtigen Japaner; das aber wird immer deutlicher, daß die letzteren unbedingt zu den schneidigsten unter allen gehören. Der Japaner ist ein tadelloser Feldsoldat, und seine Verwaltung arbeitet überall exakt, rasch und in großem Stil. Wenn nicht die geographische Nähe der Basis, von der die Japaner operieren können, einen so ungeheuren Vorsprung für sie bedeutete, dann müßten wir alle uns vor ihnen schämen.

Im großen und ganzen lehrt die bisherige Erfahrung, daß Kameradschaft und Zusammenarbeiten zwischen diesen bislang durch tausend historisch vererbte Feindseligkeiten und Mißverständnisse getrennten Nationen sehr viel leichter möglich ist, als man vorher denken konnte.

Über unsere deutschen Truppen objektiv zu urteilen, ist natürlich schwer. Soweit ich beobachten kann, wirken sie auf die übrigen als hervorragend kriegstüchtig und doch freundlich und gutmütig. Unselig ist leider für den äußeren Eindruck die Uniform. Das sog. Khaki-Zeug, schlecht sitzend und schon an sich unangenehm messinggelb, hält den Regengüssen sehr wenig stand, die Farbe zerfließt in jämmerlichen Streifen, und der romantisch aufgeklappte Strohhut — der

so fatal billig aussieht — gefällt weder seinen Trägern noch sonst jemandem. Es gehört die ganze ruhige Sicherheit unserer Leute dazu, um sie nicht komisch werden zu lassen.

Meine gemeinsame Haushaltung mit W. und Z. besteht noch immer und hat sich bedeutend erweitert.

Da wir für unser Fortkommen in diesem Lande selber sorgen müssen und bereits daran denken, demnächst nach Peking überzusiedeln, so haben wir angefangen, uns vor allem Pferde zuzulegen. Von betriebsamen Chinesen müssen Mengen der kleinen struppigen Mongolen-Ponies nach Tientsin gebracht werden; denn die Tierchen sind wider Erwarten billig. Man hat sie von dreißig, vierzig Dollars*) an. Bessere sind natürlich teurer, bis zu 200 Taels und darüber. Allenthalben in den Lagern und Quartieren ist ein Feilschen, Kaufen und Wiederverkaufen um diese Tiere, wie auf einem großen Pferdemarkt. Die billigeren unter ihnen sehen meist ziemlich verhungert und verwildert aus, lassen sich aber mit geringer Mühe auffüttern und scheinen dann ganz brauchbar. Jeder von uns besitzt bereits zwei, Z. sogar drei oder vier. Natürlich gehören dazu mehrere Pferdejungen oder „Mafu", die mit den Tieren umzugehen verstehen und das Futter besorgen. Es gehört ferner ein Pferdestall dazu. Da der im Gehöft vorhandene vollständig durch die Tiere des Kriegsgerichts in Anspruch genommen ist, so mußten wir uns selbst einen bauen. Z. hat das mit Hilfe von auf der Straße gemieteten Kulis, mit irgendwo aufgelesenen Mauersteinen, die mit Hoflehm verkittet wurden, und mit Kauliangstroh-Bedachung zu stande gebracht (Abb. S. 122). Es war wirklich eine imponierende architektonische Leistung und wurde mit entsprechender Festlichkeit eingeweiht. Nur trieben wir unsere Bewunderung

*) Mit Dollar ist in China nicht der amerikanische gemeint, sondern der sogenannte mexikanische, die einzige geprägte Münze, die in China Kurs hat, soweit der europäische Einfluß reicht. Sein Stand ist augenblicklich außerordentlich hoch; gewöhnlich zwei Mark geschätzt, steht er jetzt hier in Tientsin über 2,30, und wohl dem, der überhaupt welche hat, denn der Vorrat der Banken ist erschöpft.

[illegible] Aber das ist natürlich; wir [illegible]

[illegible] Engländer sind doch wohl nur [illegible] Kleidung und Pferde-[illegible] stattlichen Eindruck, [illegible] erregen, im Felde gewachsen [illegible]

[illegible] weißen Nationen die Ame-[illegible] sie, wie bemerkt, brillant, aber [illegible] wegen ihrer Roheit und Disziplin-[illegible] Räumung des Kriegsschauplatzes [illegible] Kameradschaft lediglich als [illegible]

[illegible] auch die farbigen Völker Englisch-[illegible], sowie auch die kleinen, gelb-häutigen Japaner. Das aber wird immer deutlicher, daß die letz-teren unbedingt zu den schneidigsten unter allen gehören. Der Ja-paner ist ein tadelloser Feldsoldat, und seine Verwaltung arbeitet überall rasch, reich und in großem Stil. Wenn nicht die geo-graphische Nähe der Basis, von der die Japaner operieren können, einen so ungeheuren Vorsprung für sie bedeutete, dann müßten wir alle uns vor ihnen schämen.

Im großen und ga[illegible] lehrt die bisherige Erfahrung, daß Kameradschaft und Zusamm[illegible]eiten zwischen diesen bislang durch tausend historisch vererbte [illegible]ligkeiten und M[illegible]ändnisse ge-trennten Nationen sehr [illegible]chter möglich [illegible] man vorher denken konnte.

Über unsere de[illegible]ben obje[illegible]eilen, ist natür-lich schwer. Soweit [illegible] kan[illegible] auf die übrigen als hervorragend kri[illegible] [illegible]ch und gutmütig. Unselig ist leider für [illegible] Uniform. Das sog. Khaki-Zeug, schlecht sit[illegible] angenehm messinggelb, hält den Regengüssen [illegible] zerfließt in [illegible]lichen Streifen, und [illegible]ppte Strohhü[illegible]

so fatal billig aussieht — gefällt weder [illegible]
jemandem. Es gehört die ganze ruhig[illegible]
dazu, um sie nicht komisch werden zu lassen.

Meine gemeinsame Haushaltung [illegible]
immer und hat sich bedeutend erweitert.

Da wir für unser Fortkommen [illegible]
müssen und bereits daran denken, [illegible]
siedeln, so haben wir angefangen, [illegible]
Vom betriebsamen Chinesen müssen Menge[illegible]
Mongolen-Ponies nach Tientsin gebracht [illegible]
sind wider Erwarten billig. Man [illegible]
Dollars *) an. Bessere sind natürlich [illegible]
darüber. Allenthalben in den Lagern [illegible]
schen, Kaufen und Wiederverkaufen [illegible]
großen Pferdemarkt. Die billigeren [illegible]
lich verhungert und verwildert aus, [illegible]
Mühe auffüttern und scheinen dann [illegible]
uns besitzt bereits zwei, Z. sogar [illegible]
hören dazu mehrere Pferdejungen oder [illegible]
umzugehen verstehen und das Futter [illegible]
ein Pferdestall dazu. Da der im [illegible]
durch die Tiere des Kriegsgerichts [illegible]
mußten wir uns selbst [illegible]
der Straße gemiet[illegible]
steinen, die damit [illegible]

[illegible] ...nz
[illegible] ...tsin

[illegible] ...gen den
[illegible] ...n schwarz
[illegible] ...tur herren-
[illegible] ...las such

so weit, daß wir das Ding auch benutzen wollten. Das konnte es natürlich nicht aushalten; es fiel den Ponies in der ersten Nacht über den Köpfen zusammen. So stehen sie nun wieder draußen, doch scheinen sie darin keinen ungewöhnlichen Zustand zu erblicken.

Täglich trainieren wir unsere Tierchen und gewöhnen sie an europäische Reiterei — bezw. sie uns an mongolische. Bei der



Bau unseres Pferdestalls. (S. 121)

letzteren entdeckt man sehr bald, daß Sporen außerordentlich übelgenommen werden, und daß die Tiere es ganz besonders gern sehen, wenn der Reiter über ihren Kopf weg „absteigt". Da man bei den kleinen Geschöpfen im Sattel an Hals so wenig vor sich hat, geht das außerordentlich leicht. Auch beißen sie einem mit Vorliebe in die Beine, wenn man aufklettert. Allmählich aber finden sie sich in *unsere* Ansichten über diese Fragen, und wir machen seitdem sehr vergnügte Ritte nach dem Rennplatz draußen, wo sich in den gänzlich zerschossenen Baulichkeiten bereits ein be-

triebsamer Mann wieder eingenistet hat, der uns nach frischem Morgenritt einen dampfenden Kaffee serviert; nach der interessanten alten Chinesenstadt mit ihrem menschenwimmelnden Markte, wo man mit den Chinesen um, zweifellos gestohlene, Pelze feilscht, mit ihren großen Yamen oder Mandarinen-Wohnungen, in deren verlassenen Räumen man graziöse Holzschnitzereien privater Wohngemächer bewundern kann, die der Reisende in Friedenszeiten niemals zu sehen bekommt; nach dem wohlgehaltenen Kaiserkanal, der im Norden Tientsins in den Peiho mündet und selbst heute einen regen Verkehr von Dschunken trägt, u. s. w.

Eines Rittes mit W. erinnere ich mich, der eigentlich eine Tollheit war, da es in der Nacht in der Umgegend Tientsins immer noch nicht recht geheuer ist. Wir hatten den Dolmetscher Waldersees, Herrn Boos, in seinem draußen vor der Stadt in einem zerschossenen Dorfe liegenden provisorischen Wohnhause zum Abend besucht, einen interessanten Mann, der als Agent für Kruppsche Waffenfabrikate dreizehn Jahre lang das chinesische Reich nach allen Richtungen, bis nach Yarkand und Kaschgar in Ostturkestan hin, durchzogen hat und lebendig davon zu erzählen weiß. So wurde es spät, ehe wir unsere Gäule wieder bestiegen. Ein wunderbarer Mondschein leuchtete vom Himmel und gab der wilden Szenerie der zerschossenen Straßen ein doppelt fremdartiges Aussehen.

Wir ritten kreuz und quer die schutterfüllten, von allen Lebenden verlassenen Wege, immer mehr gepackt von der schauerlichen Sprache dieser stummen Zeugen der Kämpfe des Sommers. Plötzlich waren wir am Peiho. Dröhnenden Hufschlags ritten wir über eine der frisch geschlagenen Schiffbrücken und sprengten jenseits, wie von einem Zauber gezogen, über die in mattem Silberglanz leuchtende Landstraße hinaus zu den Ruinenfeldern, die Tientsin rings umgeben.

Alles verlassen und tot, keine menschliche Seele zwischen den aufstarrenden Brandmauern, deren scharfe Mondlichtschatten schwarz auf die mannshoch aufgehäuften Schuttmassen fielen! Nur herrenlose Hunde strichen überall wie Gespenster herum, nach Aas suchend;

sie knurrten uns scheu, mit gesträubten Haaren an. Unsere Ponies kletterten über die Ziegelhaufen, stiegen die Steinstufen zu den Plattformen zerstörter Tempel hinauf, zwängten sich mit dem gebückt sitzenden Reiter durch der Füllung beraubte Thüren in ebenso leere Höfe. Schließlich packte uns beide ein plötzliches Grauen vor dieser furchtbaren Verlassenheit; wir jagten im Galopp wieder nach Tientsin zurück. —

Am liebsten ritten wir aber hinaus zum deutschen Truppenlager am Ende der Viktoria Road, wo wir besonders mit den Offizieren einiger Kompagnieen des dritten Ostasiatischen Infanterie-Regiments und auch mit dem jovialen Train-Kommandanten, dem unermüdlich geschickten Major de la Terrasse, Freundschaft geschlossen hatten. Manch fröhlicher Trunk ist dort gethan worden.

Wermutstropfen in dieser Freundschaft sind nur mein ausgezeichnetes englisches Sattel- und Zaumzeug und die Ledergamaschen, die ich mir vorsichtig aus Sydney mitgebracht. Die Offiziere haben sich alle ähnliche Pferdchen gekauft, aber mit diesen Ausrüstungsgegenständen steht es schlecht. Der Vorrat, den man in Tientsiner Läden erhält, ist natürlich außerordentlich gering, und die Preise sind kaum erschwinglich. Sie müssen sich vielfach mit den steifen chinesischen Holzsätteln begnügen und die Hosen in die Stiefel stecken, und so beneiden sie mich schmerzlich.

Wir haben gestern auch ein Maultier und einen chinesischen Reisekarren von einem aus Peking kommenden deutschen Kaufmann erstanden, zu dem statt-



Liebesgaben.

lichen Preise von 160 Dollars. Dafür ist der letztere aber auch ein Muster von chinesischer Eleganz und anscheinend auch Haltbarkeit. Er ist zweiräderig, ohne Federn, mit einer Gabel und einem Sonnendach versehen. Wenn man darin sitzt, gucken vorn die Beine heraus. Aber wir denken gar nicht daran, in dem Ding zu sitzen; es soll nur als Bagagebeförderung dienen, wir werden reiten. Die Regenzeit, welche die ersten Tage hier in Tientsin noch herrschte und die Straßen in einen unergründlichen Schmutz verwandelte, ist vorüber; ein köstliches, klares, aber noch warmes Herbstwetter ist an die Stelle getreten. Es lockt uns mächtig hinaus. Wir haben den fürchterlichen Staub und die Unbehaglichkeit dieses Tientsin satt und dürsten nach Thaten.

Woher die kommen sollen, ist freilich noch dunkel. Man kann nur sagen, es bereitet sich allerlei vor, niemand aber weiß etwas Genaues darüber, was das sein mag.

Nun, wir drei werden jedenfalls demnächst nach Peking gehen.





Die Expedition nach Pautingfu.

Tongku, Mitte November.

Fast zwei Monate sind vergangen, seit ich in Tongku ans Land stieg. Nun bin ich aus dem Innern Petschilis dorthin zurückgekehrt.

Welch eine Zeit liegt hinter mir! Wochen, in denen Fluten des Lebens über mich dahingerauscht sind; Wochen mit einem vollgerüttelten Maß von Strapazen und Entbehrungen aller Art, aber viel reicher doch noch an innerem Gewinn, an Eindrücken, so ungewöhnlich und vielgestaltig, so frisch und stark, daß ich sie mit Freuden noch viel teurer durch Mühsal bezahlt hätte. Das Land und die Kultur eines der merkwürdigsten Völker der Erde habe ich beobachten dürfen, wie es einem unter friedlichen Verhältnissen reisenden Forscher sicher nicht in der gleichen Zeit, in mancher Hinsicht aber gewiß niemals möglich gewesen sein würde. Wie man Krieg führt, habe ich kennen gelernt; nicht nur die Art der modernen Kriegführung, sondern was das Wesen des Krieges zu allen Zeiten gewesen ist und immer sein wird. Die Charaktere der Menge und des Einzelnen haben sich unter den Ausnahmeverhältnissen hier draußen dem Auge so hüllenlos gezeigt, wie es die Comédie humaine, die wir daheim einander vorspielen, nur ahnen läßt. Ja auch in das eigene Herz gab es Blicke zu thun, die überraschend genug waren.

Es ist ja freilich ein seltsamer Krieg, den wir führen. Vor allem deshalb, weil es eigentlich auch jetzt immer noch kein Krieg sein soll. In allen Proklamationen wird noch stets der Standpunkt vertreten, daß nur die Boxer, d. h. „Aufständische“ gegen die kaiserlichen Befehle, niederzuwerfen sind. Indessen ganz liegt die Sache doch nicht so. Wir haben sehr ernsthafte Forderungen an die chinesische Regierung zu stellen, denen sie sich offenbar mit der uralten einheimischen Politik des Ausweichens und Hinausschiebens zu entziehen trachtet. Da gilt es denn, nicht mit diplomatischen Verhandlungen drohend an der Thür stehen zu bleiben, sondern positiv und nachdrücklich zuzufassen. Das ist nicht leicht bei einem so seltsamen Lande und Volke. China ist ja nicht wie eine Festung, deren Mauern man zerbrechen kann, es ist auch nicht der Koloß mit den bekannten thönernen Füßen, den ein hinreichender Stoß umzustürzen vermag; China kann nicht brechen und kann nicht stürzen; es ist eher mit einem riesigen Schwamme zu vergleichen, der dem Drucke an der Stelle, wo man ihn faßt, willig nachgiebt, ohne dabei seine innere Struktur irgendwie zu ändern; nimmt man den Finger weg, so kehrt er in seine alte Form zurück. Immerhin ist aber selbst dem Schwamme, so lange er ein lebender Organismus ist, ein solcher Druck auf die Dauer doch nicht gerade sympathisch.

Bis zu Waldersees Ankunft waren die befestigten Eingangsthore in die Provinz Petschili, die Taku- und Peitang-Forts, Tientsin und die Kaiserstadt Peking in die Hände der Verbündeten gekommen. Es ist möglich, daß sich die Einzelführer der Nationen anfänglich gedacht haben mögen, die Thätigkeit des Höchstkommandierenden werde sich im großen und ganzen auf Paraden, Ansprachen, Salutschüsse u. s. w. beschränken. Das ist doch nicht ganz so geblieben. Der Feldmarschall hat es mit der diplomatischen Geschicklichkeit, die man ihm mit Recht zugetraut hat, verstanden, allgemach, ganz ohne sichtbare Konflikte, die Fäden fest und sicher in seiner Hand zu vereinigen, und deutlich sind einheitliche Gedanken und zielbewußte Pläne in den seitherigen Aktionen zu verspüren. Er sah die weitere Auf-

gehört, überall dagegen kann man rasch geschlossene Freundschaften zwischen den Vertretern der heterogensten Rassen beobachten.

Die Schwierigkeit der Sprache, die den Verkehr zwischen den Offizieren der verschiedenen Kontingente immerhin doch erheblich behindert, scheint für den gewöhnlichen Soldaten eine erstaunlich geringe Rolle zu spielen. Sie verständigen sich mit einem erfundenen Kauderwälsch oder einfach durch die begleitenden Gebärden — ja sie verständigen sich vielleicht auch nicht, aber unterhalten sich doch.

Ein russischer Offizier, der Deutsch und Französisch verstand, erzählte mir, wie er einmal einem solchen Gespräch zwischen einem Russen, einem Franzosen und einem Deutschen unbeobachtet hätte folgen können. Der Russe sprach begeistert von der riesigen Körperkraft seines verstorbenen Zaren, Alexanders des Dritten:

„Den hättet Ihr mal sehen sollen, der hatte Euch Muskeln", sagte er und fuchtelte dabei mit seinen Armen bezeichnend in der Luft herum.

„Très bien, mon ami, très bien", fiel der Franzose noch lebhafter gestikulierend ein, „und wir lassen Euch nicht allein, wir stehen an Eurer Seite, wenn's mit den Boxern losgeht."

„Det stimmt", bestätigte endlich der Deutsche, ruhig nickend und die Hände in den Hosentaschen, „ick hab et immer jesagt, det Eenzige, wat der Chinese versteht, is Keile!" Und so plauderten sie seelenvergnügt weiter, jeder verstand ganz etwas Anderes, als der Vordermann meinte, aber sie amüsierten sich ausgezeichnet.

Wenn ich, soweit meine Erfahrung und Erkundigung reichen, angeben soll, mit welcher Nation wir hier bisher die besten Beziehungen gehabt haben, so nenne ich ohne Zögern die Russen. Es ist ganz auffallend und wurde gelegentlich geradezu auf einen Wink von oben herab zurückgeführt, wie eifrig die russischen Offiziere die Berührung mit den unserigen gesucht haben. Eine Wendung, der man bei ihnen immer wieder begegnen konnte, war diese: „Ihr und wir, der Deutsche und der Russe, das sind doch die einzigen wirklichen Soldaten hier; alles andere taugt ja nichts". Sehr

augenfällig ist dabei die Ablehnung der Russen gegenüber den Franzosen, trotz deren eifriger auch hier betriebener Liebeswerbung; speziell von ihnen wurde mit unverhohlener Geringschätzung gesprochen.

Thatsächlich ist auch, was Frankreich an Truppen hierher gesendet hat, abgesehen vielleicht von den Zuaven, unscheinbar, die körperliche Haltung, der ganze militärische Zug für unsere Augen — wenigstens hier im Tientsiner Lagerleben — etwas schlaff. Der Russe ist als Soldat zweifellos ungleich strammer. Die Leute machen den Eindruck, als seien sie gerade intelligent genug, um die Anforderungen der Disziplin zu verstehen, wiederum aber nicht so intelligent, daß der Einzelne als Menschenmaterial erheblich wertvoll wäre und demzufolge im Ernstfall besonders geschont werden müsse. Nach allem, was ich von den bisherigen Gefechten gehört habe, geschieht denn das auch von seiten der Oberleitung nicht. Schrecklich ist, was man gelegentlich von den Grausamkeiten der Russen spricht. Sie scheinen am meisten unter allen Gegnern Chinas auf „asiatische" Weise Krieg zu führen, d. h. hinter ihnen lebt eben nichts mehr. Unfraglich haben die Russen hier etwas Brutales, Barbarisches.

Ungleich erfreulicher ist der äußere Eindruck der Engländer. Wenigstens ihre Offiziere sind häufig frische, bildschöne Menschen, von jener eleganten Rassigkeit des Körpers und Gesichtsschnitts und dem freien, natürlich stolzen Wesen, das demjenigen, der an englische Art gewöhnt ist, so wohl gefällt. Trotzdem ist eigentümlicherweise das Verhältnis zwischen unseren Officieren und den englischen, bei aller formellen Freundlichkeit, bisher kühl geblieben.*) Vorzüglich scheint die Ausrüstung der Engländer in Bezug auf alle Erfordernisse eines überseeischen Feldzugs zu sein; erheblich besser als die unserige, mit

*) Als ich im November nach Tientsin zurückkehrte, war das deutsch-englische Abkommen bekannt geworden. Auch dies trug jedoch zu einer Annäherung nicht sonderlich bei. Wohl aber erkaltete sichtlich die freundschaftliche Haltung von russischer Seite. — Es sei auch noch erwähnt, daß in den unteren Schichten sich eine ganz überraschende Freundschaft zwischen Deutschen und Franzosen im Laufe des Winters entwickelte.

der es doch hier und dort hapert. Aber das ist natürlich; wir machen so etwas zum ersten Mal.

Die fremdrassigen Truppen der Engländer sind doch wohl nur als Schautruppen glänzend. In Wuchs, Kleidung und Pferdematerial machen sie allerdings einen ungemein stattlichen Eindruck, ob sie den Erwartungen, die sie damit erregen, im Felde gewachsen sind, wird von Kennern durchweg bezweifelt.

Am meisten abseits stehen unter den weißen Nationen die Amerikaner. In physischer Hinsicht sind sie, wie bemerkt, brillant, aber sie sind unbeliebt, ja gefürchtet wegen ihrer Roheit und Disziplinlosigkeit, und ihre beabsichtigte Räumung des Kriegsschauplatzes wird im Interesse der internationalen Kameradschaft lediglich als Erleichterung begrüßt.

Fremd bleiben natürlich auch die farbigen Völker Englisch-Indiens und Französisch-Indiens, sowie auch die kleinen, gelbgesichtigen Japaner; das aber wird immer deutlicher, daß die letzteren unbedingt zu den schneidigsten unter allen gehören. Der Japaner ist ein tadelloser Feldsoldat, und seine Verwaltung arbeitet überall exakt, rasch und in großem Stil. Wenn nicht die geographische Nähe der Basis, von der die Japaner operieren können, einen so ungeheuren Vorsprung für sie bedeutete, dann müßten wir alle uns vor ihnen schämen.

Im großen und ganzen lehrt die bisherige Erfahrung, daß Kameradschaft und Zusammenarbeiten zwischen diesen bislang durch tausend historisch vererbte Feindseligkeiten und Mißverständnisse getrennten Nationen sehr viel leichter möglich ist, als man vorher denken konnte.

Über unsere deutschen Truppen objektiv zu urteilen, ist natürlich schwer. Soweit ich beobachten kann, wirken sie auf die übrigen als hervorragend kriegstüchtig und doch freundlich und gutmütig. Unselig ist leider für den äußeren Eindruck die Uniform. Das sog. Khaki-Zeug, schlecht sitzend und schon an sich unangenehm messinggelb, hält den Regengüssen sehr wenig stand, die Farbe zerfließt in jämmerlichen Streifen, und der romantisch aufgeklappte Strohhut — der

so fatal billig aussieht — gefällt weder seinen Trägern noch sonst jemandem. Es gehört die ganze ruhige Sicherheit unserer Leute dazu, um sie nicht komisch werden zu lassen.

Meine gemeinsame Haushaltung mit W. und Z. besteht noch immer und hat sich bedeutend erweitert.

Da wir für unser Fortkommen in diesem Lande selber sorgen müssen und bereits daran denken, demnächst nach Peking überzusiedeln, so haben wir angefangen, uns vor allem Pferde zuzulegen. Von betriebsamen Chinesen müssen Mengen der kleinen struppigen Mongolen-Ponies nach Tientsin gebracht werden; denn die Tierchen sind wider Erwarten billig. Man hat sie von dreißig, vierzig Dollars*) an. Bessere sind natürlich teurer, bis zu 200 Taels und darüber. Allenthalben in den Lagern und Quartieren ist ein Feilschen, Kaufen und Wiederverkaufen um diese Tiere, wie auf einem großen Pferdemarkt. Die billigeren unter ihnen sehen meist ziemlich verhungert und verwildert aus, lassen sich aber mit geringer Mühe auffüttern und scheinen dann ganz brauchbar. Jeder von uns besitzt bereits zwei, Z. sogar drei oder vier. Natürlich gehören dazu mehrere Pferdejungen oder „Mafu“, die mit den Tieren umzugehen verstehen und das Futter besorgen. Es gehört ferner ein Pferdestall dazu. Da der im Gehöft vorhandene vollständig durch die Tiere des Kriegsgerichts in Anspruch genommen ist, so mußten wir uns selbst einen bauen. Z. hat das mit Hilfe von auf der Straße gemieteten Kulis, mit irgendwo aufgelesenen Mauersteinen, die mit Hoflehm verkittet wurden, und mit Kauliangstroh-Bedachung zu stande gebracht (Abb. S. 122). Es war wirklich eine imponierende architektonische Leistung und wurde mit entsprechender Festlichkeit eingeweiht. Nur trieben wir unsere Bewunderung

*) Mit Dollar ist in China nicht der amerikanische gemeint, sondern der sogenannte mexikanische, die einzige geprägte Münze, die in China Kurs hat, soweit der europäische Einfluß reicht. Sein Stand ist augenblicklich außerordentlich hoch; gewöhnlich zwei Mark geschätzt, steht er jetzt hier in Tientsin über 2,30, und wohl dem, der überhaupt welche hat, denn der Vorrat der Banken ist erschöpft.

so weit, daß wir das Ding auch benutzen wollten. Das konnte es natürlich nicht aushalten; es fiel den Ponies in der ersten Nacht über den Köpfen zusammen. So stehen sie nun wieder draußen, doch scheinen sie darin keinen ungewöhnlichen Zustand zu erblicken.

Täglich trainieren wir unsere Tierchen und gewöhnen sie an europäische Reiterei — bezw. sie uns an mongolische. Bei der



Bau unseres Pferdestalls. (S. 121)

letzteren entdeckt man sehr bald, daß Sporen außerordentlich übelgenommen werden, und daß die Tiere es ganz besonders gern sehen, wenn der Reiter über ihren Kopf weg „absteigt". Da man bei den kleinen Geschöpfen im Sattel an Hals so wenig vor sich hat, geht das außerordentlich leicht. Auch beißen sie einem mit Vorliebe in die Beine, wenn man aufklettert. Allmählich aber finden sie sich in unsere Ansichten über diese Fragen, und wir machen seitdem sehr vergnügte Ritte nach dem Rennplatz draußen, wo sich in den gänzlich zerschossenen Baulichkeiten bereits ein be-

triebsamer Mann wieder eingenistet hat, der uns nach frischem Morgenritt einen dampfenden Kaffee serviert; nach der interessanten alten Chinesenstadt mit ihrem menschenwimmelnden Markte, wo man mit den Chinesen um, zweifellos gestohlene, Pelze feilscht, mit ihren großen Yamen oder Mandarinen=Wohnungen, in deren verlassenen Räumen man graziöse Holzschnitzereien privater Wohngemächer bewundern kann, die der Reisende in Friedenszeiten niemals zu sehen bekommt; nach dem wohlgehaltenen Kaiserkanal, der im Norden Tientsins in den Peiho mündet und selbst heute einen regen Verkehr von Dschunken trägt, u. s. w.

Eines Rittes mit W. erinnere ich mich, der eigentlich eine Tollheit war, da es in der Nacht in der Umgegend Tientsins immer noch nicht recht geheuer ist. Wir hatten den Dolmetscher Waldersees, Herrn Boos, in seinem draußen vor der Stadt in einem zerschossenen Dorfe liegenden provisorischen Wohnhause zum Abend besucht, einen interessanten Mann, der als Agent für Kruppsche Waffenfabrikate dreizehn Jahre lang das chinesische Reich nach allen Richtungen, bis nach Yarkand und Kaschgar in Ostturkestan hin, durchzogen hat und lebendig davon zu erzählen weiß. So wurde es spät, ehe wir unsere Gäule wieder bestiegen. Ein wunderbarer Mondschein leuchtete vom Himmel und gab der wilden Szenerie der zerschossenen Straßen ein doppelt fremdartiges Aussehen.

Wir ritten kreuz und quer die schutterfüllten, von allen Lebenden verlassenen Wege, immer mehr gepackt von der schauerlichen Sprache dieser stummen Zeugen der Kämpfe des Sommers. Plötzlich waren wir am Peiho. Dröhnenden Hufschlags ritten wir über eine der frisch geschlagenen Schiffbrücken und sprengten jenseits, wie von einem Zauber gezogen, über die in mattem Silberglanz leuchtende Landstraße hinaus zu den Ruinenfeldern, die Tientsin rings umgeben.

Alles verlassen und tot, keine menschliche Seele zwischen den aufstarrenden Brandmauern, deren scharfe Mondlichtschatten schwarz auf die mannshoch aufgehäuften Schuttmassen fielen! Nur herrenlose Hunde strichen überall wie Gespenster herum, nach Aas suchend;

sie knurrten uns scheu, mit gesträubten Haaren an. Unsere Ponies kletterten über die Ziegelhaufen, stiegen die Steinstufen zu den Plattformen zerstörter Tempel hinauf, zwängten sich mit dem gebückt sitzenden Reiter durch der Füllung beraubte Thüren in ebenso leere Höfe. Schließlich packte uns beide ein plötzliches Grauen vor dieser furchtbaren Verlassenheit; wir jagten im Galopp wieder nach Tientsin zurück. —

Am liebsten ritten wir aber hinaus zum deutschen Truppenlager am Ende der Viktoria Road, wo wir besonders mit den Offizieren einiger Kompagnieen des dritten Ostasiatischen Infanterie-Regiments und auch mit dem jovialen Train-Kommandanten, dem unermüdlich geschickten Major de la Terrasse, Freundschaft geschlossen hatten. Manch fröhlicher Trunk ist dort gethan worden.

Wermutstropfen in dieser Freundschaft sind nur mein ausgezeichnetes englisches Sattel- und Zaumzeug und die Ledergamaschen, die ich mir vorsichtig aus Sydney mitgebracht. Die Offiziere haben sich alle ähnliche Pferdchen gekauft, aber mit diesen Ausrüstungsgegenständen steht es schlecht. Der Vorrat, den man in Tientsiner Läden erhält, ist natürlich außerordentlich gering, und die Preise sind kaum erschwinglich. Sie müssen sich vielfach mit den steifen chinesischen Holzsätteln begnügen und die Hosen in die Stiefel stecken, und so beneiden sie mich schmerzlich.

Wir haben gestern auch ein Maultier und einen chinesischen Reisekarren von einem aus Peking kommenden deutschen Kaufmann erstanden, zu dem stattlichen



Liebesgaben.

lichen Preise von 160 Dollars. Dafür ist der letztere aber auch ein Muster von chinesischer Eleganz und anscheinend auch Haltbarkeit. Er ist zweiräderig, ohne Federn, mit einer Gabel und einem Sonnendach versehen. Wenn man darin sitzt, gucken vorn die Beine heraus. Aber wir denken gar nicht daran, in dem Ding zu sitzen; es soll nur als Bagagebeförderung dienen, wir werden reiten. Die Regenzeit, welche die ersten Tage hier in Tientsin noch herrschte und die Straßen in einen unergründlichen Schmutz verwandelte, ist vorüber; ein köstliches, klares, aber noch warmes Herbstwetter ist an die Stelle getreten. Es lockt uns mächtig hinaus. Wir haben den fürchterlichen Staub und die Unbehaglichkeit dieses Tientsin satt und dürsten nach Thaten.

Woher die kommen sollen, ist freilich noch dunkel. Man kann nur sagen, es bereitet sich allerlei vor, niemand aber weiß etwas Genaues darüber, was das sein mag.

Nun, wir drei werden jedenfalls demnächst nach Peking gehen.





Die Expedition nach Pantingfu.

Tongku, Mitte November.

Fast zwei Monate sind vergangen, seit ich in Tongku ans Land stieg. Nun bin ich aus dem Innern Petschilis dorthin zurückgekehrt.

Welch eine Zeit liegt hinter mir! Wochen, in denen Fluten des Lebens über mich dahingerauscht sind; Wochen mit einem vollgerüttelten Maß von Strapazen und Entbehrungen aller Art, aber viel reicher doch noch an innerem Gewinn, an Eindrücken, so ungewöhnlich und vielgestaltig, so frisch und stark, daß ich sie mit Freuden noch viel teurer durch Mühsal bezahlt hätte. Das Land und die Kultur eines der merkwürdigsten Völker der Erde habe ich beobachten dürfen, wie es einem unter friedlichen Verhältnissen reisenden Forscher sicher nicht in der gleichen Zeit, in mancher Hinsicht aber gewiß niemals möglich gewesen sein würde. Wie man Krieg führt, habe ich kennen gelernt; nicht nur die Art der modernen Kriegführung, sondern was das Wesen des Krieges zu allen Zeiten gewesen ist und immer sein wird. Die Charaktere der Menge und des Einzelnen haben sich unter den Ausnahmeverhältnissen hier draußen dem Auge so hüllenlos gezeigt, wie es die Comédie humaine, die wir daheim einander vorspielen, nur ahnen läßt. Ja auch in das eigene Herz gab es Blicke zu thun, die überraschend genug waren.

Es ist ja freilich ein seltsamer Krieg, den wir führen. Vor allem deshalb, weil es eigentlich auch jetzt immer noch kein Krieg sein soll. In allen Proklamationen wird noch stets der Standpunkt vertreten, daß nur die Boxer, d. h. „Aufständische“ gegen die kaiserlichen Befehle, niederzuwerfen sind. Indessen ganz liegt die Sache doch nicht so. Wir haben sehr ernsthafte Forderungen an die chinesische Regierung zu stellen, denen sie sich offenbar mit der uralten einheimischen Politik des Ausweichens und Hinausschiebens zu entziehen trachtet. Da gilt es denn, nicht mit diplomatischen Verhandlungen drohend an der Thür stehen zu bleiben, sondern positiv und nachdrücklich zuzufassen. Das ist nicht leicht bei einem so seltsamen Lande und Volke. China ist ja nicht wie eine Festung, deren Mauern man zerbrechen kann, es ist auch nicht der Koloß mit den bekannten thönernen Füßen, den ein hinreichender Stoß umzustürzen vermag; China kann nicht brechen und kann nicht stürzen; es ist eher mit einem riesigen Schwamme zu vergleichen, der dem Drucke an der Stelle, wo man ihn faßt, willig nachgiebt, ohne dabei seine innere Struktur irgendwie zu ändern; nimmt man den Finger weg, so kehrt er in seine alte Form zurück. Immerhin ist aber selbst dem Schwamme, so lange er ein lebender Organismus ist, ein solcher Druck auf die Dauer doch nicht gerade sympathisch.

Bis zu Waldersees Ankunft waren die befestigten Eingangsthore in die Provinz Petschili, die Taku- und Peitang-Forts, Tientsin und die Kaiserstadt Peking in die Hände der Verbündeten gekommen. Es ist möglich, daß sich die Einzelführer der Nationen anfänglich gedacht haben mögen, die Thätigkeit des Höchstkommandierenden werde sich im großen und ganzen auf Paraden, Ansprachen, Salutschüsse u. s. w. beschränken. Das ist doch nicht ganz so geblieben. Der Feldmarschall hat es mit der diplomatischen Geschicklichkeit, die man ihm mit Recht zugetraut hat, verstanden, allgemach, ganz ohne sichtbare Konflikte, die Fäden fest und sicher in seiner Hand zu vereinigen, und deutlich sind einheitliche Gedanken und zielbewußte Pläne in den seitherigen Aktionen zu verspüren. Er sah die weitere Auf-

gabe, die bis zum Beginn des Winters und damit zum voraussichtlichen Stillstand aller Operationen zu lösen war, darin, die ganze Provinz, diesen offiziell als solchen designierten sogenannten „Kriegsschauplatz“, unter wirkliche Herrschaft zu nehmen, d. h. alle noch etwa vorhandenen Boxer-Regungen aufzusuchen und niederzuwerfen, die wichtigsten Punkte des Gebiets mit Garnisonen zu besetzen und durch Etappenstraßen in gesicherte Verbindung zu bringen, alle regulären chinesischen Truppen aber über die Grenzen der Provinz zu weisen oder sie im Fall des Widerstandes zu entwaffnen, um den Chinesen alle Illusionen darüber zu nehmen, daß wir wirklich Herren dieses Landes, seit alters der vornehmsten Provinz des Reiches, sind.

Dieser Aufgabe diente eine ganze Reihe kleiner und großer Expeditionen, die nach vielen Richtungen das Land durchstreift und in seinen verschiedensten Teilen die Waffen der Verbündeten, teils vorübergehend, teils dauernd, gezeigt haben und zum Teil noch im Gange sind.

Es war mir vergönnt, einige der wichtigsten und ereignisreichsten dieser Expeditionen mitzumachen.

Wenn der Leser eine Karte der Provinz Petschili zur Hand nimmt, so findet er im Westsüdwesten von Tientsin, nicht mehr weit von dem Gebirgsabfall, der die große chinesische Ebene begrenzt, die Stadt Pautingfu.*) Dieser Ort, nicht etwa Tientsin, auch nicht das einen eigenen Verwaltungsbezirk bildende Peking, ist die offizielle Hauptstadt von Petschili, der amtliche Regierungssitz des Vizekönigs dieser Provinz. Wenn Lihungtschang als solcher früher aus Gründen der äußeren Politik den Europäersitz Tientsin als seine Residenz vorzuziehen pflegte, so hat das doch in den

*) Unsere Zeitungen schreiben durchgängig Paotingfu. Der Vokal der ersten Silbe ist aber ein reiner Diphthong „au“, wie unser Schmerzensruf. Die Schreibung „ao“ ist eine orthographische Aushülfe der Engländer und Franzosen, die wir nicht nötig haben, die bei uns vielmehr fast überall die gänzlich falsche Aussprache Pa-otingfu hervorgerufen hat.

Augen der Chinesen der alten Bedeutung von Pautingfu keinen Abbruch gethan. Die Stadt ist im vergangenen Sommer ein Hauptsitz der fremdenfeindlichen Bewegung gewesen. Hier sind im Juni und Juli englische Missionare mit ihren Frauen und Kindern von dem wütenden Pöbel in grauenhafter Weise mißhandelt und dann ermordet worden, und zwar, wie sich später herausgestellt hat, unter besonderer Sanktion der vizeköniglichen Behörden. Auch Anfang des Oktober sollte die Stadt und ihre Umgebung noch voll von Boxern sein.

Schon lange wurde deshalb in Tientsin von einem größeren Zuge gegen Pautingfu gemunkelt. Da aber bei unserer deutschen Armeeleitung das Prinzip verfolgt wird, alle Unternehmungen bis auf die letzte Minute mit den dichtesten Nebeln des Geheimnisses zu umgeben, so wußte bis in die höheren Stellen des Offizierkorps hinauf niemand etwas Sicheres darüber. Erst drei Tage vorher wurde vom Oberkommando der Befehl bekannt gegeben, daß am zwölften früh 5 Uhr eine größere Expedition von Tientsin zur Besetzung von Pautingfu aufbrechen solle.

Es handelte sich um ein Zusammenwirken von hier und von Peking aus. Die drei Städte Tientsin, Peking und Pautingfu bilden annähernd die Ecken eines gleichseitigen Dreiecks. Von Peking aus sollte ein Truppenkommando aus Deutschen, Italienern, Engländern und Franzosen unter gemeinsamer Führung des englischen Generals Gaselee auf der großen Nordsüdstraße nach Pautingfu rücken und hier mit dem von Tientsin in ostwestlicher Richtung kommenden zusammentreffen.

Das letztere wurde unter die Gesamtführung des französischen Generals Bailloud gestellt und operierte in drei getrennt voneinander, aber parallel marschierenden Abteilungen. Der mittlere Teil bestand aus Deutschen — unseren Freunden vom 3. Ostasiatischen Infanterie-Regiment, einem Zug Reiter und einer Batterie mit vier Geschützen — dazu kam ein Bataillon italienischer Bersaglieri nebst einigen anderen italienischen Truppen. Dieses Detachement stand unter der Leitung des Generalmajors v. Ketteler. Etwas südlich von

diesem marschierte ein französisches, etwas nördlich ein englisches, die sich erst vor Pautingfu vereinigen sollten.

Sobald wir drei davon erfuhren, am 10. Oktober, suchten wir bei dem deutschen Kommando um die Erlaubnis nach, daran teilnehmen zu dürfen. Ich kann die wilde Jagd des einzigen Vorbereitungstages, der uns blieb, um eine Expedition auszurüsten, die viele Wochen dauern konnte, hier nur andeuten. Es galt, in dieser Zeit eine kleine Karawane zu organisieren, die vollkommen auf sich selbst beruhte, denn die Militärverwaltung gab uns nichts als eben die Erlaubnis, mitzugehen. Wie wir vorwärts kamen und uns ernährten, blieb unsere Sache. Sie hatte sich sogar rund geweigert, uns auch für Geld irgendwelche Vorräte abzulassen.

Die Schwierigkeit einer solchen Ausrüstung wurde dadurch verdoppelt, daß Tientsins Warenhäuser nachgerade nahezu leergekauft waren. Lebensmittel, Konserven, Getränke, Haushaltungsgegenstände, wie Kerzen, Riemenzeug, Bindfaden, Geschirr, Pferdestriegel ꝛc. waren trotz abenteuerlicher Preise nur in geringen Quantitäten oder gar nicht mehr zu bekommen. Erst spät in der Nacht z. B. gelang es uns, nach verzweifeltem Suchen irgendwo in einem Gehöfte Tientsins einen Gegenstand aufzutreiben, ohne den unsere ganze Expedition unmöglich geworden wäre, nämlich ein Bündel Stricke.

Am Abend dieses Tages waren wir im Besitz eines zweiten kleinen zweiräderigen chinesischen Reisekarrens. Außerdem hatten wir noch einen anderen Mafu für unsere Pferde, für jede Karre einen Kuli als Karrentreiber und als Oberhaupt über das Ganze einen sogenannten „Nömbelwon-Boy“ (number one d. h. Nummereins-Boy; der Chinese spricht kein r aus) engagiert. Dieser, ein älterer, behäbiger Mann mit einem gutmütigen, entschieden dummen Mondgesicht, sprach oder radebrechte ein schauderhaftes Pidgin-Englisch und sollte den Intendanten des ganzen Zuges vorstellen, der die Verantwortung für die Leistungen der gesamten Dienerschaft übernahm, das Organ, durch das wir mit dieser verkehrten. Er bekam die Schelte, die er dann weiter gab.

Unser Koch und der kleine Boy, der jetzt Nömbeltu (number

two) geworden war, gingen natürlich mit. Auch die Mafus wurden nach Nummern unterschieden. Irgend einen Personen-Namen von diesen Leuten haben wir nie in Erfahrung gebracht. Das verlangen sie auch nicht; wohl aber sind sie empört, wenn man den Mafu Kuli oder den Boy Mafu nennt, und die sorgfältige Rücksicht auf diese streng abgestuften sozialen Unterschiede ist ein wesentliches Mittel, sie dienstwillig zu erhalten.

Es war nahezu Mitternacht, als wir endlich soweit waren, im Licht des Mondes, der glücklicherweise schien, unsere Kisten und Kasten auf die Karren zu laden, mit den errafften Stricken festzubinden, das Sielenzeug bereit zu legen, den Boys und Kulis einzuschärfen, daß sie um vier anzutreten hätten, den Mafus, daß dann schon die Tiere getränkt, gefüttert, gereinigt sein müßten. Dann warfen wir uns angekleidet — es lohnte sich kaum noch — auf das Lager zu unruhigem Schlaf. Morgen früh um fünf sollten wir ja mit unseren Karren schon am Rendezvous-Platze in der Viktoria-Road stehen.

Ich glaube nun den Leser am lebendigsten an der Expedition teilnehmen zu lassen, ihn in den Verlauf im einzelnen, in die Stimmung dieser Tage, in die Art, wie überhaupt hier Krieg geführt wird, am besten hineinzuversetzen, wenn ich ihm einfach unsere täglichen Erlebnisse an der Hand meiner Notizen mitteile, wie ich sie jeden Abend nach vollbrachtem Marsch aufgezeichnet oder in Briefen nach Hause geschrieben habe.

Schanghotoh,*) den 12. Oktober.

Ein gutes Gewissen ist ein **hartes** Ruhekissen! Hart wenigstens zu bereiten, ehe man sich darauf niederlegen kann, denn offen gestanden, ich bilde mir etwas darauf ein, daß ich heute abend noch

*) Ich notiere die Namen in der Form, wie ich sie unter freundlicher Beihilfe des Dolmetschers, Herrn Boos, der dem Generalmajor von Ketteler beigegeben ist, feststellen kann.

bei einem Lichtstümpfchen auf einer hochgestülpten Kiste im Zelt Tagebuchnotizen schreibe.

Welch ein wüster Tag! Morgens früh 4 Uhr bei Laternenlicht hinaus auf den Hof. Natürlich keine Pferde geputzt, natürlich keine Boys zur Stelle! Um halb fünf kommen sie an, festlich geschmückt und lächelnd, mit neuen Schuhen, sauberen Jäckchen, schöngeflochtenem Zopf, als ginge es auf eine sonntägliche Landpartie, und mit unmöglich voluminösen Paketen zum Mitnehmen auf unseren schon überladenen Karren. Sie müssen natürlich die Hälfte davon zurücklassen.

Nun unter aufgeregtem Schelten und Schreien überstürztes Aufpacken der letzten Sachen, Anschirren und Satteln. Wir lernen kennen, was es heißt, bockige, chinesische Maultiere einspannen. Mit Gewalt geht das überhaupt nicht, sondern das Tier muß überlistet werden. Mit sanftem Schmeicheln und unnachahmlichen Lauten bringt es der Treiber in die richtige Stellung, und dann, schwapp, die Gabel des Wagens wie eine Falle ihm über den Rücken! Endlich, es ist längst halb sechs vorüber, rollt der erste Wagen auf die Straße hinaus. Der zweite folgt, kracht aber natürlich mit der Achse gegen den Mauerpfosten — das Geschirr ist gerissen, das wütend auskeilende Maultier wieder heraus aus der Gabel! Mordgedanken im Busen flickt man das Sielenzeug, so gut es geht, wieder zurecht, fängt das Tier zum anderen Male mit der Gabelfalle, und endlich, mehr als eine Stunde zu spät, setzt sich die stolze Karawane wirklich in Bewegung. Tief niedergebeugt führe ich mir zu Gemüt, wie miserabel doch gleich beim Beginne der Kampagne die deutsche Presse militärischen Anforderungen genügt.

Allein die Beschämung war übertrieben. Dem Militär ist es sichtlich nicht besser gegangen, denn wir kommen noch bequem zurecht und können uns der abrückenden Bagage anschließen. Langsam, unsäglich langsam geht es im fahlen Morgendämmern durch die engen Gassen von Tientsin. Hier eine Stockung, weil ein zerbrochener Karren den Weg sperrt, dort, weil ein paar scheu ge-

wordene Gäule gebändigt werden müssen; jetzt ein viertelstündiger Stillstand, weil ein endloses Regiment russischer Infanterie uns denselben Weg entgegen marschiert. Dann stehen wir am einem Zufluß des Peiho, den eine der verrückten steinernen Bogenbrücken überspannt, so steil und glatt, daß auf der einen Seite kein Hinaufkommen der schweren Karren möglich erscheint, während sie auf der anderen Seite wieder, ohne Hilfe, steuerlos in die Tiefe rollen.

Hier hat man deshalb eine Abteilung der japanischen Kuli-Kompagnie zum Schleppen oder Hemmen aufgestellt.

O, diese japanischen Kulis! Die deutsche Regierung hat sie durch Agenten aus Japan besorgen lassen, in der Besorgnis, daß chinesische Kulis vielleicht nicht zu haben sein würden. Eine Vorsicht, die sich als gänzlich unnötig erwiesen hat. Der Kontrakt, den man mit diesen Japanern gemacht hat, erregt angesichts der Thatsachen allgemeine Wut. Jeder der Leute erhält 4—5 Mark den Tag. Auf je 25 Kulis kommt ein Aufseher, der um die Hälfte mehr bezieht, und außerdem müssen noch Oberaufseher oder Dolmetscher bezahlt werden, die hauptsächlich dazu da sind, Klagen ihrer Leute zu vertreten. In jedem Fall der Invalidität zahlt der Staat 200 Dollars, im Todesfall 500. Jede körperliche Züchtigung ist streng untersagt und wird mit einer Geldbuße an unserer Armee-Verwaltung geahndet. Kurz, die japanische Regierung will in diesem Kontrakt durchsetzen, daß ihre Unterthanen ganz so wie europäische Arbeiter angesehen werden. Nun wohl, dagegen ließe sich nichts einwenden, wenn diese Leute das leisteten, was ein Europäer leistet, und sich so aufführten, wie der gute europäische Arbeiter es thut. Sie erweisen sich indessen durchweg als faul, unfähig und sittlich mehr als bedenklich. Der chinesische Kuli, der noch nicht den zehnten Teil des Lohnes beansprucht, schafft zehnfach mehr als sie; (und auch dieser wieder — diese Erfahrung sei hier gleich mit eingeflochten — an Kraft, Fleiß und Ausdauer nicht entfernt das, was ein deutscher Soldat als Arbeiter leistet).

Endlich waren wir aus Tientsin heraus. Vor der Stadt ziehen sich weitgedehnte Sümpfe und Seen hin, die sich auf der

Karte — wir hatten das wertvolle Blatt „Peking“ aus Richthofens Atlas von China mit — bis in die Gegend des etwa 130 km entfernten Pautingfu erstrecken. Die Bodensenke, in der sie liegen, ist nichts Anderes als eines, das nördlichste, der vorzeitlichen Betten des Hwangho. Gegenwärtig werden sie von einem Flusse Tschungtingho verbunden, der bis nach Pautingfu hinauf schiffbar und auf dem gleichzeitig mit uns eine Flottille von Dschunken aus Tientsin abgegangen ist, die Vorräte für die Garnisonierung in Pautingfu befördern soll.

Durch diese Sümpfe windet sich die Straße, auf der wir ziehen, als ein 4—5 Meter hoch aufgeworfener Damm.

Hier ging nun das Unheil eigentlich erst recht an.

Anscheinend frisch aufgeschüttet, bestand der obere Teil dieses Dammes aus loser Erde, in welche die schmalen Räder der Karren oft achsentief einsanken, und um so mehr, je stärker die vorhergehenden Gefährte den Boden aufgelockert hatten. Nicht nur bei uns, bei der gesamten Bagage zeigten sich die Folgen einer zu hastigen Vorbereitung. Die Kompagnien hatten zu wenig Wagen; sämtlich waren sie zu hoch bepackt, viel zu spärlich bespannt, und das jämmerliche chinesische Sielenzeug zu unzuverlässig. Soweit das Auge reichte, herrschte dieselbe Not, eingesunkene Karren, abgetriebene Gäule, im Schweiße des Angesichts helfende Soldaten, zur Erleichterung heruntergeworfene Kisten, aufgeregt hin und her sprengende Offiziere und über dem Ganzen ein Meer von Flüchen, das gen Himmel brandete.

Wie in China so vieles genau umgekehrt ist als bei uns, wie der Mann den Zopf trägt statt der Frau, wie weiß die Trauerfarbe ist und nicht schwarz, wie der Chinese wegläuft, statt zu kommen, wenn man ihm in unserer Weise winkt u. s. w., so lautet auch der Ruf, mit dem der chinesische Fuhrknecht seine Tiere antreibt: „trrr“ und die Aufforderung, stillzustehen „jüh!“ eine ganz sonderbare Übereinstimmung mit den auch bei uns zum Antreiben und Hemmen gebrauchten Lauten, nur daß sie hier eben gerade

das Umgekehrte bedeuten. Je lauter unsere guten preußischen Bauernjungen mit ihrem leidenschaftlichen „hüh!“ und „jüh!“ bei gleichzeitigen antreibenden Peitschenhieben auf die verängsteten Tiere einschrien, die der Chinese selbst niemals durch Schlagen, sondern lediglich durch Zureden vorwärts zu bringen pflegt, um so weniger wußten sie, was sie nun eigentlich thun sollten. Bereits nahte sich der Mittag, als wir noch immer die Zinnen von Tientsin am Horizont sahen.

„Es geht nicht weiter,“ heißt es schon hier und dort verzweifelt, ein Ruf, in den auch ich einzustimmen geneigt bin, als in diesem Augenblick bei unserer, in einem besonders tiefen Loch steckenden Karre das elende Geschirr zum zweiten Male platzt. Da kommt der Oberführer der ganzen Bagage, der Artillerie-Oberleutnant Leonhardi, auf seinem hohen Australier die Linie heruntergesprengt: „Aushalten, Kinder, nur noch ein bißchen, der Weg wird besser, es geht!“ — —

Und es ging. Noch ein, zwei Kilometer, und die Straße wurde gut und hart. Langsam zwar und in einem désordre, wie nach einer verlorenen Schlacht, kam die weithin verzettelte Truppe am späten Nachmittag an dem Sammelplatze, dem nur circa 20 Kilometer von Tientsin gelegenen Dorfe Schanghotoh an.

Requirieren! Zugtiere und Geschirr auftreiben, um die Ausrüstung zu vervollständigen, das ist die wichtigste Lehre, die von der Oberleitung aus diesem ersten Tage gezogen wird. Was dazu nötig ist, soll, ebenso wie Lebensmittel und Futter, fortab den Dörfern entnommen werden dürfen.

Unsere Boys, Mafus und Kulis kann ich nur loben. Obwohl sie auf Dienste dieser Art nicht gefaßt gewesen, halfen sie doch treulich mit, die Karren vorwärts bringen. Ihre schönen Schuhe und neuen Beinkleider sahen bald schlimm genug aus.

Wenngleich es die Nacht empfindlich kalt werden wird, ist Befehl gegeben, zu biwakieren, weil man von der Ansicht ausgeht, es

sei aus Gründen der Sauberkeit und der Hygiene undenkbar, daß Christenmenschen in Chinesenhäusern übernachten können.

So entwickelt sich auf den abgeernteten Feldern neben den Dorfgärten ein richtiges Manöverlager. Zelte sind aufgeschlagen, Gräben aufgeworfen, in denen die Kochfeuer lodern. Abends ist Musik und Zapfenstreich. Etwas abseits vom Lager steht das schöne große Zelt der Generale. Außer dem Führer des deutschen Korps, dem Generalmajor von Ketteler, ist noch Generalmajor von Gayl zugegen, der, wie es scheint, zur Information des Oberkommandos den Zug mitmacht. Vom Oberkommando ferner der Schlachtenmaler Rocholl, sowie der Oberleutnant Wachs, ein ausgezeichneter Reiter und liebenswürdiger Gesell, der uns nach des Tages Lasten unseren wohlverdienten Punsch trinken hilft.

Wir selbst haben nur mein kleines Zelt zur Verfügung, das ich aus Sydney mitgebracht habe, ein kleines, lächerliches, spitzes, weißes Sommerding, das sogleich von unseren Bekannten wegen seiner Ähnlichkeit mit dem bekannten heiligen Berge, der sich auf allen japanischen Lackarbeiten präsentiert, der „Fujiyama“ getauft wird. Wir haben es unweit des Hauptquartiers in einem großen Bauerngarten aufgespannt, in dem Mengen von Bohnenstroh aufgehäuft sind, ein vortreffliches Futter für unsere Tiere. Aber es ist so klein, daß höchstens zwei darin zugleich schlafen können. Wir werden abwechselnd schlummern und einer währenddem spazieren gehen müssen. Gott gnade uns, wenn es regnete.

Noch vor Dunkelheit machten wir einen Requisitionsgang durch das Dorf, bei dem wir zwei kleine jämmerliche Esel und auch ein paar Kummets und Stricke auftrieben.

Auf einem anscheinend völlig ausgestorbenen Hofe führte uns dabei die Wißbegierde, zu sehen, wie Chinesenhäuser eigentlich eingerichtet sind, in ein niedriges Gebäude, das wir für einen Stall hielten. Ein paar Stufen leiteten abwärts in ein halbdunkles Gemach, von dem noch eine mattenverhängte Thür weiterführte. Die Matte zurückschlagend, sehen wir einen zweiten kleinen, halbdunklen Raum, der angefüllt ist mit einem Dutzend chinesischer Weiber und

Kinder, die sich hierher verkrochen haben. Lautlos, regungslos, mit weit aufgerissenen Augen, wie angstgelähmte Hühner, sitzen sie da, ein jammervoller Anblick. Offenbar zweifeln die armen Kreaturen, die Gewohnheiten ihrer eigenen lieben Landsleute in ihren bürgerlichen Kriegen kennend, keinen Augenblick daran, daß ihnen jetzt das Schlimmste geschieht, was einer Frau geschehen kann.

Die Chinesin ist, was man bei uns zu Hause gewöhnlich nicht weiß, nicht selten auch für unsere Begriffe recht hübsch, und selbst in den unteren Klassen sieht man jene Feinheit der Lippen und Schmalheit der Hände, die das Zeichen einer alten Kulturrasse sind. So war auch hier unter diesen armseligen Bauernfrauen ein junges Weib mit einem Säugling auf dem Arm, die uns allen dreien das Zugeständnis einer überraschenden Schönheit abnötigte; ein groß geschnittenes, etwas hageres Antlitz, das, in diesen Momenten erstarrender Seelenangst wie zu Marmor versteinert, auffallend einer Madonna im höchsten Affekt des Leidens glich.

Es versteht sich von selbst, daß wir unsere ganze Gebärdensprache erschöpften, um die Unglücklichen zu beruhigen, allein das Entsetzen wich nicht aus ihren Gesichtern und folgte uns in den starren Blicken nach, als wir den Raum wieder verließen.

Jetzt, nachdem ich diese Notizen geschrieben, trete ich ins Freie und atme tief die schöne Luft. Die Wogen auch dieses aufgeregten Tages haben sich gelegt, alles ist wieder in Ordnung, denn der Koch hat uns, unbegreiflich woher, eine vortreffliche Suppe serviert, nachher haben wir, wie bemerkt, einen vortrefflichen Punsch gehabt, die Tiere haben reichlich gefressen und rascheln jetzt am Zaun, an dem sie angebunden sind. Unsere Leute wie meine Freunde schlummern. Ringsum aber in der schönen klaren Oktobernacht wallen die rot beleuchteten Rauchsäulen der Lagerfeuer gegen den Himmel, und ihr Wiederschein läßt die Spitze unseres zwischen dem Bohnenstroh emporragenden Fujiyama phantastisch erglühen.

Morgen, das ist das Lagergespräch gewesen, sollen wir in die Gegend der Boxer kommen!

Tangörrhpuh, den 13. Oktober.

Der heutige Tag ließ sich schon besser an; der Marsch ging glatter, etwas mehr Kraftgefühl und Selbstvertrauen als gestern erwächst in den Gemütern, etwas mehr Kriegsromantik erfüllt sie. Noch ist kein Gegner gefunden worden, aber alles glüht vor Erwartung, demnächst auf Boxer zu stoßen; die Anzeichen ihrer Nähe mehren sich.

Für uns begann der Tag freilich zunächst wenig rosig. Als nach eisig kalter Nacht der Trompeten-Weckruf durch das Lager erscholl und wir noch bei glitzerndem Sternenschein unsere Tiere wieder anschirrten, war der eine der beiden gestern eroberten Esel in der Nacht gestohlen, und zwar, wie ich vermute, unter gütiger Mitwirkung unserer Herren Boys und Kulis, in deren Mitte ich schon gestern abend, als sie zum „Tschau-tschau", d. h. zu ihrer Mahlzeit, im Kreis um ein Feuerchen herumhockten, mit Mißvergnügen ein fremdes, lebhaft gestikulierendes Individuum hatte sitzen sehen. Der andere Esel aber, ein elendes Tierchen, fiel um und verreckte in dem Moment, wo er anziehen sollte; wir mußten ihn liegen lassen und mit unseren überpackten Karren und angestrengten Tieren leider gerade so wie gestern loswandern.

Aber es war ja heute der Tag der Requisitionen. Was an Zugtier- und Karrenmaterial in den von unserem Marsch berührten Dörfern aufzutreiben war, durfte mitgehen geheißen werden.

Da die Italiener die Avantgarde unserer 4 bis 5 Kilometer langen Truppenschlange bildeten, so mehrte sich bei ihnen im Laufe dieses Tages ganz auffallend die Zahl der schönen, stattlichen, dunklen Maultiere und Maulesel, die der Chinese trefflich zu ziehen weiß. Für die deutsche Truppe blieben meist nur die hier sehr kleinen Esel übrig. Nach verschiedenen Richtungen wurden deshalb kleine Requisitions-Detachements in die weitere Umgebung entsendet. In Anbetracht, daß die Straße gut und fest war und wenigstens unser Sielenzeug heute besser als gestern hielt, glaubten wir, unsere Bagage für einige Zeit der Führung des Nummer-eins-Boys überlassen zu dürfen. W. schloß sich einer kleinen Offizierspatrouille zu einem

Requisitionsritt an, von dem er erst spät abends halbtot, aber doch im Besitz eines Esels, im Quartier wieder zu uns stieß. Z. und ich machten uns auf eigene Faust auf die Suche, begleitet von unserem Nummer-eins-Mafu.

Drei Kilometer abseits von der Marschstraße sahen wir ein Dorf liegen, auf das wir zunächst querfeldein im Carriere zuritten, damit die Bauern nicht Zeit gewinnen sollten, ihre Tiere in Sicherheit zu bringen.

Ich hätte nie erwartet, daß mir noch in solchen Lebensjahren eine derartige Verwirklichung der höchsten Ideale der Quartanerzeit beschieden sein sollte: veritable Pferdejagd, wie in der schönsten Indianergeschichte, Dahinsprengen mit gespanntem Revolver durch feindliche Dorfstraßen, Chinesen an ihrem Zopfe mitgeführt, romantisches Gefühl unbekannter Hinterhalte ringsum und endlich glorreiches Finden und Heimbringen der Beute. Herz, was willst du mehr? Und nie hätte ich mir träumen lassen, daß in meinem längst so wohltemperierten Staatsbürger- und Steuerzahlerherzen noch ein solcher Fonds von Vergnügen daran vergraben gewesen. Goethe, der menschlichste aller Menschen, hat einmal irgendwo gesagt, er fühle den Keim zu jedem Bösen in sich. Sicher hat er damit nur etwas ausgesprochen, was allen Menschen gemeinsam ist.

Das Dorf nun war trotz unserer Eile bereits geleert, wir fanden nirgends mehr Vieh in den Ställen, rings um uns nur gestikulierende Chinesen, die andeuteten, daß sie nicht die geringste Ahnung hätten, wo die Tiere hingekommen sein könnten. Natürlich blieb nichts weiter übrig, als sich einen der Leute vorzunehmen und ihn unter haarsträubenden Gebärden, auf die sich namentlich Z. ausgezeichnet verstand, soweit einzuschüchtern, daß er sich endlich entschloß, sich zu erinnern. Weiter ging's, zur anderen Seite des Dorfes hinaus, von neuem über Ackerfelder auf ein fernes Wäldchen zu.

Der ruhige Leser, der beim Kaffee diese und andere Geschichten liest, die ich ihm zu erzählen haben werde, da ich eben beabsichtige, die Dinge so zu schildern, wie sie wirklich waren, ist vielleicht tief

empört darüber, daß man friedliche Landleute derartig behandelt. Ich erwidere ihm erstens, daß die friedliche Bevölkerung dieser Dörfer, durch die wir ziehen, genau dieselbe ist, die vor wenigen Monaten jene Schar von 30—40 europäischen Eisenbahnangestellten und ihren Frauen, die sich von Pautingfu nach Tientsin flüchteten, auf so grauenvolle Weise gehetzt und verfolgt hat.*)

Zweitens, daß dem in Rede stehenden Herrn außer der Angst nicht das geringste Leid geschah. Und drittens, daß man sich im Felde eben nicht den Luxus sanfter Gefühle gönnen kann wie daheim beim Kaffee. Wir mußten dafür sorgen, daß wir eine gute Bespannung bekamen, sonst blieben wir eben eines schönen Augenblicks auf der Straße liegen.

Jenseits des Chinesendorfs dehnte sich wieder eine weite Ackerflur aus, in der Ferne begrenzt von einem grünen Waldrande.

Links, unweit des Fußpfades, auf dem uns der neben uns hertrottende Chinese führte, stand inmitten dürren Gestrüpps ein kleiner kapellenartiger Bau, um den herum eine ganze Anzahl spitzer, roter Fähnchen an kurzen, in den Boden gesteckten Stangen flatterte.

*) Ich erfuhr die Einzelheiten dieses ungewöhnlich schrecklichen Abenteuers aus dem Munde eines der heldenmütigen Führer des Rückzugs, des schweizerischen Ingenieurs Herrn Tallert. Die kleine Gesellschaft verließ unter dem angeblichen Geleit des chinesischen Eisenbahndirektors Sun am 29. Mai mit elf Dschunken die Stadt, um auf dem Tschungtingho nach Tientsin zu reisen. Am nächsten Tage verabschiedete sich der wackere Chinese mit der treuherzigen Versicherung, nun sei alle Gefahr vorüber, die Reisenden könnten unter der Bedeckung der chinesischen Soldaten, von denen er jedem Boot zwei mitgäbe, ohne Sorge weiterfahren. Schon am nächsten Morgen aber — die Europäer lagen noch schlummernd auf ihren Lagern — wurden sie von einem heftigen Gewehrfeuer geweckt, das auf die Dschunken gerichtet war. Aufspringend sahen sie, daß alle chinesischen Diener, Bootsleute, Dolmetscher und auch die Soldaten entlaufen waren, ja, daß die letzteren sich auf die Seite der Angreifer geschlagen hatten und mitfeuerten. In wilder Hast stürzten Männer und Frauen, so wie sie aufgestanden, aus den gefährdeten Booten ans Land; die Männer, von denen die Mehrzahl mit Mausergewehren und je 150 Patronen versehen waren, erwiderten das Feuer, und die kleine Schaar schlug sich nach halbstündigem Kampf an den verschanzten Chinesen vorüber soweit durch, daß sie außer Schußweite war. Vier wurden dabei leicht, neun schwer verwundet. Vier andere, darunter eine Dame, gerieten in eine andere Richtung, sie konnten nicht mehr

Hm, hm! Waren das Boxerflaggen? Das Auge umwanderte prüfend den Horizont; von unserer Truppe war längst nicht das Geringste mehr zu sehen. War es nicht eigentlich ein bißchen leichtsinnig, alter Freund, hier so in die Welt hineinzureiten? Der Wald dort, auf den uns der Chinese direkt zuleitete, konnte den allerschönsten Hinterhalt für ungezählte Boxermassen abgeben! —

Ich weiß nicht, ob mein Genosse ähnliche Gedanken bei sich bewegte, jedenfalls ausgesprochen hat er sie ebensowenig wie ich; gegenseitige Gêne ist, wie jeder weiß, ein mächtiger Grund zur Tapferkeit. Keiner wagte den ersten Vorschlag zum Umkehren, und so tauchten wir denn in das Wäldchen hinein. Es scheint, der Chinese will uns entwischen, er schlägt sich seitwärts in die Büsche, Z. folgt ihm eilig nach mit dem Mafu. Ich selbst verliere beide aus dem Gesicht und arbeite mich einige Minuten durch das knackende Gezweig, bis ich plötzlich hinter den Bäumen ein Geräusch höre und ein paar graue Gestalten wahrnehme. Was ist dort?

Hinzudringend, sehe ich zwei prachtvolle, große, graue Esel

---

erreicht werden und sind später schrecklich ermordet wiedergefunden worden. Die übrige Gesellschaft, darunter fünf Damen, die nur ganz leicht bekleidet waren und von denen die eine barfuß ging, sich überdies hoch in anderen Umständen befand und noch dazu von einem kleinen, vierjährigen Mädchen begleitet war, legte nun von hier an den Weg bis Tientsin ohne Führung, ohne Kompaß, ohne Karte, zu Fuß zurück. Diese entsetzliche Wanderung war eine fortgesetzte Kette verzweifelter Kämpfe und unerhörter Entbehrungen. Nicht nur wurden sie von allen Dörfern weggewiesen, jeder Bissen Nahrung ihnen mitleidslos verweigert, von Obdach in den Nächten ganz abgesehen, sondern Tag und Nacht hatten sie die Angriffe von vielen Hunderten wütender Boxer zu bestehen, die mit Säbeln und Lanzen, mit Flinten und selbst mit Kanonen sie umringten. Hinter Strohhaufen oder Chinesengräbern Deckung suchend, die wenigen Patronen aufs äußerste sparend, scheuchten sie durch wohlgezielte Salven immer wieder die feigen Haufen zurück. Die Kleider, das Schuhwerk gingen in Fetzen, mit bloßen Füßen wanderte man querfeldein über die gepflügten Ackerfurchen. Kranke und Schwache mußten getragen werden. Die Frauen hielten sich dabei besser als einige Männer, die moralisch und physisch vollkommen versagten. Zwei haben sich aus Verzweiflung selbst erschossen, einer wurde geistig gestört. Um jede Pfütze schmutzigen Wassers, zu der man sich oft erst den Zugang erkämpfen mußte, drängte sich leidenschaftlich die verdurstende Schar, in Sümpfe mußten sie sich flüchten, um dort frostzitternd zu übernachten, kurz im Zustande höchsten körperlichen und seelischen Leidens langten sie endlich am 2. Juni im Europäerviertel von Tientsin an.

an den Bäumen angebunden stehen; sonst ist niemand zu erblicken. Im selben Augenblick höre ich auch einen Triumphruf aus der Nachbarschaft. Z. hat sogar ein Pferd entdeckt, einen dicken, strammen Schimmel. Im Nu sind die Tiere losgebunden, unser Mafu und der Chinese führen sie unter unserer Bedeckung zum Dorfe zurück. Hier wird noch ein weiterer Chinese als Treiber requiriert, und in einer halben Stunde etwa sind die letzten Wagen des Marschzuges wieder



Unsere Ponies.

erreicht. Die Presse wird nunmehr ihren Troß fürstlich bespannen; sie wird ein leuchtendes Vorbild für die gesamte Bagage abgeben, wie gefahren werden muß!

Vorläufig kam es freilich noch anders. Zunächst begegnen wir dem Oberleutnant Leonhardi, dem Bagageführer, in Verzweiflung, einer seiner Karren sitzt hoffnungslos in einem Graben fest. Stolz greift daher die Presse der Militärverwaltung mit zwei Eseln unter die Arme und reitet mit ihrem erhebenden Bewußtsein und ihrem einen Gaul weiter vorwärts.

Ein banges Vorgefühl — es giebt Ahnungen — überfällt sie aber plötzlich; was mag aus den Karren unter der Obhut des „Nömbelwon“ geworden sein?

Die Marschschlange taucht in ein Dorf mit enger, ausgefahrener Straße, in der die Wagen nur schwierig vorwärts kommen. Jetzt sehen wir in einiger Entfernung an einer Ecke eine Stauung, hören Geschrei und Flüche — wir stürmen darauf zu: richtig! da liegt unser Karren, einfach umgeschmissen, mitten in der Dorfstraße, und die ganze hochaufgepackte Bagage: Kisten, Kasten, Säcke u. s. w. über den Weg verstreut, die schmale Passage völlig sperrend.

Jedermann wird nervös auf einem solchen Marsch und wartet nur auf Gelegenheiten zum Fluchen; keine aber wird lieber ergriffen, als wenn beim Gespann des Vordermanns etwas nicht in Ordnung ist; das hebt das eigene Bewußtsein erstaunlich. Man kann sich denken, was bei dieser Wegsperre von seiten der Soldaten über unsere unglücklichen Chinesen hereinhagelte, die, wie immer in solchen Momenten, völlig rat- und direktionslos hin und her rennen und schreien. Neugierige Dorfbewohner sehen müßig dem Schauspiel zu.

Wir sind im Nu von unseren Pferden, in wenigen Minuten ist unter freundlicher, wenn auch nicht ganz freiwilliger Mitwirkung jener Dorfbewohner zunächst der Weg frei gemacht, dann wird der Karren wieder aufgerichtet — Gott sei Dank, er ist noch ganz — die Sachen werden wieder aufgebunden, ein benachbarter Hof liefert ein zweites Kummet und, mit Hilfe unseres neuen Gauls doppelt bespannt, rollt unser Gefährt endlich weiter. Wo derweil das andere hingeraten ist, mag Gott wissen.

Es ist nicht ohne Sinn, daß ich auf diese an sich so unwesentlichen Ereignisse so nahe eingegangen bin, denn ähnlicher Art waren thatsächlich die wichtigsten Vorkommnisse dieser ganzen ersten Kampagne-Tage.

Ich möchte fast glauben, in einer Art Reaktion dagegen, in dem dringenden Wunsch aller, nun doch endlich einmal etwas zu erleben, regt sich die Phantasie der Leute selbstthätig immer mehr auf. Alles brennt auf ein Zusammentreffen mit den Boxern. Heute haben wir wieder keine gesehen, morgen werden wir aber sicher

mit ihnen zusammentreffen; das ist heute abend die feste Überzeugung, und mancherlei Anzeichen unterstützen sie.

Wir durchziehen hier eine Gegend, die von der Kriegsfurie des Sommers unberührt geblieben. Es ist ganz erstaunlich, was für ein Unterschied gegen den Eindruck, den ich gelegentlich der Ankunft vor Taku und der Fahrt nach Tientsin schilderte. Das ist ja alles reich, blühend, eine Fülle von sauberen Dörfern ringsum, die entschieden wohlhabend aussehen!

Wir biwakieren diese Nacht glücklicherweise nicht wieder im Freien, sondern in den weitzerstreuten Höfen und Häusern des großen, von den Einwohnern fast völlig verlassenen Fleckens Tangörrhpuh, denn wir haben entdeckt, daß die Chinesenwohnungen nicht entfernt so unbehaglich sind, wie die Voreingenommenheit glaubte. Wenn man die nur mit weichem Papier verklebten Gitterfenster durchlöchert, sodaß eine halbe Stunde die Luft ordentlich durchstreichen kann, so ist der unsympathische Geruch fast immer fort, und läßt man dann die „Kangs“, die großen, heizbaren Steinbetten, die in jedem Wohnzimmer stehen, sauber abfegen und Matten darüber breiten, so kann man ohne Unbehagen seinen Schlafsack darauf ausbreiten. Die Oktobernächte lassen bereits selbst ein Chinesendach als eine große Annehmlichkeit erscheinen.

Es war daher ein buntes, lustiges Treiben heute abend in den verschiedenen Kompagnie-Quartieren; mit ingeniöser Erfindungsgabe und oft phantastischem Humor hatten sich die verschiedenen Offiziersstäbe aus chinesischen Zimmern und Mobilien ihre Messen eingerichtet, und bei Rotspohn oder dampfenden Getränken — noch haben wir's ja dazu — werden aufregende Geschichten ausgetauscht. Massenhaft sind nämlich in den einzelnen Häusern Boxerwaffen gefunden worden, Säbel, Lanzen, Pistolen mit roten Bändern und, was vor allem wichtig, Mengen von Gewehrpatronen modernster Konstruktion, die meist nur flüchtig unter Matten versteckt waren. Die Sachen müssen ganz eilig dort zurückgelassen sein; vielleicht stecken die Boxer in der Nachbarschaft und planen

einen nächtlichen Angriff — so zwischen drei und fünf Uhr etwa, wo der Mensch am tiefsten schläft und, erweckt, am widerstandslosesten ist; es soll, wie Kenner unter uns wissen wollen, das ihre Art sein. Man verhehlt sich nicht, daß in einem solchen Falle unsere heutige zersplitterte Verteilung in den labyrinthischen Chinesenhöfen nicht ohne große Bedenklichkeiten ist.

Den Leuten teilt sich natürlich diese Aufregung auch mit. Sie sitzen um die Kochfeuer, erzählen sich Schauergeschichten und bewegen sich nicht gern aus dem Lichtschein ins Dunkle.

Patschou, den 14. Oktober.

Heute Nacht sind wieder keine Boxer gekommen. Die Stimmung schlägt um, man lacht und schimpft: „Was ist denn das für eine Kriegs-Expedition? Eine Sonntags-Nachmittags-Landpartie ist es!“ So tönt es hier und tönt es dort, in allen möglichen Variationen.

Ich kümmere mich nicht viel darum, ich finde, daß ich alle Ursache habe, dem Geschick dankbar zu sein. Ist es nicht ein wundervolles Reiten in dieser goldenen Oktoberklarheit, in dieser reinen starken Luft, die meine Brust mit Entzücken atmet? Und welch ein gesegnetes Land ist diese chinesische Ebene, so ganz anders, als man nach allen Schilderungen gedacht! In ungezählten Jahrtausenden haben Ströme und Winde den fruchtbaren gelben Staub von den Gebirgen des Ostens zu Thal getragen und mit ihm das Meer zugeschüttet, das einst hier seine Wellen schlug. Jetzt dehnt sich nun die große Ebene von Petschili (Abb. S. 146) an seiner Stelle, für das Auge noch immer flach und grenzenlos wie das ehemalige Meer, und unerschöpfliche Fruchtbarkeit, wie sie auf der Erde selten vorkommt, scheint der glücklich zusammengesetzte Boden*) zu bergen.

*) Diesen ersten Eindruck habe ich etwas zu korrigieren. Nicht durchweg ist die natürliche Fruchtbarkeit der „großen Ebene“ so bedeutend; es finden sich auch sandige Ödstrecken dazwischen, und immer bedarf sie doch einer sehr sorgfältigen Bebauung, um die auf ihr lebenden Menschenmassen ernähren zu können. An sich ist die Fruchtbarkeit des Bodens z. B. in Delta bei Schanghai wohl größer.

In launischen Schlangenwindungen zieht sich die Landstraße, in der Spurbreite eines Karrens und gegenwärtig trocken und hart wie eine Tenne, zwischen endlosen Kornfeldern hindurch. Stunden und Stunden reiten wir nur durch Kauliangfelder, wo die schwere Ernte auf dem Halme steht. Das Kauliang — der Leser wird diesen Namen vielfach in den Schilderungen der Gefechte um Tientsin und Peking gefunden haben — ist eine riesenhafte Hirseart,



Die große Ebene.

deren dunkelbraune, den Blütenwedeln unseres Schilfrohrs ähnliche Fruchtbüschel auf mächtigen, drei, vier Meter und darüber hohen Rohrhalmen sitzen. Selbst eine Reiterschar taucht darin vollkommen unter, wie Pharao im Roten Meer. Wer nur einmal diese Kauliangfelder gesehen hat, die sich über Quadratmeilen hinziehen, der erkennt sofort, daß sie sowohl für die Flucht Verfolgter, wie für den Angriff aus dem Versteck auf eine, notwendigerweise in langer Linie dahinmarschierende, Truppe die vorzüglichsten Chancen abgeben. Man versteht nach diesem Anblick noch besser, weshalb der Entsatz von Peking so schwer gewesen ist.

Mit dem Kauliang wechselt am häufigsten der Mais, doch

tritt er gegen ihn zurück. An anderen Stellen sieht man schon wieder Winter-Neusaat, und zwar nötigt es immer zum größten Staunen, mit welch einer ungemeinen Sorgfalt und Sauberkeit die Ackerfurche gezogen und die Saat eingesetzt ist, so daß sie in langen parallelen, saftgrünen Linien wie ein gerippter Teppich über dem dunklen Felde liegt. Jedes, auch das kleinste Fleckchen Erde neben dem schmalen Wege wird benutzt, und kann das Auge irgendwo in die Ferne schweifen, dann sieht es auf den gesamten Bereich des Blickes hinaus das Land mit der gleichen Akkuratesse bestellt. Und alles in großem Stil, auf ungeheure Strecken hinaus gleichartig, als herrsche hier neben der chinesischen Intensität des Bodenbaues zugleich amerikanischer Großgrundbetrieb. Um diesen handelt es sich jedoch jedenfalls nicht, sonst würden die Dorfhäuser nicht so verschiedene Abstufungen des Privatwohlstandes anzeigen. Ich nehme an, daß die Dorfgemeinschaften, seit viel älterer Zeit als wir daheim an dieselbe Scholle gewurzelt und an Ordnung und geregeltes Herkommen gewöhnt, ihre zugehörigen Felder unter gemeinschaftlichen Gesichtspunkten zu bewirtschaften gelernt haben.

Ganz fabelhaft ist diese Menge der Dörfer. Bei einem freien Rundblick kann man immer ihrer fünfzehn bis zwanzig rings am Horizont herum liegen sehen, der Ort eines jeden kenntlich dadurch, daß seine Häuser sich in den Schatten hoher, grüner Bäume, meist schön entwickelter Weiden, oft auch Pappeln, bergen. Da Bäume auf freiem Felde sehr selten sind, so erscheinen diese Dörfer auf der Ebene wie Inseln auf der Meeresfläche. Oft ist es nur wenige Minuten von einem Dorf zum anderen, und alle, auch die kleineren unter ihnen, sind von vielen Hunderten von Menschen bewohnt. Die chinesische Ebene wird sichtlich mit Recht als einer der dichtest bevölkerten Teile der Erdoberfläche angesehen.

Dabei tritt einem diese Dichte aber nirgendwo so unangenehm entgegen wie in manchem unserer Industriebezirke. Die Ortschaften sind sauber, oft mit anmutigen, baumumschatteten Dorfteichen ausgestattet. In keinem fehlt eine größere Anzahl stattlicher Bauernhäuser mit soliden Mauern, die von hübsch geschmückten Simsen

gekrönt sind. Überall haben wir einen Überfluß an Futter gefunden; Haufen von goldkörnigem Mais waren auf dem festgestampften Lehmboden der unter offenem Himmel gelegenen Dreschtennen aufgeschüttet, Weizen, Kauliang, Gerste erfüllten die aus zusammengefügten Matten hergestellten, faßartigen Behälter in den Scheunen und Ställen; die stattlichen Karren und Reisewagen, die wir in den Remisen trafen, die Möbel und Bilder in den Wohnzimmern u. s. w., alles wies darauf hin, daß ein gewisser mittlerer Wohlstand in diesen Gegenden sehr weit und gleichmäßig verbreitet ist.

In dem Dorfe des gestrigen Quartiers hatte man, in einem anscheinend amtlichen Lokal, eine so ungeheure Masse jener in der Mitte durchlöcherten chinesischen Kleinmünze, des Käsch, aufgehäuft gefunden, daß man ihren Wert auf 10 000 Dollars schätzte. Man nahm an, daß es zur Ablieferung bereite Steuern seien. Wenn man bedenkt, daß von diesen gewöhnlichen Käschs, die größer als ein Fünfzigpfennigstück sind, circa 1000 auf einen Dollar gehen, so kann man sich vorstellen, welch einen Haufen und welch eine Last eine solche Summe bedeutet, und es begreifen, daß der Kommandierende, nach mancher Hin- und Widerüberlegung, schließlich entschied, das Geld liegen zu lassen.

Eine andere große Ortschaft mit ungemein sauberen und stattlichen Häusern, die wir heute passierten, bat, sich durch eine einmalige Geldzahlung von der Requisition und der wohl befürchteten Plünderung loskaufen zu dürfen, und ihre Behörden brachten in überraschend kurzer Zeit die geforderte Summe zusammen, deren Betrag ich vergessen habe genauer festzustellen; nach dem wohl etwas phantastischen Marschgespräch sollte sie 15 000 Taels betragen haben. Wahrlich, das große Massenelend, von dem alle Reisebeschreibungen Chinas so voll sind, herrscht in diesen Gegenden nicht!

Ich ritt in ähnlichen Gedanken und Beobachtungen gemächlich neben unserer Bagage, also nahe dem Ende des Marschzuges, dahin. Nach der gestrigen Erfahrung wagten wir drei nicht wieder, unsere Leute sich selbst zu überlassen; einer sollte wenigstens immer

dabei bleiben, während die anderen an der Spitze des Zuges den erhofften Ereignissen entgegensahen. Mir war heute diese Aufgabe zugefallen.

Plötzlich stockt der Marsch, soweit das Auge reicht. Ordonnanzen sprengen hin und her: offenbar ereignet sich etwas vor uns!

Von Mund zu Mund fliegt die Kunde heran, die Stadt Patschou, die wir heute erreichen sollen, und vor deren Mauern unsere Avantgarde angelangt sei, werde von 6000 Boxern besetzt gehalten; die Artillerie habe den Befehl, vor die Truppe zu rücken, es gehe los!

Also endlich, wirklich! Gespannteste Erregung macht allenthalben der Mißstimmung Platz. Ich reite auf einen nicht weit entfernt liegenden, ein wenig erhöhten Punkt zu, der eine freie Umschau gewährt. In der Entfernung von etwa einer deutschen Meile zieht sich am Horizont eine lange, lange, ganz gerade Linie hin, in der das Glas die dunkle Wand und die ausgezackten Zinnen einer Stadtmauer erkennt. Das ist Patschou, und eine mit einem Dach versehene Aufragung in der Mitte der krenelierten Linie ist offenbar das Eingangsthor.

Jede chinesische Stadt ist mit einer Mauer umgeben, die je nach der Bedeutung der Stadt mehr oder minder mächtig ist. Patschou ist ein „tschou", also schon eine Stadt zweiten Ranges,*) ein Ort von erheblicher Bedeutung.

Das Schema der Anlage ist aber fast immer das gleiche, ob die Stadt groß oder klein ist. Die Umwallung ist möglichst rechteckig, mit den Seiten (nicht den Ecken) nach den Himmelsrichtungen

*) Der eigentliche Name ist nur Pa, das „tschou" ist Rangbezeichnung. Man unterscheidet in ganz China, von eingehenderen Abstufungen abgesehen, durch Benennung drei verschiedene Grade von Städten, je nachdem sie der Sitz eines höheren oder niedrigeren Verwaltungsbeamten sind: Die „fu" (wie Pautingfu), die "tschou" (wie Patschou), die „hsiën" (wie Yungtschönghsiën). Die „fu" entsprechen etwa unseren Regierungsbezirks-, die „hsiön" unseren Kreisstädten; für die „tschou"-Klasse fehlt ein exakter Vergleich. Unter den „fu", deren jede Provinz mehrere hat, ist eine die Provinzialhauptstadt und erhält den Zusatz „schöng".. So Pautingfu-(schöng) für Petschili. Dieser Zusatz scheint aber für den mündlichen Gebrauch nicht so unentbehrlich, wie die erstgenannten. Gehört habe ich ihn nie.

orientiert. An den Spitzen des Rechteckes liegen gewöhnlich stärker vorspringende Bastionen, die mit pavillonartigen Aufbauten geschmückt sind. In der Mitte der Längsseiten befinden sich die Thore, jedes hervorgehoben durch ein oft in mehreren Etagen emporsteigendes Gebäude mit geschweiftem Dache oben auf der Mauer.

Der erste Anblick einer größeren Stadt aus der Ferne hat deshalb entschieden stets etwas Würdiges, oft Imposantes. So war auch hier diese lange, dunkle, wehrhafte Linie mit dem ragenden Thorbau in der Ferne, die unserem Vormarsch Trotz bot, ein eindrucksvolles, die Phantasie nicht wenig anregendes Bild.

Angesichts dessen bei den Karren zu bleiben, konnte mir niemand zumuten. Nachdem ich dem Boy und den Mafus mit allen Schrecken der Hölle gedroht, wenn sie nicht aufpaßten, ritt ich den langen Zug hinauf der Mauer zu, die immer bedeutsamer vor mir aufwuchs.

Jetzt aber, was sehe ich? Auf dem Thore flattert ein Wimpel. Ich nehme das Glas zur Hand — es ist die deutsche Fahne! Sollte schon wieder einmal alles vorüber sein?

Rasch galoppiere ich vollends zum Stadtthor, und siehe, schon reitet mir daraus unser General mit Gefolge, bereits wieder herauskommend, entgegen. Ich erfahre folgendes:

Von Boxern auf den Wällen Patschous ist keine Rede. Dagegen ist die Stadt von regulären kaiserlichen Truppen besetzt gewesen, etwa 2000 Mann unter dem Befehl des Generals Fang. General von Ketteler hatte, sobald die Avantgarde die Mauern erreichte, die Aufforderung hineingesendet, die Stadt sofort zu übergeben und von den Truppen zu räumen, und hatte sich während dieser Zeit wirklich zum Angriff bereit gemacht. Dazu kam es aber gar nicht; der chinesische General antwortete sogleich, daß er allen Wünschen entgegenkommen, den Platz in spätestens zwei Stunden geräumt haben und nach jeder beliebten Richtung abziehen würde. Es hat dann eine höfliche Begegnung zwischen den Befehlshabern stattgefunden, bei welcher der Chinese sein Erstaunen ausgedrückt haben soll, daß man ihn auch nur einen Augenblick für einen

Feind gehalten habe: er sei ja der berühmte General Fang, der gefürchtetste Feind der Boxer, von dem doch zweifellos schon die europäischen Zeitungen berichtet haben müßten. Wie ernsthaft es mit seiner Boxerfeindschaft sei, gehe schon aus den frisch abgeschnittenen Boxerköpfen hervor, die man an verschiedenen Stadtthoren hängen sehen könne.

Nachdem dann noch eine Art Paradebesichtigung der abziehenden chinesischen Truppen durch unsere Generalität stattgefunden, marschierte der berühmte General Fang von dannen, und unsere Truppen konnten ihr Nachtquartier in der eroberten Stadt Patschou aufschlagen.

Patschou, den 15. Oktober.

Wie dem sprungfertigen Löwen etwa, dem die erhoffte Beute zum so und sovielten Male im letzten Moment wieder entrissen wird, so war gestern unserer Schar zu Mut, als sich statt des erwarteten Kampfes plötzlich wieder einmal alles in Sanftmut, Frieden und Höflichkeit auflöste. Auch heute noch grollt dies Gefühl, besonders natürlich im jüngeren Offizierkorps, nach und entladet sich in den höhnischsten Bemerkungen über die „lächerliche Operette“ dieses Krieges, über die klägliche „Schlappheit“ der ganzen Wirtschaft hier in China, die, statt den Chinesen Respekt einzuflößen, uns nur zu Popanzen in ihren Augen mache u. s. w. Es sei schon ein vollkommen falsches Prinzip, daß man dies Land hier so friedfertig und leisetreterisch wie ein deutsches Manöverterrain durchzöge und nur noch vergäße, Flurschaden zu bezahlen. Solche Rücksichtnahme werde von den Chinesen ja doch lediglich als Schwäche ausgelegt. Wenn wir nun obenein, wie gestern, vor verschlossenen Thoren erst noch eine längere Zeit stillgestanden und unterhandelt hätten, statt sofort feindlich vorzugehen, zumal da nach chinesischen Begriffen das Unterlassen der Entgegensendung einer Empfangsdeputation schon allein eine Beleidigung in sich geschlossen hätte, so sei dies unverzeihlich. Was solle man aber gar dazu sagen, daß

man die chinesischen Truppen mit voller Bewaffnung habe abziehen lassen?

Mit grimmigem Behagen wurde es daher aufgenommen, als man erfuhr, der Fuchs sei durchaus nicht, wie man gestern übereingekommen, nach Südwesten abgezogen, sondern nach Nordwesten, also in das Gebiet hinein, das gerade von chinesischen Truppen gesäubert werden soll.

Ich gebe die Stimmungen zunächst ganz objektiv wieder, ohne auf die schwierige Frage einzugehen, wer denn hier eigentlich recht hat, die nach kriegerischen Thaten, nach schroffer Feindseligkeit gegen die offiziellen Persönlichkeiten, nach härterer Behandlung des Landes überhaupt verlangenden unteren Elemente oder die diesen Wünschen durchaus entgegentretende, jede Belästigung der niederen Bevölkerung verbietende und mit allen Regierungsbehörden überaus höflich verhandelnde Oberleitung.

Das proton pseudos, der logische Grundfehler, liegt wohl in diesem verrückten Zustand eines Krieges, der eben doch wieder kein Krieg sein soll.

Er liegt ferner in der wahrscheinlich ganz utopischen Idee, zwei Fliegen mit einer Klappe zu erlegen. Erstens möchte man nämlich den Chinesen zeigen: seht einmal, so ungeheuer stark sind wir, viel stärker als ihr; zweitens: seht einmal, so ungeheuer gesittet sind wir, viel besser als ihr (und — pst! daß es niemand aus unserem eigenen Munde hört — so viel besser als die anderen europäischen Nationen, die mit euch Krieg führen!).

Ich fürchte nur, wir schlagen auf diese Weise an allen beiden Fliegen vorbei!

Obwohl gestern die Aussicht, mit Boxern ins Handgemenge zu kommen, sich so rasch wieder in nichts aufgelöst hatte, so ist doch die Aufregung unter den Truppen nicht so schnell gewichen. Sie kommen allmählich zu der Überzeugung, daß diese Boxermassen, von denen noch vor kurzem das Land erfüllt gewesen sein muß, gar nicht etwa flüchtend vor uns herziehen, wie wir zuerst geglaubt,

sondern nichts anderes als eben die friedliche Landbevölkerung selbst sind, der wir fortdauernd begegnen, und die nur beim Herannahen der Truppen die Boxerabzeichen abgelegt und versteckt hat. Es ist ja nichts leichter als das.

So hieß es denn gestern, die Stadt und die Umgegend sei immer noch voll von verkappten Boxern. Thatsächlich wurde auch am Abend eine Anzahl Individuen abgefaßt, die aus dem Dunkel heraus auf außenstehende Wachtposten geknallt hatten. Drei davon wurden erwischt und sofort standrechtlich an einer Mauer erschossen. Infolgedessen hatten wir eine recht lebhafte Nacht. So tapfer unsere Leute bei klarem Tageslichte sind, im Nachtdunkel sind sie wie die Kinder, sie graulen sich, und die Posten schießen auf jedes verdächtige Geräusch in die Nacht hinein. Hierdurch entsteht die beinahe einzige ernsthafte Gefahr in diesem Kriegestanze, die in den Truppenlagern aller Nationen wiederkehrt und die schon in Tientsin eine große Rolle spielte, nämlich von den eigenen Wachtposten angeschossen zu werden.

Wer abends nach Sonnenuntergang noch einen Gang oder Ritt zu besorgen hat oder wohl gar um Mitternacht von einem Besuch in befreundetem Quartier zurückkommt, der muß sein Ohr sorglich gespannt halten, damit er die hastig hintereinander in irgend einer Sprache ausgestoßenen Werda-Rufe eines unsichtbaren Postens nicht überhört, denn unmittelbar danach kracht der Schuß.

Heute haben wir Ruhetag gehabt und damit Gelegenheit, die erste rechte Chinesenstadt, der wir begegnet sind, d. h. eine solche, die von europäischem Einfluß noch so gut wie gar nicht berührt worden ist, mit Muße und der Freiheit des augenblicklichen Herrn der Lage zu durchwandern, dem alles zugänglich ist, was in Friedenszeiten dem Reisenden sich nur selten öffnet.

Gleich das Eingangsbild war originalchinesisch genug. Rechts neben dem dunklen Bogen des Stadtthors hing, an seinem Zopf aufgehängt, der abgeschnittene Boxerkopf, den der General Fang als Zeichen seiner Loyalität ausgestellt hat. Die Fliegen krochen

um die Halswunden, die Augen und die Lippen, die nicht mehr verraten konnten, ob der unglückliche Eigentümer des Kopfes wirklich ein Boxer oder, was wahrscheinlicher, nur ein beliebiger Staatsgefangener gewesen, wie die Justiz in China, wenn Köpfe gebraucht werden, sie immer vorrätig hat. Das Eingangsthor in die Stadt ist doppelt, wie in Amoy; wir durchquerten zuerst noch einen umwallten Hof, dann den zweiten eigentlichen Eingang. Sandsäcke und herumliegende Balken verrieten, daß man wohl ursprünglich eine



Straße in Patschou. (S. 156)

Verrammelung der alten, mit rostigem Eisen beschlagenen Thorflügel vorgehabt hatte. In einem kleinen Wachthäuschen zur Seite befand sich eine Sammlung vorsintflutlicher Wallbüchsen mit Feuersteinschloß und von abenteuerlicher Größe und Schwere. Auf der Mauer selbst lagen verrostete Kanonenrohre allerältester Konstruktion, mit herumgeschmiedeten Reifen.

Die Mauer von Patschou ist ca. zehn Meter hoch, oben 2 Meter dick und auf große Strecken hin sehr gut erhalten. Es ist von großem Interesse, auf ihr entlang zu spazieren und auf die Landschaft außen und die Stadt innen hinabzuschauen. Ich bemerkte bereits, daß der äußere Anblick der Städte in Petschili

immer etwas Würdiges, zuweilen Bedeutendes habe. Das schulden diese Städte aber lediglich ihren Mauern; selten ragt, von einigen spitzen Pagoden abgesehen, eine Baulichkeit von innen über diese



Innenthor von Patschou. (S. 156)

heraus, und selbst die bedeutendsten Anlagen innerhalb der Stadt verschwinden an Imposantheit vollkommen gegen ihre Umwallung. Breit, ernst, trotzig liegt so ein viereckiges Kastell in der Ebene, dem Außenstehenden geheimnisvoll verbergend, was es in sich schließt.

In den Hauptstraßen des Innern sieht man Haus bei Haus die kleinen offenen chinesischen Kramläden; die Höfe der wohlhabenderen Bürger pflegen — das war etwas, was die Quartiermacher sehr bald herausfanden — in unansehnlichen Nebenstraßen zu liegen. (Abb. S. 154)

Die beiden Hauptstraßen, die von den gegenüberliegenden Thoren ausgehen, schneiden sich in der Mitte, doch verhindert ein innerer Thorbau im oder nahe dem Centrum der Stadt, daß man durch den ganzen Ort hindurch sehen kann, oder, was wohl die Hauptsache ist, daß die bösen Geister, die anscheinend sehr ungern Umwege machen, ungehindert durch die Stadt streichen. (Abb. S. 155)

Die großen offiziellen „Yamen" der Beamten, selbst der des obersten Regierungsvertreters, ragen vertikal ebensowenig hervor wie alles andere, sie suchen ihre Stattlichkeit einzig in der horizontalen Weitläufigkeit. Man erkennt sie an zwei hohen Flaggenmasten, die am Eingange stehen. Gegen die Straße abgeschlossen ist die Flucht der zum „Yamen" gehörigen Höfe in der Regel durch eine freistehende, getünchte Mauer, die auf der Innenseite das phantastische Bild eines riesigen, wunderlich geschuppten Drachen trägt. Zu beiden Seiten des Thoreingangs in den nächsten Hof sitzen hier wie immer zwei große Steinlöwen von grotesken Formen. Nun folgt Hof auf Hof und Eingang auf Eingang; es muß offenbar den Eindruck großer Feierlichkeit auf den Chinesen machen, wenn immer neue Vorplätze sich vor ihm aufthun, ehe er den großen Mandarin von Angesicht zu Angesicht sieht.

Schließlich ist der vornehmste Mandarin aber für Leute, die seine Stadt eroberten, doch zu haben. Ich saß am Vormittag des heutigen Tages in dem sehr einfach eingerichteten Empfangszimmer des Stadtpräfekten auf einem der schweren, steiflehnigen, geschnitzten Chinesenstühle, trank einen köstlichen Thee und hörte zu, wie der Dolmetscher Boos und der dazu abkommandierte Offizier, Oberleutnant Freiherr von Seckendorff, mit ihm über die Kontribution der Stadt verhandelten. Alles ging leise, höflich und ruhig, mit vielem verbindlichen chinesischen Lächeln und allerlei wirtlichen Auf-

merksamkeiten zu. Wir sollten offenbar dem Publikum als geehrte und befreundete Gäste der kaiserlichen Regierung hingestellt werden.

Mit dem lebhaftesten Vergnügen nahm es der Mandarin auf, als ich ihm den Vorschlag machte, ihn in dieser Thätigkeit zu photographieren. Er zog sich dann in seine inneren Gemächer zurück, sein Yamen blieb aber besetzt, da hier die Ochsen, Pferde, Maultiere, Lebensmittel aller Art bis zum Abend abgeliefert sein



Kontributions-Verhandlungen mit dem Mandarin in Patschou.

sollten. Chinesische Abgesandte liefen, mit einem offiziellen Passierschein in der Hand, in den Gassen umher, um die verlangten Dinge von den wohlhabenderen Einwohnern einzutreiben. (Abb. S. 158)

Im Laufe des Tages wurde übrigens nur ein recht kleiner Teil der festgesetzten Pferde, Ochsen und sonstiger Zugtiere und Nahrungsmittel abgeliefert, andererseits fand man aber im Hause des Mandarinen eine große Anzahl Gewehre allerneuester Konstruktion, Modell 88, nebst Massen von Patronen, Karabiner, modernste deutsche Armeerevolver und deutsche Kavalleriesäbel. Es wurde nun doch etwas herrenmäßiger gegen ihn aufgetreten als am Vor-

mittag. Vor allem wurden die Gewehre in seinem Hofe angesichts einer entsetzt um die Ecken und über die Mauern guckenden Volksmasse zerschlagen.

Am Vormittag, während wir noch im Yamen weilten, der Mandarin sich aber bereits zurückgezogen hatte, geschah es, daß ein paar deutsche Soldaten einen unserer japanischen Kulis mit den triumphierenden Worten: „Hier haben wir schon wieder einen!“ am Kragen herbeibrachten. Sie hatten ihn ertappt, wie er in Chinesenhäusern stahl. Ein paar Schmuckstücke, etwas Geld, eine silberne Tabakpfeife und dergleichen fielen aus seinen visitierten Taschen. Die Soldaten begleiteten das Zutagekommen dieser Dinge mit Ausdrücken derartig empörten Unwillens, daß sie kaum etwas Übertriebenes darin gesehen hätten, wenn Herr von Seckendorff den Übelthäter sofort hätte füsilieren lassen.

Schon am ersten Tage des Marsches nämlich hatten die japanischen Kulis neben ihren sonstigen Eigenschaften auch noch die der leidenschaftlichen Räuberei entwickelt. Als wir drei damals einen der Höfe nach Futter und Stricken durchsuchten, hörten wir einen dumpfen Lärm und Wimmern aus einem Hause. Hineintretend sehen wir ein paar der japanischen Kulis dabei, einige der Holzkisten, in denen die Chinesen ihre Kleidung und Kostbarkeiten aufzubewahren pflegen, gewaltsam zu zertrümmern und die Sachen daraus hervorzuzerren; heulend und flehend steht ein alter Chinese dabei. Empörung über die Frechheit ließ uns alle Rücksicht auf den Geldbeutel der deutschen Regierung vergessen, mit Stockhieben, die nichts an internationaler Deutlichkeit zu wünschen übrig ließen, wurden die Banditen hinausbefördert. Wir machten natürlich so-

Requisitions-Gang in Patschou. (S. 157)

gleich dem Generalmajor von Ketteler Meldung von unserer Handlungsweise. Dabei stellte es sich heraus, daß diese Erfahrung durchaus nicht die einzige gewesen war; die ganze Gesellschaft hatte sich sofort ins Dorf zerstreut, um zu plündern. Unser Verfahren wurde daher für ähnliche Fälle, ungeachtet des Kontrakts, zur allgemeinen Vorschrift erhoben.

So erhielt denn auch dieser hier ex officio seine Tracht Prügel — für die er sich nachher überschwenglich bedankte, denn er hatte geglaubt, daß es ihm ans Leben gehen würde —, und die gestohlenen Sachen wurden dem Eigentümer zurückgegeben.

Kaum hatten die Chinesen erfahren, daß sie derartig geschützt würden, so kam einer nach dem andern händeringend herbeigelaufen, um zu melden, daß bei ihm eingebrochen werde. Herr von Seckendorff eilte sofort in die betreffenden Häuser und fand — italienische Soldaten, die ganz in derselben Weise Kisten und Kasten erbrachen. Sie wurden festgestellt und von seiten des italienischen Kommandos, wie wir nachher erfuhren, streng bestraft.

Vielleicht sogar übermäßig streng, denn die Leute wußten offenbar kaum, daß sie ein so großes Unrecht begingen. Das gilt auch für unsere eigenen Soldaten. Es ist gar keine Frage, daß sie nur durch Androhung harter Ahndung vor Ähnlichem zurückgehalten worden sind. Der gewöhnliche Soldat sieht, daß Zugtiere und Lebensmittel dem Lande entnommen werden; es ist schwer für ihn, die Grenze zu begreifen, von wo ab dies „Entnehmen" mit einem Male anfangen soll, ein Unrecht zu werden. Dieselben Leute, die über die Räubereien der gemieteten Kulis aufrichtig sittlich entrüstet sind, verstehen innerlich eigentlich nicht recht, warum sie selbst nicht dasselbe thun dürfen. Ich sage dies ganz ohne Ironie, oder wenigstens ohne mehr Ironie, als bei jeder Betrachtung des „Allzumenschlichen" sich von selbst einstellt. In ihnen lebt noch jenes natürliche Gefühl eines starken Kriegerstammes, daß das Eigentum des Unterworfenen von Rechts wegen dem Sieger gehört. Wahrscheinlich wird diese Schwierigkeit in jedem Feldzuge hervortreten. Ganz besonders aber hier, wo der weiße Soldat sich Leuten

gegenübersieht, die er durchaus nicht für Menschen seinesgleichen hält. Die Chinesen sind ihm durchaus untergeordnete Wesen, von denen er in der Heimat nur immer und immer wieder gehört hat, daß sie ein feiges, tückisches, in der Übermacht scheußlich grausames Gesindel seien, das durch die Bank im letzten Sommer entsetzliche Blutthaten begangen hat und durch unseren Kriegszug bestraft werden soll.

Thatsächlich gelingt es ja der Oberleitung durchaus, ernstliche Übergriffe zu verhindern, aber es gehört die ganze Zügelanspannung der Disziplin dazu.

Kungchiamatoh, den 16. Oktober.

Bei glänzendem Oktobersonnenschein rückten wir heute früh aus Patschous Mauern wieder hinaus. Unser fast eine Meile langer Marschzug, der sich wie eine große Riesenschlange über die, in der jetzt passierten Gegend meist schon abgeernteten, Felder dahinwand, machte jetzt, dank den verflossenen Requisitionstagen, besonders dank



Unser Quartier im Tempel von Kungchiamatoh. (S. 167)

Patschou, einen erheblich stattlicheren Eindruck. Die vielen kleinen, wertlosen Esel waren fast alle verschwunden und durch schöne Maultiere und Pferde ersetzt worden, die Anzahl der Karren und ihre Qualität so verbessert, daß es jetzt auf den harten, thonigen Straßen ein Vergnügen war, vorwärts zu kommen.

Die großen australischen Reitpferde, welche die Regierung den höheren Offizieren geliefert hat, haben sich auch besser an Klima und Nahrung gewöhnt. In den ersten Tagen fielen verschiedene von ihnen an Kolik. Jetzt geht es, und es zeigt sich, was für schöne Tiere sie sind.

Auch unsere Karawane ist nun genügend vervollständigt worden. Wir haben jetzt vier Karren, auf die das Gepäck verteilt werden kann, und gute Bespannung. So konnten wir ein paar prachtvolle schwarze Maultiere in Patschou um wenige Dollars von den Italienern kaufen. Ich selbst besitze als Geschenk eines befreundeten Offiziers ein ganz prächtiges, silbergraues Pony, ausgezeichnet gehalten, mit feinen, zierlichen Gliedmaßen und langem seidigen Schwanz, das mir große Freude macht. Unsere Boys, die jetzt fahren, unsere Mafus, die reiten dürfen, sind mit ihrem Lose sichtlich zufrieden und machen sich immer besser. Sie halten gegenüber ihren Landsleuten durchaus zu uns und verraten gelegentlich diesen gegenüber eine Art Herrengefühl, als ob sie nicht deren, sondern unserer Nation sich zurechneten. Das Plus an Kulis, das die Vermehrung des Materials für uns nötig macht, beschafft unser Hauptboy auf eine uns unerklärliche Weise. Ich glaube, er heißt die Leute immer ein paar Orte weit mitgehen und wechselt sie dann. Manche bleiben aber auch; wir lernen allmählich ihre Gesichter und ihre verschiedenen Charaktereigenschaften kennen. Lohn bekommen sie nicht, wenigstens verlangt der Boy nie solchen von uns, nur täglich einige wenige Käsch, für die sich die ganze Gesellschaft in den Dörfern Reis oder kleine Kuchen kauft. Unweit der Thore von Patschou sahen wir heute morgen plötzlich unsern Nummer-Zwei-Boy — einen fixen, in seiner Sauberkeit beinahe koketten Jungen, der immer seine Schuhsohlen weiß und seinen Zopf schön

geflochten hält — mit einem Satz vom Wagen springen und querfeldein rennen. In wenigen Sekunden kommt er zum hellen Gelächter des Zuges wieder zurück, einen großen Chinesen am Zopf nach sich schleifend. Es war einer der Kulis, der hatte durchbrennen wollen. Ein famoser Bengel ist auch unser zweiter Mafu: schlank gewachsen, ein hübscher Kerl und guter Reiter, der vor allem ausgezeichnet mit den eigentümlichen Launen und Gewohnheiten der chinesischen Tiere Bescheid weiß. Wenn irgendwo aus der Marschkolonne ein Gaul unterwegs entspringt, versteht er ihn mit den richtigen chinesischen Listen wieder einzufangen, und beim Quartiermachen abends ist er mit seiner Findigkeit für uns ganz unentbehrlich.

Von neuem erfaßte während des Marsches uns Staunen über den Fleiß und die hohe Kunst der Bodenbebauung hier zu Lande.

Unter den vielen, vielen unklaren Vorstellungen daheim ist eine der hauptsächlichsten die, daß wir mit unserem gegenwärtigen Auftreten in China eine ideale Mission erfüllten, indem wir den zurückgebliebenen armen Chinesen die Augen für die Segnungen unserer höheren Kultur öffneten. Ja, ist denn das so? Und vor allem, haben wir denn überhaupt in allen Stücken eine solche kulturelle Überlegenheit? Wenn ich nur die Agrikultur Chinas ansehe, wird mir doch vor unserer Gottähnlichkeit bange. Es scheint mir im Gegenteil gar keine Frage, daß, wenn es möglich wäre, einige Teile des Gebietes deutschen Bauern zuzuweisen, damit in den betreffenden Landesteilen eine Verschlechterung der Bodenverwertung eintreten würde. Wir haben nicht entfernt den Fleiß und die raffinierte Accuratesse des chinesischen Landmannes.

Ich kann mir ferner nicht verhehlen, daß die Dörfer hier durchweg civilisierter aussehen als die bäuerlichen Ansiedelungen sehr großer Teile Deutschlands, und ich meine damit gar nicht allein die polnische Grenze oder die Kassubei; auch die Mark Brandenburg nehme ich nicht aus. Mit wachsendem Erstaunen gestand einer dem andern, daß wir eigentlich alle aus den Reisebeschreibungen daheim eine ganz falsche Vorstellung von China be-

kommen hatten. Die Mehrzahl dieser Schilderungen, die ja allerdings zum größten Teil nur die großen Städte der Küste und die Kuli-Misere in diesen vor Augen haben, sind voll von Klagen über grausiges Elend, unerträglichen Schmutz und Gestank. Uns bestätigte demgegenüber jeder folgende Tag den bereits erwähnten Eindruck, daß hier in der großen Ebene von Petschili ein gewisser mittlerer Wohlstand ungemein weit verbreitet ist; ein Wohlstand wenigstens bis zu dem Grade, daß große Bevölkerungsschichten Sinn und Mittel für Sauberkeit und sogar geschmackvollen Zierat haben.

Bei uns auf dem Lande ist das Centrum eines Gutshofes gewöhnlich der Misthaufen, verbunden mit Jauchengrube. Um diese mehr nützliche als schöne Einrichtung gruppieren sich in der Regel Wohnhaus, Ställe und Scheunen. Anders hier. Der große Misthaufen vor allen Dingen fehlt. Eine Dunggrube pflegt da zu sein, aber sie liegt meist etwas abseits in einer Ecke, oder auf einem Nebenhof, und ist immer sorgfältig ausgemauert und mit einer Mauerbrüstung rings umfriedigt, so daß man von außen ihre Bestimmung gar nicht erkennt. Der Haupthof, um den die Vorratsräume angeordnet sind, ist meist tadellos sauber gehalten, oft ganz aus tennenartig glatt gestampfter Erde hergestellt. Die Wohnräume liegen bei einigermaßen besseren Anwesen abseits vom Wirtschaftshofe an einem besonderen kleineren Hof.

In jedem Dorfe giebt es eine ganze Anzahl Gehöfte, die rings mit sorgfältig ausgeführten, wohlgeglätteten Mauern umgeben sind; diese tragen oben Bänder aus kunstvoll durchbrochenen Ziegeln und Wasserauslässe von zierlich stilisierten Formen.

Während bei uns auf den Dächern erst neuerdings auf polizeilichem Wege das Strohdach durch Ziegelbedachung ersetzt wird, herrscht in chinesischen Dörfern längst das Ziegeldach vor, und zwar findet man in Menge die saubersten, zierlichsten Formziegel verwendet und die Giebel und Firsten besonders geschmackvoll ausgestattet.

Vor allem ist das bei den zahlreichen kleinen und größeren

Tempeln der Fall. Ich füge zum Beleg dafür die Photographie eines kleinen Tempelchens aus einem der durchwanderten Dörfer bei, das gar keine besondere Ausnahme bildete. (s. Abb.) Welch eine Schärfe der Backsteinform, welche Accuratesse der Mauerung, welche geschmackvolle Zierlichkeit in den Ziegeln des Daches! Ich meine, man kann bei uns in katholischen Gegenden, wo ebenfalls Dorfkapellen gebräuchlich sind, nach ähnlich sauberen, geradezu eleganten kleinen Bauwerken des gleichen Zwecks lange suchen. Neben den Thoren der Gutshöfe oder Wohnhäuser finden sich kleine, heiligenschreinartige Vertiefungen in der Wand, in denen auch wirklich Heiligen- oder vielleicht Ahnen-Figürchen sitzen. Auch diese Nischen weisen vielfach hübsche Formen auf. Der Metallbeschlag an den Karren zeigt sehr häufig eine ganz allerliebste Kleinkunst, ebenso die Stickerei der Bezüge. Die schweren, steiflehnigen, aus schwarzem Holz geschnitzten Stühle und Tische im Innern der Wohnungen, die Rahmen der Fenster und Thüren haben immer gewisse künstlerische Formen, die über das bloße praktische Bedürfniß des Gebrauchsgegenstandes hinausgehen. Häufig kehrt dabei, besonders bei den Stühlen (vgl. Abb. S. 195), eine Linienführung wieder, die ganz auffallend an den griechischen Mäander erinnert.



Dorftempelchen.

Überhaupt, ich gehe nicht zu weit, wenn ich sage, es liegt eine Art klassischer Hauch über dem Lande, insofern ein gewisses

gleichmäßiges, offenbar altererbtes Kunstgefühl bis in die unteren Lebenssphären hinabgeht; ein einheitliches Stilgefühl, wie es etwa das alte Ägypten gehabt hat. Es stimmt damit vollkommen, daß alles dies außerordentlich unindividuell ist und immer nach festen, alten, unabänderlichen Mustern gemacht wird.

Diese fabelhafte Gleichförmigkeit aller Lebenserscheinungen in China setzt immer wieder von neuem in Erstaunen. Es ist nur ein Beispiel dafür, daß es in ganz Petschili durchaus nur zwei Formen von Wagen zu geben scheint. Eine gedeckte, mit rundem Tonnendach, das ist die Reisekarre oder Staatskutsche, und eine schwerere offene, die Ackerkarre. Mag man auf einen vornehmen oder ärmeren Hof kommen, in eine größere oder kleinere Wirtschaft, niemals findet man eine andere Form der Gefährte. Sklavisch kehren sogar die Größenverhältnisse, ich möchte fast sagen bis auf den Centimeter, wieder. Insbesondere ist dies der Fall bei den Reisekarren, wo die allervornehmste Protzenkutsche von dem einfachsten Gefährt sich lediglich durch die zierlichere Durchbildung des im übrigen genau an denselben Stellen und in derselben Ausdehnung wiederkehrenden Metallbeschlages unterscheidet.

Die Anlage der Hauseinrichtung ist ebenfalls überall die gleiche. Das Haus ist, in diesen Gegenden hier, so gut wie ausschließlich einstöckig. Große Zimmerfluchten giebt es nicht. Das Schema des Wohnhauses ist ein Mittelraum, in den die — immer mit dem gleichen geschnitzten Holzgitternetz und Papierverklebung versehene — Thür von außen führt. Rechts und links davon liegen zwei Zimmer, eines mit einem kleineren, eines mit einem größeren Rang, das eine gewöhnlich der Raum des Hausherrn, das andere das der Frauen. Zuweilen hat das Haus fünf Zimmer; die beiden äußeren haben dann noch einen besonderen Eingang. Die Thüren sind zweiflügelig und bei der Unempfindlichkeit des Chinesen gegen Zug durchweg sehr schlecht gefugt*) und überdies so schwäch-

*) Diese Zugigkeit chinesischer Wohnräume ist eine so allgemeine Eigenschaft, daß es fast unbegreiflich erscheint, wie Graf York später in solch einem Zimmer durch Kohlendunst umkommen konnte.

lich und so schlecht verschließbar, daß eine geringe Anstrengung genügt, sie einzudrücken. Man sollte daraus eigentlich ein starkes öffentliches Sicherheitsgefühl ableiten.

Bei reicheren Höfen tritt wohl eine Vergrößerung, selten aber eine Vermehrung der unter einem Dach vereinigten Räume ein. Es werden dann eben neue Häuschen mit gleicher Einrichtung zugefügt, die um kleine Höfe herumliegen. Auch bei sehr wohlhabenden Anwesen, wie ich viele gesehen habe, findet man nirgends einen imposanten Hauptbau, sondern ein labyrinthisches Gewirr immer neuer und neuer Höfe, die durch kleine Thüren und schmale Gänge miteinander in Verbindung stehen und oft mit seltenen Blumen oder Bassins voll bizarr geschwänzter Fischchen, den bekannten Seltsamkeiten uralter chinesischer Liebhaberzucht, geschmückt sind.

Es bedarf nicht der Ausführung, daß diese Gleichartigkeit der äußeren Einrichtungen nur ein Ausdruck einer ungeheuren geistigen und sittlichen Uniformität des ganzen Volkes ist. Seit Jahrtausenden haben die Chinesen ja fast nur mit sich selbst zu thun gehabt; ihre ganze Entwickelung konnte sich darauf richten, allmählich herauszufinden, wie man unter den Lebensbedingungen des Landes am besten miteinander aus- und durchs Leben kommt. Diese Formen sind seit langer Zeit gefunden, und nun ist es, wie wenn jemand eine Schachtel mit eckigen Steinplättchen so lange durcheinandergeschüttelt hat, bis sie sich vollkommen ineinander eingeordnet haben und jetzt unverrückbar festliegen. Die chinesischen Lebensformen sind nach der Überzeugung von Millionen und aber Millionen als vortrefflich befunden; niemand wünscht sie mehr zu ändern.

Gegenüber einer solchen starren Einheitlichkeit und Festigkeit einer Kultur erscheint die Idee, daß wir mit unserem flüchtigen Erscheinen hier irgendwelchen Einfluß ausüben könnten, vollkommen lächerlich. Wie ein Regenschauer von einer festgefügten Steinwand abläuft, so wird der Eindruck unserer vorübergehenden Besetzung dieser Gegenden sich bei der Bevölkerung wirkungslos wieder verflüchtigen.

Ganz besonders, da wir uns darüber gar keine Illusionen machen dürfen, daß wir den Chinesen samt und sonders durchaus nicht als Träger einer edleren Kultur vorkommen, sondern als eine Bande von tief unter ihnen stehenden Barbaren. Unsere militärische Übermacht stempelt uns in ihren Augen noch ebensowenig zu edleren Wesen, wie das Gleiche einst die Hunnen in den Augen der überwundenen Römer oder die Kosaken in den Augen unserer preußischen Vorfahren dazu machte; in allem übrigen aber erscheinen wir ihnen, da wir ihre seit Jahrhunderten sorgfältig ausgebildeten Urbanitätsformen nicht kennen und daher selbst für die Anschauung des Kulis fortwährend gegen die allergewöhnlichsten Anstandsbegriffe verstoßen, durchaus als rohe, untergeordnete Völkerschaften.

„Also bekennen wir uns doch selber ehrlich, daß wir diesen Krieg nicht zur Veredelung der Chinesen und zur Vermehrung der Civilisation auf diesem Stern führen, sondern weshalb ein großes und gesundes Volk immer und allezeit seine Kriege geführt hat: um seine Ehre zu wahren, um seine Kräfte zu bethätigen, um im Wettlauf der Völker nach Macht und Besitz unter den Ersten zu sein. Danach sollten wir aber auch wirklich handeln, um wenigstens etwas zu erreichen, und nicht bei jedem Schritt daran denken, ob wir auch einen guten Eindruck auf die Chinesen machen. Denn den machen wir doch nicht."

Diese schöne Wendung habe ich eben meinem Tagebuche zu mitternächtlicher Stunde einverleibt. Ich sitze einsam in der Götzenhalle eines chinesischen Tempels, der uns heute Nacht statt eines Bauernhofes als Quartier dient. (Abb. S. 160.) Tiefes Schweigen herrscht in dem Raum, den der Schein der flackernden Kerze auf dem Opfertisch nur unvollkommen durchdringt. Ihr Licht fällt phantastisch auf wunderliche Gestalten, die, lebensgroß aus Holz und Stuck geformt und grellbunt gefärbt, ringsum an den Wänden stehen. (Abb. S. 168.) Ich schaue mich um: unmittelbar hinter mir reckt sich ein mächtiger rotbemalter Teufel mit furchtbar grinsender Fratze empor, eine lange Axt in der einen Hand, und mit der anderen raubtierkrallen=

artig ausholend, wie um mich von oben herab am Kragen zu packen. Neben ihm steht ein beleibter Herr in antiker Rüstung, der mich bedeutungsvoll anschaut und warnend dabei den Zeigefinger der linken Hand hebt. Es thut seiner Würde allerdings einigen Abbruch, daß er heute Abend schief auf dem Haupte meinen Hut und in der anderen Hand meine Reitpeitsche trägt. Dann folgt in lang wallendem Rock,



Götzenbilder. (S. 167)

mit lang wallendem Bart, die Hände über Kreuz in die Ärmel gesteckt, eine Art Philosoph und Urbild chinesischer Weisheit und vornehmer Urbanität. Man könnte ihn für die Gottheit aller civilistischen Tugenden halten, wenn er nicht — in China ist das für unsere Logik Verkehrteste immer das Wahrscheinlichere — vielleicht gerade der Kriegsgott ist. Diesem schließen sich andere und andere große und kleine mythologische Fratzen an. Im Mittelpunkt des Ganzen, über dem Altar, aber im Halbdunkel verborgen, sitzt ruhevoll, mit seinem

sanften, rätselvollen, ironischen Lächeln, Buddha selbst, und es scheint, als wolle er sagen: „Ich habe Jahrtausende über dies Land und sein Volk dahinwandeln sehen, ich habe Zeit, abzuwarten, wer es länger aushält, Ihr oder wir!"

Paikoutiën, den 17. Oktober.

Heute gab es nur einen kurzen Marsch. Warum wir so langsam gehen, weiß ich nicht. Schon um Mittag erreichten wir unser Quartier, den Ort Paikoutiën, den die Richthofensche Karte zwischen Patschou und Yungtschönghsiön am Paikouho, einem Nebenfluß des Tschungtingho, angiebt.

Heute hatte es nun aber wirklich und wahrhaftig etwas geben sollen. Boxerhorden, hieß es schon vor zwei Tagen, hätten die große Brücke bei Paikoutiën verbrannt, um uns den Weiterzug zu wehren; eine kleine Abteilung war deshalb vorausgesendet worden, um eine Notbrücke zu konstruieren, und man erwartete einen feindlichen Zusammenstoß.

Gänzlich ungehindert jedoch erreichten wir Paikoutiën, einen Ort ohne Mauer, der also keinen städtischen Rang hatte, aber einen sehr stattlichen Eindruck machte. Unter klingendem Spiel, die Generale an der Spitze, hielten wir eine Art friedlichen Einzuges durch die Gassen. An dem nicht unmalerischen Ufer des Flusses, der etwa die Breite der ungeteilten Spree bei Berlin hat, sahen wir in der That die Brücke zerstört; nur ihre steinernen Pfeiler ragten aus dem Strom, die Holzbedeckung war verbrannt, und Brandverwüstung zeigten auch die umliegenden Häuser beider Ufer. Allerdings waren die Spuren dieser Zerstörung nicht frisch, sondern schon einige Wochen alt. Es ist wohl richtig, daß damals hier ein Kampf zwischen Boxern und Regulären stattgefunden hatte, wie die Behörden versicherten. An einem der rauchgeschwärzten Brückenpfeiler hing der übliche Boxerkopf.

Unweit der zerstörten Brücke lag die neue Schiffsbrücke über dem Fluß, (Abb. S. 170) die der Oberleutnant Wachs in zwei

Tagen mit Hilfe der Chinesen des Ortes ungehindert hatte herstellen können. Auf nebeneinander verankerten Dschunken waren mehrere Lagen von Bohlen, Kauliangstroh und Erde gelegt, ein vortreffliches



Schiffbrücke über den Paikonho. (S. 169)

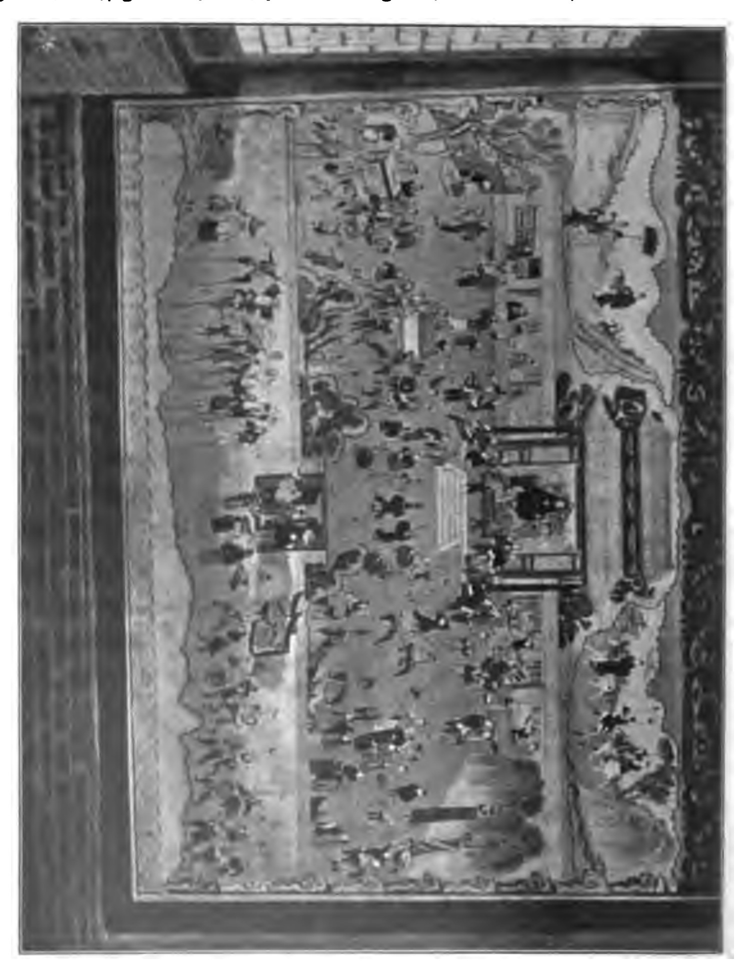
Werk, das am nächsten Morgen die schweren Kanonen unserer Gebirgsbatterie sicher hinübertragen soll.

Inzwischen ist auch durch eine nach Süden zum Tschungtingho entsendete Streifpatrouille Fühlung mit unseren Dschunken gewonnen, die von Tientsin nach Pautingfu heraufkommen sollen. Sie werden

zur Stelle sein. Einer das Gemüt bereits schwer umdüsternden Sorge ist damit abgeholfen, es wird in Pautingfu wenigstens wieder etwas zu trinken geben. Die gesamte Truppe — wenigstens so weit sie aus Gemütern besteht, die nicht heimtückisch ihren Besitz verbergen und ihn mit scheuen Blicken in der Verborgenheit genießen — ist schon jetzt gänzlich auf Thee angewiesen. Unsere letzte Flasche Rotwein hat gestern Abend das Festessen verklärt, das wir in unserem Götzentempel einigen befreundeten Offizieren gaben, mit denen wir zusammen im Laufe des Tages einen wildgewordenen Ochsen erjagt und geteilt hatten.

Als ich heute mit der Kamera die Stadt durchstreifte, kam ich an eine Tempelanlage, die durch ihre Weitläufigkeit alle früher gesehenen übertraf. In einer Vorhalle stieß ich dabei auf interessante und wohlerhaltene Wandgemälde, deren eines gut genug beleuchtet war, um eine Aufnahme zu ermöglichen. (Abb. S. 172) Neben diesem, dessen Deutung für Sinologen nicht uninteressant sein dürfte — besonders die Darstellung der auf Stelzen laufenden Gesellschaft unten ist merkwürdig — gab es noch eine ganze Reihe anderer Gemälde, z. T. aus vielen ineinander geschachtelten und einander überschneidenden Darstellungen bestehend, wie die Japaner das lieben. Sie stellten meist mythologische Vorgänge dar. Ein grimmig aussehender Kämpfer z. B., in Himmelswolken daherfahrend, schnaubt wutentbrannt aus seinen Nasenlöchern zwei so gewaltige Strahlen von Sturmwind, daß er damit einen unten ihm entgegensprengenden Ritter glattweg vom Gaul bläst. Daneben fanden sich aber auch, in der Freude am realen Leben wiederum lebhaft an die Wandgemälde der Ägypter erinnernd, allerlei Scenen aus dem täglichen Dasein: eine Bäckerei, ein Kaufladen mit Kunden, eine figurenreiche Gerichtsverhandlung, ein mit Bechern an einem Tischchen hantierender Taschenspieler, ein Barbier in seiner Thätigkeit, eine Schule, in welcher der Lehrer den Kindern Tafelbilder erklärt u. a. m. Die unteren Teile der Wände waren paneelartig mit Bilderstreifen versehen, deren rohe, mit Schablonen hergestellte Umrahmungen darauf

hindeuteten, daß auch der bildliche Inhalt — allerlei Blumenstücke, Vögel auf Zweigen, eine Katze, die nach ihnen hinaufschaut, Landschaften mit spitzigen Bergen u. s. w. — in den Augen der Chinesen nicht erstklassige künstlerische Leistungen sein konnten, die aber doch



Tempelgemälde in Paikouttiön. (S. 171)

in Farbe und Zeichnung überraschend hübsch waren. Und besonders interessant war mir hier wie so oft die deutliche Erkenntnis, wie sehr die moderne japanische Malerei ihrem Wesen nach gänzlich in chinesischen Vorbildern wurzelt.

. . . . . . den 18. Oktober.

Wie mein heutiges Quartierdorf heißt, weiß ich nicht und kann es auch nicht erfahren, da die Einwohner des kleinen, dürftigen Nestchens allesamt geflüchtet sind.

Wir haben heute die wenig erfreuliche Kunde erhalten, daß die südlich von uns wandernden Franzosen bereits vor Pautingfu angekommen sind und schon die Thore besetzt haben sollen.

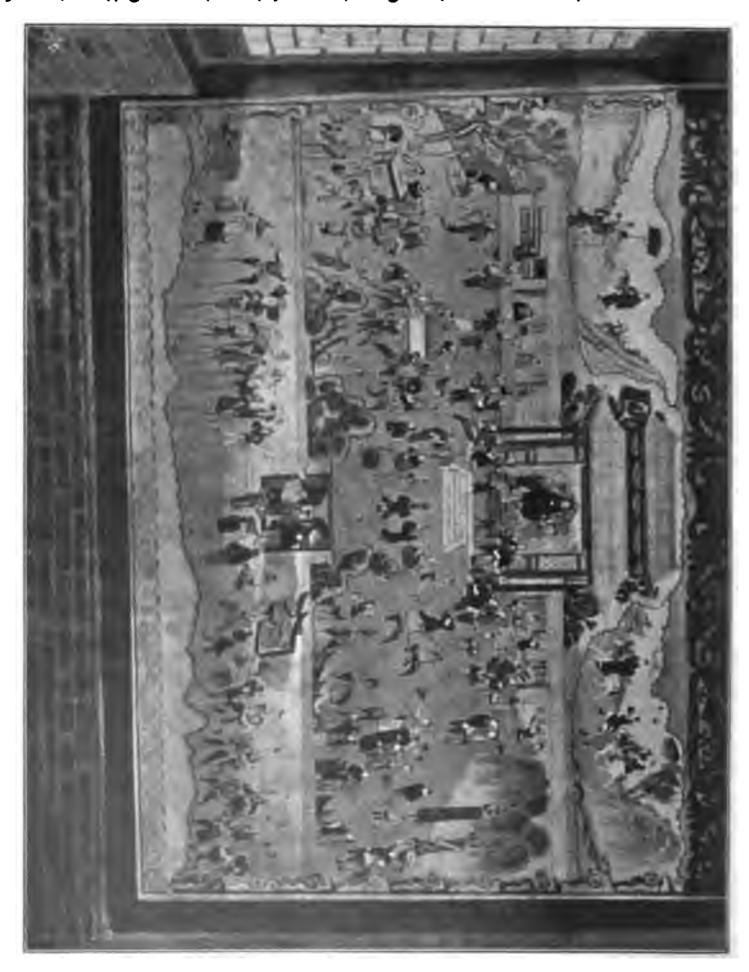
Sonst habe ich vom heutigen Tage nur ein lustiges Geschichtchen zu erzählen; Überschrift: Wie die deutsche Presse eine chinesische Stadt erobert.

Auf unserer Marschroute hatten wir das Städtchen Yungtschönghsiën zu berühren, wie der Name zeigt, eine Stadt des dritten Ranges. Der Ort ist aber so dicht von hohen Bäumen umschlossen, daß wir das kleine Wallcarré erst in unmittelbarer Nähe zu Gesicht bekamen. Dafür bot es dann in seiner grünen Umrahmung, mit den charakteristischen Pavillons auf den Thoren und den Eckbastionen einen besonders hübschen Anblick dar.

Schon in der unter diesen Bäumen liegenden Vorstadt hatte der Ortsmandarin unseren Vortrab feierlich empfangen; ein schmächtiger, blasser, durch Opiumgenuß geschwächter Mann mit hervorquellenden Augen, der auf seinem kleinen, struppigen Chinesenpony höchst unselig dasaß: das Reiten gehörte jedenfalls nicht zu seinen Passionen. Auf dem Kopfe hatte er den Hut mit dem Glasknopf, dem Abzeichen seines Beamtengrades; vor ihm her wurde ein feierlicher, baldachinartiger roter Ehrenregenschirm getragen.

Somit war also der Empfang vollkommen in Ordnung. Siehe da aber, der Herr führte uns nicht zu dem zunächstgelegenen Stadtthor hinein, sondern links ab und außen an der Mauer dahin, an einem Stadtgraben entlang, der sichtlich ganz frisch ausgehoben war. Auch die Mauer war vielfach neu in Verteidigungszustand gesetzt. Wir bogen verwundert um die Stadtecke und kamen zum nächsten Thor. Auch hier führte er uns nicht hinein, sondern wies zur Rast auf ein paar Vorstadtgehöfte, in denen lange Tische mit Birnen aufgestellt, die aber sonst gänzlich ausgeräumt waren. Mit

hindeuteten, daß auch der bildliche Inhalt — allerlei Blumenstücke, Vögel auf Zweigen, eine Katze, die nach ihnen hinaufschaut, Landschaften mit spitzigen Bergen u. s. w. — in den Augen der Chinesen nicht erstklassige künstlerische Leistungen sein konnten, die aber doch



Tempelgemälde in Paikoutsön. (S. 171)

in Farbe und Zeichnung überraschend hübsch waren. Und besonders interessant war mir hier wie so oft die deutliche Erkenntnis, wie sehr die moderne japanische Malerei ihrem Wesen nach gänzlich in chinesischen Vorbildern wurzelt.

...... den 18. Oktober.

Wie mein heutiges Quartierdorf heißt, weiß ich nicht und kann es auch nicht erfahren, da die Einwohner des kleinen, dürftigen Nestchens allesamt geflüchtet sind.

Wir haben heute die wenig erfreuliche Kunde erhalten, daß die südlich von uns wandernden Franzosen bereits vor Pautingfu angekommen sind und schon die Thore besetzt haben sollen.

Sonst habe ich vom heutigen Tage nur ein lustiges Geschichtchen zu erzählen; Überschrift: Wie die deutsche Presse eine chinesische Stadt erobert.

Auf unserer Marschroute hatten wir das Städtchen Yungtschönghsiën zu berühren, wie der Name zeigt, eine Stadt des dritten Ranges. Der Ort ist aber so dicht von hohen Bäumen umschlossen, daß wir das kleine Wallcarré erst in unmittelbarer Nähe zu Gesicht bekamen. Dafür bot es dann in seiner grünen Umrahmung, mit den charakteristischen Pavillons auf den Thoren und den Eckbastionen einen besonders hübschen Anblick dar.

Schon in der unter diesen Bäumen liegenden Vorstadt hatte der Ortsmandarin unseren Vortrab feierlich empfangen; ein schmächtiger, blasser, durch Opiumgenuß geschwächter Mann mit hervorquellenden Augen, der auf seinem kleinen, struppigen Chinesenpony höchst unselig dasaß: das Reiten gehörte jedenfalls nicht zu seinen Passionen. Auf dem Kopfe hatte er den Hut mit dem Glasknopf, dem Abzeichen seines Beamtengrades; vor ihm her wurde ein feierlicher, baldachinartiger roter Ehrenregenschirm getragen.

Somit war also der Empfang vollkommen in Ordnung. Siehe da aber, der Herr führte uns nicht zu dem zunächstgelegenen Stadtthor hinein, sondern links ab und außen an der Mauer dahin, an einem Stadtgraben entlang, der sichtlich ganz frisch ausgehoben war. Auch die Mauer war vielfach neu in Verteidigungszustand gesetzt. Wir bogen verwundert um die Stadtecke und kamen zum nächsten Thor. Auch hier führte er uns nicht hinein, sondern wies zur Rast auf ein paar Vorstadtgehöfte, in denen lange Tische mit Birnen aufgestellt, die aber sonst gänzlich ausgeräumt waren. Mit

Staunen bemerkten wir nun, daß das Stadtthor verschlossen und von innen mit Erde und Balken verrammelt war.

Der General von Kettler war etwas zurückgeblieben; es waren zunächst nur einige Stabsoffiziere zugegen. Natürlich wurde jetzt Halt gemacht und unverzüglich dem Mandarinen bedeutet, daß er das Thor zu öffnen hätte. Unter tief bedauernden Gesten aber erklärte dieser, das sei ihm unmöglich, es würde viele Stunden Arbeit



Am Thor von Yungtschönghsiön.

erfordern. Erstaunt sahen wir einander an. Das war denn doch eine unerhörte Frechheit! Es gab einen heftigen Disput, jedoch der von einem Schwarm seiner Beamten sekundierte Mandarin — auch von der Mauer sahen einige Chinesen zu — beharrte auf seiner Weigerung. Endlich kam der General hinzu, erhielt die Kenntnis der seltsamen Sachlage, sah sich das Thor von oben bis unten an — und entschied, daß wir keine Zeit hätten, so lange zu warten; der Mandarin solle die zu vereinbarenden Kontributionen liefern, die Truppe währenddem weiterziehen, an der Stadt vorüber.

Nun, es war ja in der That strategisch ganz ohne Bedeutung,

ob wir nach Yungtschönghsiën hineinkamen oder nicht, zumal, da sich erwies, daß der Mandarin eine ernsthafte Verteidigung gar nicht beabsichtigt hatte, denn das rückwärts von unserem Anmarsch gelegene Stadtthor zeigte sich, wie wir sehen werden, nicht verrammelt. Er hatte nur versucht, das Detachement mit List und Unverfrorenheit von dem Besuch seiner Stadt abzulocken. Indessen um des moralischen Eindrucks willen, auf den uns hier doch eigentlich alles ankommt, hätte man trotzdem wohl darauf bestehen müssen, daß ein vor uns verschlossenes Stadtthor unter allen Umständen geöffnet werde. Es war kein gerade schöner Anblick, wie deutsche Offiziere jetzt vor den verrammelten Thoren stehen und auf die paar mageren Schlachtochsen und spärlichen Körbe voll Birnen und Backwaren warten mußten, die nach und nach von den Chinesen herbeigeschafft und wie zum Hohn gerade hier, unter dem Thorweg, gesammelt wurden.

Außer mir waren noch drei deutsche Korrespondenten bei dem Vorgang zugegen gewesen: mein Reisekamerad W., Assessor Cohnitz vom Flottenverein und der schon genannte Graf Nayhauß. Ärgerlich ritten wir vier weiter um die Stadt herum bis zum nächsten Thor. Dieses stand zur Hälfte offen. Sofort beschlossen wir, nunmehr dem Mandarin zum Trotz uns anzusehen, was er denn eigentlich unseren Augen zu entziehen getrachtet hatte, und trabten hinein. Es war eine kleine dürftige Stadt, die wir vor uns sahen; Menschen zeigten sich wenige auf den Gassen, nur hier und da lugten sie aus den Thüren. Wir ritten die geradlinige Hauptstraße hinunter bis zum Mittelpunkt des Ortes, wo sie sich mit der zu unserem verschlossenen Thor führenden Straße schnitt. Eine recht hübsche, aus Holz geschnitzte und geschmackvolle Ehrenpforte bezeichnete den Kreuzpunkt. Dann schwenkten wir rechts herum und hatten in wenigen Minuten den verrammelten Stadteingang von innen erreicht. Richtig, es war ganz, wie vermutet: die Verbarrikadierung bestand nur aus einer schief bis zu drei Meter Höhe ansteigenden Erdmasse und einem einzigen schräg gegen die Thorflügel geklemmten Balken; der Mandarin hatte geschwindelt, das Thor hätte in der

Hälfte der Zeit freigelegt werden können, die zur Beibringung der Kontribution vor ihm abgewartet werden mußte.

Rechts und links vom Thor führten, wie üblich, steinerne Rampen zu den Zinnen des Thorbaues hinauf. Sie waren ziemlich steil und glatt, aber auf unseren wie die Ziegen kletternden Ponies konnten wir schlankweg hinaufreiten und erschienen somit plötzlich hoch zu Roß vor dem erstaunten, draußen versammelten Volke oben auf dem verbotenen Thor.

Inzwischen hatte man dem Mandarin offenbar von der Überrumpelung seiner Stadt Mitteilung gemacht; er kam mit einer Anzahl seiner Leute hinter uns hergesprengt und beobachtete von unten mißtrauisch, was wir wohl anfingen. Als diplomatischer Kopf fand er sich aber glänzend in die Situation und lud uns, als wir unsere Gäule vorsichtig am Zügel wieder von der Mauer heruntergeführt hatten, mit der höflichsten Zuvorkommenheit ein, nun ihn doch auch noch in seinem Yamen zu beehren.

Aber mit Vergnügen! Angestarrt von dem allmählich aus den Häusern hervorkommenden Volke ritten wir mit unserem Gastgeber zu seiner in üblicher weitläufiger Weise eingerichteten Amtswohnung, stiegen im innersten Hofe ab und nahmen in seinem privaten Wohnraume, der recht sauber und nett eingerichtet war, Platz. Hier führten wir eine angelegentliche Unterhaltung, soweit man mit Lächeln, Pantomimen, Theetrinken, Austausch von Visitenkarten und Bewundern von Kunstgegenständen das thun kann. Einzig Graf Nayhauß, der früher chinesischer Armee-Instruktor in Schanghai gewesen war, konnte ein wenig die Landessprache radebrechen. Den chinesischen Kavalleriesäbel, den er in jener Zeit verliehen bekommen, hatte er umgeschnallt, und da sich sein Pony, ein hübscher Rappe, überdies vor den unserigen durch ein besonders kokettes Zaumzeug auszeichnete, so hielt der Mandarin ihn für die wichtigste Persönlichkeit unter uns und für einen General. Dem Grafen gelang es nicht, ihm mit Hilfe seines bescheidenen Vokabelschatzes sein Civilverhältnis klarzumachen. Das Stadtoberhaupt ließ deshalb nicht locker, bis wir einwilligten, mit ihm zu speisen. Der runde Eßtisch wurde

gedeckt, Stühle herangerückt, selbst ein paar eigentümliche, spießige Gabeln brachte die Dienerschaft zum Vorschein, doch keine Messer, und mit einer mir unbegreiflichen Geschwindigkeit erschien ein allerliebstes chinesisches Diner. Wie gewöhnlich war es zusammengesetzt aus einer großen Menge kleiner Schüsselchen: verschiedenen Sorten klein geschnittenen, gebratenen und gekochten Fleisches, Reis, Mehlspeisen, diversen pikanten Saucen und Schälchen des starken, braunen Reisweins. Vor allem aber hatte der Mann das Verständnis gehabt, eine große Portion richtigen europäischen Rühreies hinzuzufügen. Letzterem sprachen wir natürlich besonders energisch zu, lachten viel, tranken, stießen an mit unserem Wirt und genossen mit Behagen die unerwartete und ungewöhnliche Situation.

Inzwischen sammelte sich vor der offenen Thür und zum Teil auch im Zimmer das übliche Zuschauervolk an, das neugierig auf die fremden Teufel stierte. Plötzlich aber entstand eine lebhafte Bewegung unter ihnen, lautes Sprechen und heftiges, nach außen weisendes Gestikulieren. Unser Mandarin sprang auf und eilte unter angelegentlicher Entschuldigung bei uns hinaus. Nach wenigen Sekunden kam er wieder mit einem ganz verstörten Gesicht. Er war total aus dem Häuschen, stülpte sich in größter Aufregung seinen Glasknopfhut auf den Kopf, ließ seinen Diener den in einer Zimmerecke stehenden roten Mandarinschirm aufspannen und redete dazwischen immer hastig auf uns ein. Was er wollte, verstand auch der Graf nicht im mindesten; irgend etwas Schreckliches geschah aber draußen, auch die ängstlichen Gesichter der Leute bewiesen das. Wir sprangen daher ebenfalls auf und wollten hinauseilen; mit höchster Angelegentlichkeit, beinahe händeringend, drängte der Mandarin uns aber wieder zu unseren Sitzen zurück und bat nur den Grafen Nayhauß, ihm zu folgen.

Ja, was war denn das? Die Sachlage war uns schlechterdings unverständlich. Wenn man gewollt hätte, konnte man sich wirklich denken, daß draußen vielleicht plötzlich eine wutschnaubende Rotte aufgetaucht wäre, die unser Blut forderte und die der Beamte zu beschwichtigen geeilt war.

Was es aber auch sein mochte, wir konnten den Grafen nicht allein lassen. So folgten wir denn trotz des Protestes der Dienerschaft und sahen draußen den Mandarin bereits auf seinem Pony davonsprengen; sein Baldachinträger rannte mit dem geöffneten Schirm neben ihm her. Unverzüglich saßen wir ebenfalls auf, und nun ging eine wilde Jagd, deren Zweck keiner von uns vieren begriff, durch die Straßen, zum Thore hinaus und links durchs Gelände. Assessor Cohnitz stürzte kopfüber mit seinem Gaul, war aber unmittelbar danach wieder im Sattel. Weniger gut ging es dem Baldachinträger; er fiel in einen Graben und verschwand unter seinem zusammenklappenden Regenschirm. Endlich hielt der Mandarin auf der Landstraße unter einem Baume an.

Hier sahen wir einen großen dicken chinesischen Beamten, augenscheinlich höheren Ranges, stehen, den ein deutscher Offizier verhaftet hielt. Wie wir mit ein paar Worten erfuhren, wünschte dieser von dem Chinesen durchaus nichts weiter als ein paar Kulis zu irgend einer Hilfeleistung; der Mann verstand ihn aber nicht, ängstigte sich schrecklich und hatte durch entsetzte Diener dem Mandarin augenscheinlich melden lassen, es solle ihm an den Hals gehen.

Rasch gelang es nun, die Harmlosigkeit der Sachlage klarzustellen. Unter vielen Dankbezeugungen und Ausdrücken des leidenschaftlichen Bedauerns, daß wir uns in unserem Mahl hätten stören lassen, — das war der Grund, weshalb wir durchaus nicht mit hatten aufstehen sollen — verabschiedete sich der Mandarin, und wir ritten lachend weiter, voll Vergnügen, daß unser kleines Abenteuer sogar noch so einen dramatischen Abschluß gefunden hatte.

In der Vorstadt von Pautingfu,
den 20. Oktober.

Wieder zwei Tage durch Dörfer und immer neue Dörfer, reich an zierlichen Höfen, wieder die erstaunliche Sorgfalt und Kunst des Bodenbaues; große marmorne Schildkröten mit mächtigen Inschriftentafeln liegen am Wege, marmorne Peilous, d. h. freistehende

Ehrenpforten mit schöner Skulptur, stehen gelegentlich am Dorfeingang, durch die wir dann wie durch Triumphbogen hindurchziehen; zahlreich sind die Tempelanlagen, in deren stauberfüllten Götzenhallen die buddhistischen Höllenstrafen, Zerhacken, Zersägen, Zerquetschen u. s. w., ähnlich wie auf den bekannten Wandgemälden am Tempel des heiligen Buddha-Zahns in Kandy auf Ceylon, nur noch mit viel graulicherem Realismus, in lebensgroßen, buntbemalten Skulpturen dargestellt werden.

Ganz verschieden ist das Verhalten der Bewohner in den oft nur wenige Kilometer weit auseinanderliegenden Dörfern. In dem einen steht die Bevölkerung massenhaft gaffend am Wege; an jedem Brunnen sind zahlreiche Leute mit Schöpfeimern bereit, um die Pferde der Vorüberziehenden zu tränken; hier und da empfängt uns sogar der Dorfschulze am Eingang und serviert dampfenden Thee. Anderswo dagegen ist die ganze Einwohnerschaft geflüchtet, das Dorf ist völlig leer. Letzteres ist allerdings selten; häufig aber sind die Thüren der Höfe und Häuser verrammelt, mit Strohschütten listig versteckt oder sogar frisch vermauert. Kommen wir abends in ein solches Quartier, so müssen sie natürlich aufgebrochen werden. Oft begegnet es dann, daß man in der Mitte eines solchen Hofes einen uralten Silbergreis auf einem Stuhl sitzend findet, der uns mit einer ähnlichen Würde dort erwartet, wie die alten römischen Senatoren auf dem Forum die einstürmenden Gallier. Die übrige Bewohnerschaft des Hofes, die ja bekanntlich selbst die allerhöchste Ehrfurcht vor dem Alter hat, wartet im Hintergrunde die Wirkung des hingesetzten Urgroßvaters ab. In solchem Fall beruhigt man natürlich den alten Herrn über sein Schicksal, weist ihm und den Seinen irgend einen Raum für die Nacht an, wo sie unbelästigt bleiben sollen, den sie andererseits aber auch nicht zu verlassen haben, und begnügt sich mit den übrigen.

Ganz besonders ängstlich sind die Chinesen überall — und sie finden in der Geschichte ihrer eigenen Kriege alle Ursache dazu — mit ihren jungen Weibern. Diese sind fast immer geflüchtet und bringen augenscheinlich die kalten Nächte in den Feldern zu. Oft

haben wir sie bei Requisitionsritten, geduckt wie ängstliche Rebhühner, zwischen den Kauliang-Halmen hocken sehen. Im vorgestrigen Quartier begegnete es, daß die Soldaten auf einem uns benachbarten Grundstück einen der kegelförmigen Strohhaufen, die vielfach auf den Höfen stehen, auseinander nahmen, um das Stroh zu verwenden. Zu ihrer größten Überraschung kam dabei eine ganze Anzahl darin versteckter junger Dirnen zum Vorschein.

Niemals ist aber auf den von mir mitgemachten Zügen, soweit nicht nur meine persönliche Beobachtung, sondern auch meine gesamte Kenntnis reicht, den chinesischen Frauen von unseren Leuten eine Vergewaltigung zugefügt worden.

Die Gegend ist feuchter geworden, die Weidenbäume überwiegen noch mehr als sonst, Rohrsümpfe breiten sich vielfach um die Dörfer aus. Enten und Gänse ziehen in langen Keillinien in den Lüften dahin, ganz wie bei uns im Herbst.

Die chinesischen Dorfarchitekten wenden ein sinnreiches Mittel an, um das Aufsteigen der Feuchtigkeit in den Wänden zu verhindern. Etwa einen Fuß über dem Boden ist zwischen die Ziegelmauerung eine dünne Schicht von Rohr eingeschoben, so gut eingefügt, daß man sie erst beim genauen Zusehen erkennen kann.

Deutlich war schon die letzten Tage merkbar, daß wir uns dem Gebirge näherten. Augenscheinlich wurde die lose Aufschüttungsdecke über dem unterliegenden Felsboden dünner und dünner, denn an Stelle der früher ausschließlichen Thon- oder Lehmziegel traten bei den Bauwerken mehr und mehr schwere Hausteine auf. Auch sind wir schon in den Bereich der Steinkohlenfeuerung gekommen; Haufen blauschwarzer Kohlen findet man in jedem Hofe aufgeschichtet. Heute sehen wir am westlichen Horizont wirklich die dunkelblaue Wand des Gebirges steil aus der Ebene in überaus wilden, zerrissenen Formen aufsteigen.

Pautingfu liegt noch etwa 10 km von seinen Vorbergen entfernt in der Ebene.

Endlich haben wir das Ziel erreicht. Heute früh schon — an einem kalten, regnerischen, stürmischen Morgen, an dem sich die bisherige frohmachende Oktoberklarheit plötzlich in unbehagliche graue Novemberstimmung verwandelt hatte — sahen wir die dunkle, mächtige Stadtmauer in der Ferne vor uns liegen. Eingezogen sollte aber heute noch nicht werden; es war erst Fühlung mit den übrigen Truppen zu gewinnen, gemeinsames Vorgehen mit diesen zu verabreden und — mit den chinesischen Behörden zu verhandeln. So wurde denn Quartier in den außen gelegenen Dörfern und Vorstädten genommen. Meine Reisegenossen und ich hatten dabei das Glück, ein prächtiges Landhäuschen irgend eines reichen Bürgers vor der Stadt leer zu finden. In weitläufigen Gewächshäusern, die mit Matten gegen die Kälte verschließbar sind, wird hier künstliche Theezucht in großen Thontöpfen betrieben. Das Sommerhaus des Besitzers ist ein großer Holzpavillon mit geschnitzten Möbeln, buntbemalten Glaslampen und hübschen Aquarellbildern chinesischer Art, d. h. aufrollbaren Papierstreifen mit Blumen, Vögeln, Drachen zc., die an den Wänden herabhängen. Wir ziehen aber die wärmere Gärtnerwohnung mit heizbaren Kangs für die sehr kalte Nacht vor. So können wir die Entwickelung der Dinge, über die vorläufig eine große Unklarheit herrscht, bequem abwarten.

So viel ist sicher, einen ernsthaften Zusammenstoß hat man nun auch in Pautingfu nicht zu erwarten. Die Franzosen sind thatsächlich schon einige Tage vor uns angelangt und haben ohne Widerstand die Stadtthore besetzt, sind aber korrekterweise noch nicht eingezogen. Allerdings wird erzählt, sie hätten den chinesischen Behörden folgendes erklärt: Die europäischen Mächte kommen heran, um eure Stadt zu zerstören; stellt euch unter unsere Protektion, dann *werden wir euch vor ihnen schützen.*

Wieweit die Nachricht in dieser Schroffheit richtig ist, lasse ich dahingestellt, aber ganz aus der Luft gegriffen ist sie wahrscheinlich nicht.*)

*) Ich bemerke hierzu, daß wir späterhin auf unserem Zuge von Pautingfu nach Peking, wo wir viel durch vorher schon von Franzosen berührte Gegenden kamen,

Gestern, einen Tag früher als wir, ist auch die von Peking auf Pautingfu operierende Heeresabteilung angelangt. Sie steht

überall eine bis zur Lächerlichkeit gehende Reklame der französischen Truppen für ihre Nation gefunden haben. Die Dörfer starrten geradezu von französischen Fähnchen über den Thüren, „France“ war bis zum Überdruß längs der Hauswände angeschrieben, und an den Eingängen der Ortschaften klebten große Plakate: „Ce village est sous la protection de la France“.

Thatsächlich spielten sich hier die Franzosen als Protektoren der Chinesen gegenüber den anderen verbündeten Nationen auf.

Als wir mit dem über 1000 Mann starken Detachement von Normann in die Stadt Fangschanghsiën einrückten, um dort unser Nachtquartier zu nehmen, begegnete uns z. B. das Drollige, daß wir auf der Straße ein paar französische Soldaten trafen, die ganz aufgeregt zu verstehen gaben, dies sei nicht erlaubt; die Stadt stände unter dem Schutz von Frankreich. Da man über sie lachte, erklärten sie, sie würden sich unverzüglich ihren „Vorgesetzten“ holen. Dieser kam und war ein — Unteroffizier, der sich aber ganz tapfer bei dem General von Gayl, dem höchsten der anwesenden Offiziere, melden ließ und in strammer Diensthaltung seinen Spruch hersagte:

„Mon général, cette ville est sous la protection de la France.“

„Na, und? . . .“

„Und deshalb darf die Stadt nicht besetzt werden und keinerlei Belästigung der Einwohner stattfinden.“

„Belästigung? Was meinen Sie damit?“

„Surtout pas de pillage.“

Der General blickte etwas erstaunt.

„Wie stark ist denn die französische Besatzung dieses Platzes?“

„Zwölf Mann — mais, mon général, cette ville est sous la protection de la France.“

Lächelnd bedeutete Herr von Gayl den Eifrigen: „Sie irren doch wohl, lieber Freund; Ihr persönliches Quartier möge unter der protection de la France stehen, in den unsrigen lassen Sie uns nur selber den Schutz gegen pillage übernehmen.“

Dieses Eintreten des Franzosen für die chinesische Bevölkerung klingt vielleicht bei oberflächlicher Betrachtung sehr wacker, und daheim in Frankreich besonders wird man sich weidlich an dem eigenen Edelmut berauschen. In Wahrheit liegt eine ungeheure Unverschämtheit darin und noch etwas Schlimmeres, eine Art Perfidie gegen die Kameraden, mit denen man zusammen focht. Diese wurden dadurch geflissentlich herabgesetzt. Der Feldzug sollte ausdrücklich die Solidarität der europäischen Mächte China gegenüber deutlich machen. Das Verfahren der Franzosen hat aber mehr als alles andere dazu beigetragen, den Chinesen gerade die Unterschiede und Gegensätze der weißen Nationen erst recht vor Augen zu führen. Wenn die ihnen dadurch aufgegangene Erkenntnis dieser Schwäche Europa noch einmal verhängnisvoll wird: bei den Franzosen kann es sich dafür bedanken.

unter dem Kommando des englischen Generals Gaselee, der vom Eintreffen vor Pautingfu an die Oberleitung der gesamten, gegen diese Stadt gesendeten Truppen übernehmen soll. Auch dies Korps ist aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt. Ein Teil sind Deutsche, und zwar im wesentlichen zwei Bataillone des ersten und zweiten ostasiatischen Infanterie-Regiments, unter den Majoren Mühlenfels und von Foerster, und eine Abteilung Artillerie unter Hauptmann von Blottnitz. Sie stehen unter Oberbefehl des Obersten von Normann. Dazu kommen gegen 100 Mann englischer bezw. indischer Truppen, 900 Franzosen und 500 Italiener. Ihr Zug auf Pautingfu hat die größte Ähnlichkeit mit dem unsrigen gehabt. Eingeleitet ward auch er durch ein fast gänzliches Versagen der ungenügend ausgerüsteten Bagage. Bei der Stadt Tschotschou, die, ähnlich wie bei uns Patschou, mit 2500 Mann regulärer Truppen besetzt war, geschah das Gleiche wie dort. Der General unterhandelte mit den Chinesen und ließ sie mit allen Waffen und Fahnen abziehen. Sie bewegten sich nicht nach Westen, aus der Provinz Petschili hinaus, sondern ganz wie unser General Fang in das Innere des Dreiecks Tientsin—Peking—Pautingfu hinein.

Einen hübschen Handstreich auf eigene Faust führte der Hauptmann von Blottnitz am 18. Oktober aus. Auf einem Streifritt mit 50 Leuten gegen das westliche Gebirge hin wird er plötzlich aus einem Orte westlich von Nganfu beschossen. Hineinstürmend, findet er dort etwa 400 Mann regulärer chinesischer Truppen halten. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, reitet er mit dem Dolmetscher von Tettenborn auf den Kommandanten los, nimmt ihn inmitten seiner im Anschlag liegenden Truppen fest und bedeutet ihm, er und die Seinen wären auf der Stelle Kinder des Todes, wenn sie nicht sofort ihre Waffen niederlegten; ein ganzes Regiment deutscher Infanterie folge ihm auf dem Fuße. Ohne Widerstand läßt sich daraufhin die gesamte Schar entwaffnen, Hauptmann von Blottnitz hat sogar noch den Übermut, sich von dem General dessen eigenen Gaul, (ich sah ihn, den schönsten Chinesenpony, den ich je erblickt habe,) sowie seinen bunten Rock zum „Andenken" auszubitten,

und mit zwei Feldgeschützen, sieben Fahnen und zwei Wagen voll Gewehren kehrt er triumphierend zur Truppe zurück!

Abgesehen von der herzerfreuenden Episode Blottnitz ist die Gesamtstimmung der von Peking kommenden Truppe ein ganz ebensolches, wenn nicht noch größeres Mißvergnügen über die weichmütige, überall Rücksicht nehmende Oberleitung des Zuges von Peking nach Pautingfu wie bei uns.

Daher scheint denn mit der Übernahme des Oberbefehls durch General Gaselee über die gesamten vor Pautingfu liegenden Truppen ein noch sammetpfötigeres Vorgehen eintreten zu sollen. Als Gaselee gestern Vormittag vor den Thoren Pautingfus anlangte, wagte es der Mandarin der Stadt, ihm den Wunsch auszusprechen, Pautingfu möchte doch womöglich überhaupt nicht von den Europäern besetzt werden; jedenfalls bäte er um drei Tage Bedenkzeit. Und der General ließ sich thatsächlich darauf ein: die Truppen blieben draußen liegen und liegen noch heute dort.

Nur Offizieren ist es gestattet, sich die Stadt anzusehen. Ich war am Nachmittag ohne Kenntnis davon mit einem Bekannten durch das Ostthor hineingeritten; unter Bedeckung einiger berittener Sepoys hatte mir der englische Offizier der Thorwache den Eintritt gestattet. Unterwegs aber begegneten wir dem General Gaselee selbst, der verwundert fragte, wie wir hereingekommen seien, und uns dann bat, die Stadt wieder zu verlassen. Er sei very sorry, daß er darauf bestehen müsse, aber er würde sonst Unannehmlichkeiten (troubles) mit den chinesischen Behörden haben.

Die Polizei in der Stadt wird nach dem Einzuge von Europäern übernommen werden. Als Abzeichen dieser Polizei waren ursprünglich weiße Armbinden gewählt worden. Ich sah den deutschen Offizier, der provisorisch diese Polizei leiten sollte, bereits eine solche tragen (Abb. S. 185). Dann aber wurde dem bisherigen chinesischen Polizeichef offiziell mitgeteilt, man habe nachträglich daran gedacht, daß die weiße Farbe Unglück bedeutend für die Chinesen sei, und werde aus Rücksicht gegen diese Empfindungen der Be-

völkerung die Binden in rote ändern. Und zwar wurde ausdrücklich betont, daß man eine Höflichkeit damit beabsichtige.

Und das alles gegenüber einer Stadt, die notorisch ein Centrum der Boxerbewegung gewesen ist, wo mehrere Missionare samt Frauen und Kindern vor kurzem auf schauderhafte Weise ermordet, andere nach rohen Mißhandlungen von eben diesen Behörden bis zu unserer Ankunft gefangen gehalten worden sind,*) und die jedenfalls noch heute von früheren Boxern wimmelt!



Major Wynecken am Thor von Pautingfu. (S. 184)

Da bin ich wieder bei der alten prinzipiellen Frage, die aber hier thatsächlich am meisten die Gemüter beschäftigt, und um die man gar nicht herum kann: Ist es richtig, so human in China Krieg zu führen, wie wir es thun, oder ist es das nicht?

Auf das bloße Schelten innerhalb der Truppe würde an sich

*) Erst durch unsere Ankunft sind die letzten Opfer dieser Bewegung, die noch im Gefängnis lagen, befreit worden. Der Berichterstatter Baron Krieglstein, der mit Gaselees Truppe ist, erzählt, daß im französischen Lager ein amerikanischer Missionar sei, den sie soeben aus den Stadtgefängnissen gezogen haben, aber zu spät, er liege im Sterben. Wenige Tage vorher ist ihm ein fünfjähriges Töchterchen vorangegangen. Seine Frau lebt noch und berichtet, daß drei Missionare, vier Frauen und drei Kinder in Pautingfu ermordet worden seien. Auch sie war mit den Ihrigen zum Tode bestimmt, sie entkamen aber und flüchteten wie gehetztes Wild wochenlang durch Kauliangfelder, unter steter Verfolgung durch Boxer. Ihre kleinen Kinder — ich weiß nicht, wieviel — starben dabei bis auf das eine, der Mann erhielt einen Streifschuß am Kopf. Endlich fielen sie den Verfolgern in die Hände, wurden nach schrecklichen Qualen in Pautingfu vom Mandarin in den Kerker geworfen und dort bis jetzt eingeschlossen gehalten. Ich erhielt auch Einzelheiten über die Grausamkeiten an den ermordeten Frauen, die deren Abschlachtung vorhergegangen waren, so abscheulicher Art, daß es mir widerstrebt, sie hier zu wiederholen.

wenig zu geben sein; geschimpft wird bekanntlich immer, und ich verhehle mir keinen Augenblick, daß es für einen Mann in unverantwortlicher Stellung sehr leicht ist, theoretisch zu sagen: „Um auf die Chinesen irgend welchen Eindruck zu machen, muß Pautingfu an allen vier Ecken angezündet werden"; sehr viel leichter jedenfalls, als für den Oberleiter, der thatsächlich Derartiges anordnen soll. Ich selbst würde in dieser Lage auch nicht so handeln und die Mehrzahl jener grollenden Unterführer ebensowenig. Dazu sind wir eben doch alle zu sehr humanisiert, oder meinethalben „verhumanisiert".

Hier, glaube ich, berühre ich den eigentlichen Kernpunkt der Frage. Die vorher (S. 152) genannten Gründe für die Unklarheit der Lage und das Schwanken der Entschlüsse: die völkerrechtliche Unbestimmtheit des kriegerischen Verhältnisses zu China oder die Eifersucht der Mächte sind doch nur Begleiterscheinungen; die letzte Ursache sitzt noch tiefer, und sie ist eine solche, daß es eben keine Lösung für das Problem giebt. Sie liegt in der Zwiespältigkeit unserer ganzen Weltanschauung.

Wir fühlen in unserem Innern die Pflicht, nach den Geboten christlicher Humanität zu handeln, auch dem Feinde gegenüber. Unser Geschlecht führt diese Gebote durchaus nicht bloß auf den Lippen, sie sind uns durch jahrtausendelange Predigt in Fleisch und Blut übergegangen.

Auf der anderen Seite vermögen wir uns aber, als Völker, doch auch nicht zu entschließen, die Konsequenzen des Christentums ganz und gar zu ziehen. Wir fühlen, daß dies unmöglich ist. Eine Nation, die politisch nach dem Gebot der Bergpredigt handeln wollte: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen", und die demjenigen, der ihr einen Streich auf den rechten Backen giebt, auch den linken darbieten wollte, würde eben einfach zu Grunde gehen. Das Leben der Völker läuft nicht nach den Gesetzen der Moral, sondern der organischen Natur, die keine Moral kennt. Und so handeln wir ja im allgemeinen auch. Wir führen Kriege, aber jeder Krieg ist unchristlich, da hilft keine Dialektik darüber hinweg.

Und unsere sogenannte „friedliche" Rivalität im politischen und wirtschaftlichen Wettkampfe ist es ganz genau so; thut sie doch und muß sie doch das Gegenteil von dem thun, was das Christentum fordert und seinem Wesen nach fordern muß: demjenigen, der von uns den Rock will, auch noch den Mantel zu geben.

So wursteln wir uns in Halbheit, Lüge und Selbstbetrug durchs Leben. Es geht ja schließlich; im gewöhnlichen Gang des Daseins wenigstens haben wir selten die Gelegenheit, so tief an dem in unserem Innern verborgenen, unüberwindbaren Riß unseres Wesens zu rühren, oder wir spielen nur in theoretischer Betrachtung mit Worten darüber. Bei einem Ausnahmezustand, wie dem gegenwärtigen, tritt er aber fast erschreckend ins Centrum des Bewußtseins. Es packt uns nicht nur die Scham über unsere Heuchelei, sondern auch die plötzliche Erkenntnis der Schwäche, die in solcher Gebrochenheit liegt.

Deutlich prägt sich diese Schwäche in der Schwierigkeit der augenblicklichen Situation aus. Daß sie sehr unangenehm ist, darüber gebe ich mich gar keinem Zweifel hin. Die chinesische Expedition kostet auf die Dauer direkt ein gewaltiges Geld, von dem noch nicht klar ist, wie es ersetzt werden soll; indirekt werden unberechenbare Werte durch das Stocken von Handel und Wandel verloren; moralisch bringt, wie kein Menschenkenner sich verhehlt, der Aufenthalt hier allmählich für die Truppen große Gefahren mit sich.

Mit allen diesen Opfern kann man vollkommen einverstanden sein, wenn wenigstens das Ziel erreicht wird, das wir uns vorgesetzt haben, und dies ist, den Chinesen, die unsere Gesandten und Missionare zu ermorden wagten, in unvergeßlicher Weise die ungeheuere Machtüberlegenheit der Völker Europas klar zu machen und sie von einer Wiederholung der Vorgänge des Sommers abzuschrecken. Vollkommen treffend hat unser Kaiser die Sachlage seinerzeit gekennzeichnet, wenn er sagte, wir müssen so auftreten, daß tausend Jahre lang kein Chinese wieder einen Deutschen zu beleidigen wagt.

Gelangen wir indessen mit der gegenwärtigen Friedenskriegführung zu diesem Ende? Ich fürchte: nein!

Von den großen Massen in China wird unser schonendes Auftreten sicher lediglich als Schwäche aufgefaßt. Wenn ein Sieger, so sind sie gewöhnt zu denken, nicht knechtet und vernichtet, dann ist er eben kein Sieger gewesen, sondern hat sich gefürchtet.

Was aber die Mandarinen betrifft, so glaube ich, sie lachen uns einfach aus. Sie durchschauen, daß wir vollkommen auf das Spiel ihrer diplomatischen Leitung eingehen, welches darin gipfelt, jeden Widerstand zu vermeiden, überall höflich unseren Truppen zu begegnen und so die Europäer vor sich selbst ins Unrecht zu setzen. Es gelingt ihnen so, uns von ernsthaften Schritten abzuhalten und uns vielleicht durch die Zeit und unsere eigene Ungeduld oder Erschöpfung schließlich zu überwinden.

Nun, wie gesagt, auf den unauslöschlichen Eindruck bei den großen Massen werden wir unter allen Umständen verzichten müssen. Wir können einmal nicht im Stil des Dschingiskhan ganze Bevölkerungen mit Weib und Kind ausrotten. Immerhin brauchte indes doch nicht gerade eine Rücksicht gegen die Bewohner der Mörderstadt Pautingfu zu walten, wie sie aus den mitgeteilten Zügen spricht.

Vollends gegen die hohen Mandarinen des Landes sollte man anders auftreten. Ich meine, diese, die die Situation durchaus beurteilen können, sollten in Furcht und Zittern gehalten werden und den Fuß des Europäers im Nacken fühlen. Das würde auch auf den Hof wohl mehr Eindruck machen als die Leiden des Volkes.

Erfreulich ist, daß wir hören, Waldersee nimmt in Peking im Kaiserpalast selber Wohnung. Das ist gut!





In Pautingfu.

Pautingfu, den 24. Oktober.

Der Eindruck, den ich vor fünf Tagen bei dem erwähnten ersten Ritt durch die Hauptstraßen Pautingfus erhielt, war recht wenig günstig gewesen. Allerdings herrschte ein fürchterliches Wetter, eisiger Regen und schneidender Wind. Markdurchkältend pfiff er aus dem dunklen Thordurchgang mir entgegen, als ich über dessen feuchte Steinfliesen zwischen den frierend dastehenden Ponies der englischen Besatzung hindurchritt. In unergründlichem Schmutz starrte die ungepflasterte Hauptstraße. Große Pfützen nahmen die Mitte der Gasse ein, und nur an den Seiten, längs der Häuser, war ein trockenes Reiten möglich. Auch hier waren alle Häuser nur einstöckig und durchweg mit kleinen chinesischen Kramläden besetzt. Haus für Haus trug ein französisches Fähnchen, offenbar von den Chinesen nach Ankunft der französischen Truppen selbst angefertigt, denn die Reihenfolge der Trikoloren-Farben war manchmal falsch. Neugierig starrend standen



Chinesische Apotheke in Pautingfu.

Massen von Bewohnern am Wege und schauten auf uns und die vorüberreitenden Offiziere.

Allgemach aber, nachdem ich über die Unbehaglichkeit des ersten Anblicks hinweggekommen war und mir gesagt hatte, daß die Zu-



Das Ostthor von Pantingfu, von den Deutschen besetzt. (S. 191)

fälligkeit des schlechten Wetters sehr viel zu dem ungünstigen Bilde beitragen mochte, erkannte ich doch bereits, daß diese Stadt ihren besonderen Charakter hat und eine Fülle interessanter Baulichkeiten birgt. Jede spätere Beobachtung hat diesen Eindruck verstärkt.

Die privaten Häuser sind klein, wie in allen chinesischen Städten, aber ihre Fronten oft zierlich geschmückt, zuweilen ganz überzogen mit dem kostbaren Holzschnitzwerk, in dem die Chinesen Meister sind. Ganz alte dunkelfarbige Schnitzereien in steifen Formen wechseln mit eleganteren und freieren aus jüngerer Zeit, die oft in reicher Vergoldung prangen. Diese Schnitzereien stellen meist ein nur schwer zu übersehendes Gewirr von landschaftlichen und figürlichen Motiven dar: Bäume, Felsen, allerlei Wild und Geflügel und kleine Menschengestalten. Einige Hausfronten sind so interessant,



Stadtmauer von Pautingfu.

daß man wünscht, sie als Ganzes in das Kunstgewerbemuseum von Berlin versetzen zu können.

Sehr bedeutend sogar ist der Eindruck der Mauern und Thore Pautingfus, deren Höhe und Stärke gut mit der Rangstellung der Stadt als Oberhaupt der Provinz Petschili übereinstimmt (Abb. S. 190). An den Thoren springen gewaltige Halbrundbauten vor, die den eigentlichen Thoreingang schützen, so daß man nicht geradlinig, sondern im Winkel in diesen hineingelangt. Durch flache, bastionartige Ausbauten gegliedert, streckt sich die nach Augenmaß-Schätzung etwa 15 m hohe, zinnengekrönte Mauer nach rechts und links von diesen Thoren geradlinig mit perspektivischer Verjüngung bis zu den

turmgekrönten Eckbastionen fort, aus mächtigen Ziegeln gefügt und sehr wohl erhalten. (Abb. S. 191) Auch im Innern ist der Eindruck der glatten, unabsehbar gedehnten Riesenwände, die alle Gebäude überragen, höchst imposant. Die Mauer ist auf ihrer auch nach innen mit Brustwehr versehenen Oberfläche noch so breit, daß sechs Reiter auf ihr bequem nebeneinander her traben können; ein Vergnügen, das wir uns seither öfter gemacht haben.



Pautingfu von der Stadtmauer aus gesehen. (S. 197)

Am 21. ist der Einzug der verbündeten Truppen in die Stadt erfolgt, nicht in gemeinsamer, feierlicher Demonstration, mit klingendem Spiel, wie wohl eine Zeitlang vorher erwogen worden war, sondern es wurde nur an diesem Tage der Zutritt freigegeben, und in kleinen und größeren Abteilungen, zu verschiedenen Zeiten, rückten die Soldaten aus den Vorstadtquartieren durch die ihnen zunächst gelegenen Thore ein und bezogen die hier von den Quartiermachern zugewiesenen Höfe.

Die Stadt ist zu diesem Zweck in vier Teile geteilt, von denen je einer den Deutschen, Engländern, Franzosen und Italienern zur Verfügung steht. Ebenso sind die Thorwachen verteilt. Das Ostthor halten die Deutschen besetzt, das Nordthor die Engländer, das West-

thor die Franzosen, das Südthor die Italiener. Auf den Zinnen eines jeden wehen die vier Flaggen nebeneinander; aber nur die deutsche hat sich waschecht gezeigt, die anderen sind im Regen bedenklich zerflossen, besonders die italienische.

In den Straßen, mit Ausnahme des französischen Viertels, sind die französischen Fähnchen verschwunden; die Chinesen haben sie mit erstaunlicher Schnelligkeit durch die betreffenden Nationalflaggen ihrer Quartiergäste ersetzt; sichtlich hat dabei die komplizierte englische Flagge mit ihren gekreuzten Streifen ihnen die größten Schwierigkeiten gemacht.

Noch größere Unbehaglichkeit bereitet ihnen aber wahrscheinlich die plötzliche Reinlichkeit auf den Straßen, welche die neue — von einem deutschen Offizier, Hauptmann Scheffer, geleitete — Stadtpolizei durchzusetzen die Unbegreiflichkeit hat. Kuli-Scharen müssen die geliebten Löcher zuschütten, in denen sich die Regenpfützen bisher sammelten. Der allmächtige Fantai*) von Pautingfu war auf diesen Gedanken offenbar nie verfallen. Ich sah ihn am ersten Tage mit imposantem Mandarinats-Aufzuge, den großen roten Ehrenschirm voran und etwa einem Dutzend rotberockter Diener vorn und hinten, in seiner grünen Tragsänfte aus dem Yamen kommen. Auf der nassen Straße aber zerfiel die ganze Feierlichkeit sofort kläglich, der Zug löste sich auf, denn die Teilnehmer hüpften hierhin und dorthin, um sich privatim die trockenen Stellen auszusuchen, und die bis auf ihre Träger verlassene Mandarinen-Sänfte mußte sich auf schlüpfrigen Engpfaden schnöde an den Häusern entlang drücken.

*) Der Fantai ist der Provinzial-Finanzminister, ein sehr hoher Mandarin der zweiten Beamtenklasse, der gelegentlich den Gouverneur vertritt, wie in diesem Falle den nicht in seiner eigentlichen Residenz anwesenden Vizekönig Lihungtschang. Es giebt neun Rangklassen der Mandarinen-Hierarchie, die durch Knöpfe auf dem Hut unterschieden werden. Von oben nach unten giebt es einen roten, blauen, krystallenen, weißen, goldenen und silbernen Knopf. Mehrere davon haben zwei Formen, so daß die neun Stufen herauskommen. Bis zur dritten Klasse abwärts ist die Tragsänfte auf der Straße grün, darunter blau. Außerdem hat der Mandarin einen Ehrenschirm, der bis zur sechsten Klasse rot, darunter blau ist. Die berühmte Pfauenfeder ist keine Amtstracht, sondern eine persönliche Auszeichnung, eine Art Orden.

Das war aber offenbar schon immer so gewesen, und das heißt in China: es ist gut.

Ganz unerhört vollends in Pautingfu ist es, daß abends bis zehn sogar die Straßen beleuchtet werden müssen. Jeder Hausbesitzer, auch in den kleinen Nebengäßchen, muß eine Papierlaterne mit einer Kerze über die Thür hängen. Da von den Chinesen um diese Zeit niemand mehr auf den totenstillen Gassen ist, so sieht das Ganze aus wie ein Mittelding zwischen Spuk und Illumination.

Das Quartiermachen geht in der Weise vor sich, daß die damit betrauten Offiziere einfach ein für die Bedürfnisse einer Kompagnie an Wohnräumen, Stallungen u. s. w. ausreichendes Haus — oder besser den bekannten Komplex von kleinen Höfen und Häuschen, der ein größeres Hauswesen ausmacht — aussuchen. In den reicheren Häusern, die natürlich allein in Frage kommen, sind die Besitzer meist geflüchtet oder verziehen sich schleunigst; nur etwas Dienerschaft bleibt in der Regel zurück. Dieser weist man einige besondere Wohnräume an und behandelt sie gut, wenn sie sich nützlich erweist; in den übrigen Räumen richtet man sich mit den vorhandenen Mobilien ein. Da Pautingfu als Winterquartier in Aussicht genommen ist, so lassen die Offiziere natürlich alle ihre Talente spielen, um für die Leute und sich die Behausungen möglichst warm und gemütlich zu gestalten. Ich habe wunderbare Erfolge dieser Bemühungen gesehen. Verschiedene Kompagniequartiere, durch die mich die Freundlichkeit der betreffenden Hauptleute führte, waren kleine Muster an geschickter Verwendung des vorhandenen Materials. Die Offiziersmessen pflegten mit dem in allen guten Chinesenhäusern reichlich vorhandenen, zum großen Teil wunderschönen Schmuck- und Gebrauchs-Porzellan prächtig ausgestattet zu sein (Abb. S. 195); auch an zierlichen Bronzen, Holzschnitzereien, Bildern und Stickereien war kein Mangel. Die Zimmer der einzelnen Offiziere wurden je nach dem vorhandenen Material und der Phantasie des Bewohners malerisch drapiert. Namentlich die chinesischen Damenräume lieferten dazu reichen Stoff an farbigen Seiden, buntgesteppten

Decken und zierlichen Toiletten-Nippes. Ja selbst die Zimmer der Leute, der Feldwebel, Unteroffiziere und der Gemeinen, waren oft sehr viel hübscher ausgeputzt, als diese es zu Hause gewohnt sein werden.

Das Prinzip, das man bei diesen Ausstattungen aufrecht zu erhalten sich bemühte, war, daß nur Dinge verwendet werden durften, die im betreffenden Gehöft selbst vorhanden gewesen waren, nicht etwa anderswo „gelutet".



Quartier in Pautingfu. (S. 194)

„Aber nicht wahr, das habt Ihr doch alles hier im Hause gefunden, Leute?" pflegte der Hauptmann zu fragen, wenn er so ein mit buntem Kram vollgestopftes Soldatenzimmer zeigte.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!" war die mit dem Brustton der Biederkeit abgegebene Antwort.

Auf den Höfen wurden große Kochherde aufgemauert, Pferdeställe, wo sie nicht vorhanden waren, zurechtgemacht u. s. w. Bei einer Kompagnie fand ich sogar ein Badezimmer hergestellt; die Wanne war — ein großer chinesischer Holzsarg.

Im deutschen Stadtviertel wurde unter anderem ein sehr schönes chinesisches Theater gefunden, mit großem, von hübsch geschnitzten Galerien umgebenem Saal und Mengen phantastischer bunter Glaslampen, die von der Decke herabhingen. Hier soll das gemeinsame Offizierskasino eingerichtet werden. Im städtischen Pfandhaus beschlagnahmte man viele Hunderte von Pelzen — der Chi-

nese bringt seinen Pelz im Sommer nicht zum Kürschner, sondern als praktischer Mann versetzt er ihn; — diese sind an die einzelnen Kompagnien verteilt worden. Wattierte Steppdecken giebt es überall in Fülle in China; kurz, man sieht dem Winter schon jetzt mit mehr Gemütsruhe entgegen als beim ersten Anblick der schmutzigen, in Regengrau gehüllten Stadt.

Für uns war kein Quartier gemacht worden, wir erhielten aber, was uns viel lieber war, vom deutschen Platzkommandanten, Oberstleutnant von Petzel, die Ermächtigung, uns selbst eins zu suchen, wo noch Platz sei. Da wir draußen in unserem Vorstadtquartier vorläufig ganz gut versehen waren, nahmen wir uns mehrere Tage Zeit dazu, die interessante Stadt nach allen Richtungen zu durchstreifen.

Unser Trifolium ist inzwischen vierblätterig geworden.

Als ich an jenem ersten Nachmittag unter klatschendem Regen an das Thor von Pautingfu ritt und mit dem englischen Wachtoffizier über den Zulaß verhandelte, traf ich in dem kleinen, dumpfigen, chinesischen Wachtlokal einen mittelgroßen Herrn von prachtvollem Wuchs, vorzüglicher Haltung und etwas negerhaftem Lippenschnitt, in civilem Khaki-Anzug, die Füße in großen Gummistiefeln, auf dem Haupt eine leichte Reisemütze. Verbeugung:

„Wegener."

„Genthe."

Ah, das war Dr. Genthe? Ich hatte es längst gewußt, daß ich diesem Manne einmal auf dem Erdball begegnen würde. Wir hatten, zu verschiedener Zeit, bei demselben Universitätslehrer, Prof. Fischer in Marburg, promoviert, und ich hatte von dem letzteren viel über seine Persönlichkeit gehört, über die Entschlossenheit, mit der er, noch als Student, einmal zu Studienzwecken auf ein ganzes Jahr nach Indien gegangen war, von seinem erstaunlichen Sprachtalent und seiner raschen journalistischen Karriere, die ihn schon in so jungen Jahren zum Vertreter der „Kölnischen Zeitung" in Amerika gemacht hat. In Samoa war er nicht ganz ein Jahr vor mir mehrere

Monate gewesen und hatte ganz ausgezeichnete Artikel darüber geschrieben, die ich mit vielem Nutzen gelesen hatte.

Jetzt traf ich ihn plötzlich mitten in China, im Regensturm vor Pautingfu! Auch er kannte mich, und wir setzten nunmehr gemeinsam die Erlaubnis zum Eintritt in die Stadt durch und ritten im Geplauder durch die Straßen. Genthe war als Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung" hier und hatte den Zug des Generals Gaselee von Peking her begleitet. Aus seinem Munde stammen die oben mitgeteilten Erzählungen darüber.

Da er äußerst kläglich in einem verödeten Vorstadtdorf untergebracht war, holten wir ihn am Abend samt seinem Wagen in unser geräumiges Garten-Quartier, und gegenseitiges Wohlgefallen führte rasch zu einer endgültigen Fusion unserer Karawanen. Ein allerliebster Zuwachs ist dabei für uns auch der Boy Peletti, ein junger Vollblut-Samoaner, den Genthe von Samoa seinerzeit als Diener mit nach Amerika genommen und jetzt nach China gebracht hat. Ein etwa sechzehnjähriger Junge von dem ganzen hübschen Wuchs und der freien Liebenswürdigkeit des Samoaners. Genthe hat ihn in Washington unterrichten lassen; er spricht tadellos Englisch. Vor allem aber zeigt er die natürliche Selbständigkeit und das fabelhafte praktische Geschick des Naturkindes, das ihn als Gehilfen brauchbarer macht, als oft ein zehn Jahre älterer Mensch bei uns ist, und eine unbedingte Zuverlässigkeit; denn nicht nur fesselt ihn unbegrenzte Verehrung an seinen Herrn, sondern er fühlt sich auch mit seinem Interesse unbedingt auf unserer Seite; auch er sieht die Chinesen mit einer drolligen Selbstverständlichkeit ihm selbst gegenüber durchaus als Wesen zweiten Ranges an.

Unvergleichlich interessant war, bei den nunmehr zu Vieren ausgeführten Streifzügen nach einem Quartier, der Einblick in das Innere der Höfe und Häuser eines so bedeutenden und so wenig von fremden Einflüssen berührten Wohnplatzes, wie Pautingfu ist.

Die Ansicht (S. 192), die mit der Kamera bei einem Ritt auf der Stadtmauer von Pautingfu aus dem Sattel aufgenommen wurde, zeigt, wie eng und labyrinthisch ineinandergeschachtelt die

kleinen Häuschen und Höfchen der Stadt daliegen; zugleich aber, wie überall emporragende Bäume den Sinn für einen anmutigen Schmuck verraten.

Der Reichtum chinesischer Häuser bethätigt sich viel mehr nach innen als nach außen. Auch hier in Pautingfu sind die wohlhabenden Wohnungen durchaus nicht an den Hauptstraßen, sondern in unscheinbaren Nebengassen zu finden. Eigentümlicherweise tritt dabei sehr ausgeprägt dasselbe merkwürdige Gesetz in Erscheinung wie bei den Großstädten Europas, daß nämlich die reicheren Quartiere sich hauptsächlich im Westen befinden, während der Osten und besonders der Südosten der Stadt ärmlich erscheint. Sie verraten sich allerdings von außen nur durch die sorglichere Fügung des Mauerwerks an den Thoren, durch zierlichere Ziegel auf den Dächern, durch schöneren Beschlag der Thürgriffe.

Die Einrichtung der Stadtwohnungen ist dem Prinzip nach genau dieselbe wie in den Dörfern, d. h. Hof reiht sich an Hof, von kleinen, niedrigen Häuschen umgeben, deren Vorderwände fast durchweg aus dem bekannten, papierverklebten Fenstergitterwerk bestehen. Nichts irgendwie Monumentales ist unter diesen Privatwohnungen zu finden, nichts, was wie ein ehrwürdiges Geschlechterhaus auf den Erbbesitz verschiedener Generationen berechnet erscheint; alles ist klein und im Material vergänglich. Ein Adels- oder Patrizier-Bewußtsein tritt aus diesen Häusern nirgends entgegen, wie denn China auch fast gar kein Adels- und kein Erbpatriziat kennt. Das ungeheure Alter der chinesischen Civilisation spricht wohl hier und da aus den angewendeten Formen, nirgends aber aus der Dauer der Baulichkeiten selbst.

So würde der Eindruck nur monoton und nichtig sein, wenn nicht die erstaunliche Fülle geschmackvollster Kleinkunst, die sich hinter diesen unscheinbaren Mauern verbirgt, dafür entschädigte. Öfter habe ich schon die Zierlichkeit der Ziegel, die kleinen reliefartigen Darstellungen an den Hauswänden erwähnt; ebenso die kunstvolle Holzschnitzerei an den Hausfronten. Diese Holzschnitzerei entwickelt sich auch im Innern äußerst reizvoll. Die größeren

Zimmer sind durch rahmenartige Schnitzwerke von den zierlichsten Mustern in kleinere Abteilungen gesondert; Tische und Stühle sind immer geschmackvoll geschnitzt, sehr kostbar häufig die Bettstätten, die ganze alkovenartige Gebäude von dem Maß der größten französischen Betten sind. (Ich sah später in Peking noch reichere Quartiere, und auch dort spielte die Holzschnitzerei eine Hauptrolle. Besonders beliebt war die Verwendung von polierten weißen, grau geflammten Marmortafeln in Verbindung mit dunkelbraunem oder schwarzem geschnitzten Holz; z. B. bei Stuhllehnen.) Reizend und von großer Formenfülle sind die Metallbeschläge an den rotlackierten Holzkisten, in denen die Kleider und Steppdecken aufbewahrt zu werden pflegen. Bronzen sahen wir verhälnismäßig spärlich; dagegen ist das Porzellan ein Gebiet, auf dem sich der Luxus ganz besonders gern entfaltet. Auch silberne Pfeifen- und Opiumgeräte für die Männer sind oft reich und zierlich. Die als Bilder an den Wänden hängenden zusammenrollbaren Papierstreifen mit Aquarellmalereien: Landschaften, Blumen, Vögeln und Sprüchen, entfalten Grazie und Geschmack.

Am prächtigsten bethätigt sich aber der fein entwickelte polychrome Sinn der Chinesen in den Damenzimmern mit ihren schweren, rotseidenen Bettvorhängen, den wunderbar gestickten Seide- und Pelz-Anzügen in den Truhen, den zahllosen porzellanenen Toilettennäpfchen, den höchst originellen Schmucksachen aus bunten Emaillen verschiedenster Art. Besonders häufig und von überraschend hübscher Form sind gewisse Ohrgehänge, Spangen, Kopfdiademe und Rosetten, die aus gelber Metallkomposition in äußerst zierlichen und komplizierten Blätter-, Stengel- und Rankenformen und eingelegten Flächen aus einem lasurblauen Stoff bestehen. Letzterer ist aus den Federn des Eisvogels gebildet. Der chinesische Künstler erzielt damit in seinen Schmucksachen so eigenartige und geschmackvolle Wirkungen, daß hier eine Fülle von Anregungen für unsere Goldschmiede liegt.

Ein stolzes Anwesen fanden wir aber doch, das etwas Imposantes an sich hatte und den Namen eines Palastes auch nach unseren Luxusmaßstäben verdiente. Ich meine den vicekönig-

lichen Palast Lihungtschangs, der ja bekanntlich einer der reichsten Männer Chinas ist. Er liegt im Innern des französischen Viertels, und der General Bailloud hat ihn zu seinem Wohnsitz erwählt.

Wie alle chinesischen Wohngebäude, ragt freilich auch dieses vertikal nicht nennenswert über das Häusermeer hervor. Eine prächtige, hohe, weithinziehende Steinmauer aber, die einen schmalen farbigen Fries von Gemälden trägt, umschließt das Ganze und kündet sofort etwas Bedeutendes an. Im Innern findet man die üblichen, nur den Dimensionen nach bedeutend größeren Höfe, Gänge und Einzelhäuser, aber mit einer derartig gediegenen Sauberkeit und Schönheit des Mauerwerks, wie ich sie bisher noch nicht gesehen. Die Polychromie, die in Verbindung mit minderwertigem Material gewöhnlich den Außenschmuck bestreiten muß, tritt hier zurück gegen farblose Wände von geschmackvollen Formen und mit reicher Ornamentik. Ganze große figurenreiche Hochreliefs, die Vögel, Tiere, Felsen und Bäume darstellen, sind in die Wände eingelassen. Im Innern schmückt kostbares Schnitzwerk mit reicher Vergoldung die Zimmer, und inmitten des Schlosses — man kann es wohl so nennen — findet sich ein Privat-Theater Lihungtschangs von einer verblüffenden Eleganz der Ausstattung. Ein Umstand aber bewies wieder recht die Voraussicht des alten Schlaukopfes: während in fast allen übrigen Chinesenhäusern die Einrichtung, selbst wenn die



Relief im Palast Lihungtschangs zu Pautingfu.

Besitzer geflüchtet, zurückgeblieben war, die Stadt also durch die Entwickelung der Dinge doch im großen und ganzen überrascht worden zu sein scheint, ist in seinem Palast mit der größten Sorgfalt alles, was nicht niet- und nagelfest war, fortgeschafft worden; das Haus ist leer.

Überreich ist die Stadt an kleinen und großen Tempeln, die man immer schon von weitem an der roten Farbe ihrer Umfassungsmauern erkennt. Pautingfu muß danach eine sehr fromme Stätte sein, und diesem Seelenzustande würde ja auch die Ermordung der fremden Missionare ganz entsprechen. Allein man wird doch etwas zweifelhaft darüber, wenn man den verrotteten und verkommenen Zustand der meisten dieser Tempel sieht, in denen der Staub fingerdick über den Hunderten und Hunderten grotesker Götterfratzen lagert.

Nur ein Tempel hat mir einen Eindruck gemacht, den ich nicht vergessen werde. Nahe der Südmauer lag er. Thore mit herrlichen, alten Skulpturen führten in einen Vorhof. Dann folgte ein mächtiger Tempelplatz von wundervoller Wirkung. Alte, mächtige Zedern überschatteten ihn wie ein kleiner Wald, zwischen den Fliesen, mit denen er belegt war, wuchs halbmannshoch das wilde Gras, und gewaltige schriftbedeckte Marmortafeln ragten dazwischen auf den Rücken ungefüger grauer Steinschildkröten empor. Ein großes, ernsthaftes Schweigen, eine unberührte Heiligkeit lag über dem Ganzen, kurz, es war eigentlich der erste wirklich poesievolle Eindruck, den ich bisher in China gehabt habe. Die weiten Hallen, die diesen schönen Tempelhof umgaben, müssen ursprünglich auch voll von Götterfiguren gewesen sein, die vielleicht sogar von besonderem Werte waren. In langen Reihen sah ich die Holzgestelle stehen, auf denen sie aufgestellt zu werden pflegen; alle aber waren leer, man hatte offenbar diese Kunstschätze in Sicherheit gebracht.

Das Quartier in der Stadt, für das wir uns endlich nach langem Suchen entschlossen und wohin wir seit zwei Tagen übergesiedelt sind, ist höchst interessant. Es bleibt mir noch heute erstaunlich,

daß es den französischen Quartiermachern, in deren Viertel es lag, entgehen konnte, denn es stellt geradezu das Ideal eines geräumigen Kompagniequartiers vor; allerdings seltsam versteckt in unscheinbaren Gassen. Das Ganze ist nämlich eine Kaserne, in der die Truppen der Stadthauptmannschaft gelegen haben, ein riesiges Areal von weiten Höfen, die vor dem Eingang die übliche Drachenmauer und Flaggenmasten tragen und von ausgedehnten Stallungen und Wohnräumen umgeben sind. Steinerne Krippen auf dem Haupthofe, ein eigener Ziehbrunnen, Vorratsräume von Heu und Getreide, alles das machte uns für unsere zahlreiche Dienerschaft, unsere vielen Karren und Tiere den Ort unschätzbar. Alle Besatzung war geflüchtet; im Moment unseres Erscheinens verzog sich auch noch der zurückgebliebene General oder was er sein mochte, zu unserem Schmerz seinen sehr schönen Kangteppich unter dem Arm zusammengerollt mitnehmend. Wir hätten diesen so gut brauchen können, denn es ist in den letzten Nächten schon recht unangenehm kalt geworden. Nur ein paar Gäule hatte man, ganz augenscheinlich für die Fremden angebunden, an den Steinkrippen auf dem Hofe stehen lassen. Wie mochte der Chinese, der das gethan, bei sich gelacht haben; denn sie erwiesen sich nachher als die bösartigsten „Schinder", die ich je gesehen. Als wir sie versuchsweise anspannen wollten, schlugen sie uns fast die Wagen entzwei und zerrissen das Geschirr. Sie müssen jetzt nutzlos gefüttert werden, denn wir können sie doch nicht umkommen lassen.

An den großen Mittelhof schließt sich eine mit buntem Papier beklebte offene Halle an, in welcher der Kommandant Gericht zu halten pflegte. Damit scheint bei oberflächlichem Besuch das Etablissement zu Ende. Der Kundige aber gelangt durch enge Pfade in einen hinteren Hof; hier befand sich das Wohnhaus der Offiziere, umgeben von Dienerwohnungen. Ein besonders arger Schmutz herrschte darin — offenbar war es nur von Junggesellen besiedelt gewesen. Nach großer Generalreinigung schlugen wir hierselbst unser Heim auf. Jeder nahm sich eins der fünf Zimmer als Wohnraum, das mittelste richteten wir als Messe ein. Auch

wir haben uns unsere Räume sehr nett ausgeschmückt. Das Material dazu ist freilich höchst eigenartig.

Zur Seite unseres großen Hofes nämlich fielen uns einige mit Papierstreifen versiegelte Thüren auf. Wir öffneten sie und fanden zu unserer Überraschung dahinter große Räume, die ein vollständiges Arsenal aller möglichen Waffen und Uniformstücke enthielten. Auf hölzernen Gestellen waren Massen alter verrosteter Säbel, Helme, Steinschloßflinten aufgespeichert; daneben standen Kisten und Säcke mit Kugeln, Blechbüchsen mit Pulver und ganze Schränke voll Uniformen verschiedenster Art; ganz neue Soldatenhosen und Jacken, wie sie die Regulären gegenwärtig tragen, daneben aber auch die berühmten Tiger-Uniformen, d. h. Anzüge aus gelbem Stoff, die mit schwarzen Streifen, wie die Zeichnung einer Tigerhaut, bemalt sind; für den Kopf sind Kappen mit Tigeraugen und -Ohren vorgesehen, für die Füße Zeugschuhe, ebenfalls mit Tigerfellzeichnung. In den Ecken der Speicher standen Bündel von Hellebarden und Schwertern mit zweihändigem Handgriff, teilweise mit roten Boxerbändern umwunden. Riesige, runde Schilde aus Weidengeflecht waren aufgeschichtet, auf denen in bunten Farben zähnefletschende Fratzen gemalt sind. Anderswo waren chinesische Sättel, zum Teil mit kostbarer Einlegearbeit, übereinander gebaut. Das Wunderlichste aber war wohl eine Anzahl kleiner alter Eisenkanonen, die man eigentlich für Kinderspielzeug halten mußte. Sie waren auf einem flachen Brett befestigt, das auf ganz niedrigen, kaum handhohen Holzrädern ruhte; eine kindliche Holzlafette erlaubte, die Rohre ein wenig hoch zu stellen, so daß sie nicht vollständig geradeaus in Maulwurfshügel hineinschossen. Ein Mann konnte an einem Seil so ein Ding hinter sich herziehen. Und doch waren sie offenbar ganz ernsthaft gemeinte Waffen.

Dieses ganze Magazin befand sich in einer einfach unglaublichen Vernachlässigung. Buchstäblich fingerdick lag der Staub auf den Ballen der Uniformstücke; sichtlich wurden sie von Zeit zu Zeit neu angeschafft und zu den älteren hinzugestapelt, und dann kümmerte sich niemand mehr um sie. Die Eisenwaffen zerfraß der

Rost, die Sättel und Geschirre waren geborsten und vom Alter verrottet.

Natürlich machten wir beim Oberkommando Anzeige von unserem Fund, allein nach Besichtigung ließ dieses den alten nutzlosen Trödel unangerührt liegen. Wir suchten uns nunmehr eine Anzahl pittoresker Stücke zur Ausschmückung unserer Räume heraus. Besonders dekorativ wirken die riesigen roten Regimentsflaggen, die den Namen des Truppenteils in großen chinesischen Buchstaben aufgenäht tragen. Es waren interessante, für manche Entbehrung entschädigende Tage, in denen wir hier mit unseren Boys und Kulis unser romantisches Quartier herrichteten, als sollten wir den Winter über hierbleiben.

Auch eine Anzahl stattlicher, mit Gips verschlossener Steintöpfe haben wir entdeckt, die bei näherer Prüfung einen gar nicht üblen, im Geschmack stark an Sherry erinnernden Wein enthalten.

So fühlen wir uns denn in Pautingfu außerordentlich wohl und gedenken möglichst lange zu verweilen. Es ist ein Ort ungemein interessanter Studien, wie mir schon die flüchtigen Blicke bisher reichlich bewiesen haben.

Pautingfu, den 26. Oktober.

Eine leere Hoffnung, die letzte Idee! Wir werden unser so fürstlich eingerichtetes Arsenal und die Stadt schon morgen mit dem Tagesgrauen wieder verlassen müssen.

Die letzten Tage waren in öffentlicher Hinsicht ziemlich bewegter Natur. Je länger die Verbündeten hier verweilen, um so stärker ward die Gewißheit, wie wenig dies gefährliche Boxernest in den vorangegangenen Monaten die glimpfliche Behandlung verdient hat, die man ihm zu teil werden ließ, und ganz von selbst ergab es sich, daß die Zügel gegenüber Behörden und Einwohnerschaft zunehmend straffer und straffer angezogen wurden. Allerhand Vorfälle trugen dazu bei, von neuem jenen, allenthalben unter den Soldaten verbreiteten Hang zur Kolportage romantischer Gerüchte

zu nähren, den ich schon öfter geschildert habe. Boxerbanden sollen sich im Süden von Pautingfu konzentrieren; Chinesen in der Stadt haben nächtlicherweile Raketen — anscheinend als Signale — steigen lassen, sie sind verhaftet worden und sollen füsiliert werden. In einem Stadtgefängnis haben die Verbrecher, offenbar von den gegenwärtig herrschenden Ausnahmezuständen unterrichtet, ebenfalls in der Nacht Feuer in ihren eigenen Käfigen angelegt, um während des dadurch entstehenden Trubels auszubrechen. Bei dem Versuch sind sie aber von französischen Wachen zurückgetrieben worden, wobei nicht weniger als dreizehn erschossen und erstochen und eine Menge anderer verwundet wurden.

Ich besuchte das rauchgeschwärzte Gefängnis, das einen fürchterlichen Anblick darbot. Hinter einer dicken Umwallung, durch die man vermittelst eines engen Bogenthores gelangte, befanden sich niedrige, langgestreckte Häuser mit kleinen Fensterluken und engen Thüren. Dahinter waren die Käfige — ich wähle absichtlich diesen Ausdruck. Ähnlich dem Seitengang in einem Durchgangszuge lief ein schmaler Weg längs der Vorderwand, der übrige Raum wurde durch nebeneinanderliegende, mit Holz vergitterte Zellen eingenommen, die Luft und Licht nur von dem Gang aus erhielten, und in deren jeder auf schmutzigem Stroh so viel Leute mit klirrenden Hand- und Fußschellen zusammengepfercht hockten, wie nur hineingingen. Einige Gefangene bewegten sich auf dem Hofe herum, in schmutzstarrende Lumpen gewickelt und die Füße so mit Eisen verschnürt oder in einem Brett mit zwei Löchern steckend, daß sie sich nur langsam und schiebend vorwärts rühren konnten. Sie trugen keine Zöpfe, schon weil die ebenfalls gefesselten Hände ein Flechten nicht gestatteten; die Haare hingen ihnen wild in schwarzen Strähnen um den Kopf — aber es war merkwürdig, wie gut das vielen stand! Wieder erkannte man, was zu Hause keinem geglaubt wird, daß es unter den Chinesen eine Menge sehr gut aussehender Köpfe giebt, von interessantem, oft auch nach unseren Begriffen feinem Schnitt. Manche dieser wachsbleichen, großäugigen Gesichter, bei denen die Haare etwas welligen Fluß halten, erschienen ganz

christusähnlich. Ebenso bestätigten sie die schon oft von vorurteils-
losen Beobachtern gemachte Bemerkung, daß der Chinese im Durch-
schnitt auch einen wohlgebildeten Körper besitzt und von einer für
unsere Anschauungen ganz unglaublichen Lebenskraft ist. Unter den
draußen herumwandelnden Verbrechern war ein verwundeter junger
Bursche von Riesenfigur; er hatte einen klaffenden Bajonettstich am
Kinn und außerdem einen Schuß durch den Hals. Mit schmierigen
Lappen war letzterer umwickelt. Ein mit mir anwesender deutscher
Stabsarzt ließ diesen hygienisch unglaublichen Verband lösen, der
natürlich an dem verdickten Blut festgeklebt war; trotzdem verschwand
während der ganzen Untersuchung das spöttische Lächeln von den
Lippen des Burschen nicht.

Auch diese verwundeten Verbrecher sind heute morgen —
chinesischen Justiz-Anschauungen entsprechend — erschossen worden.

Ganz besonders vermehrte sich im Laufe der Tage aber das be-
lastende Material gegen den Fantai selbst. Aus aufgefundenen, von
ihm unterzeichneten Erlassen ging hervor, daß die Verantwortung
für die Missionarsmorde im Sommer im wesentlichen auf ihn zurück-
fällt. Mit Genugthuung vernahm man daher, daß er gestern in
seinem Yamen verhaftet worden ist und vor ein Kriegsgericht
gestellt werden wird.*) Da sich in diesem Yamen auch zugleich
260 000 Taels in Silber vorfanden (ungefähr 3/4 Millionen Mark),
so wurden sie vorläufig beschlagnahmt.

In die Umgebung von Pautingfu, die zu diesem Zweck auf
der Karte in vier „Interessensphären" für die vier Nationen geteilt

*) Das Kriegsgericht hat in der That den Fantai und einige seiner Beamten der Anstiftung zum Europäermorde für schuldig befunden, und nach Bestätigung des Urteils durch den Grafen Waldersee wurden am 8. November folgende Würdenträger hingerichtet: 1. der Fantai (Finanzminister) der Provinz Tschili, dessen Personennamen Tingyang war, 2. der Tatarengeneral Kueiheng, 3. der Reiter-Oberst Wangtschangkue. Der Oberrichter Tschienschiakwang wurde abgesetzt und degradiert. Der Eindruck dieser Handanlegung an höchste Mandarine hat erwiesenermaßen einen außerordentlichen Eindruck auf die ganze chinesische Beamten-Hierarchie gemacht, die vollkommen bestürzt darüber gewesen zu sein scheint. Sie hatte das nach dem bisherigen Vorgehen nicht mehr erwartet.

wurde, veranstaltete man infolge der Boxergerüchte gleich seit den ersten Tagen kleinere und größere Streifzüge, über die leider wieder, selbst dem Offizierkorps gegenüber, von der Oberleitung aus ein so ängstliches Stillschweigen bewahrt wurde, daß eigentlich ein beleidigendes Mißtrauen darin lag, als ob die Leutnants und die Hauptleute die geplanten Unternehmungen den Chinesen wiedersagen würden. Die schwer empfundenen Nachteile der ungenügenden Vorbereitung der Unterführer, die sich als eine Folge des gleichen Verfahrens in Tientsin und Peking auf den Hierherzügen nach Pautingfu so sehr unliebsam geltend gemacht hatten, haben also gar nichts gefruchtet.

Am besorgtesten in dieser Hinsicht war zweifellos unser deutsches Kommando, am freiesten wie gewöhnlich die Engländer. Der Stabschef Gaselees, Oberst Sullivan, gab uns jeden Tag den Armeebefehl einfach zur Abschrift, über dem bei den Deutschen stets ein düsteres Geheimnis schwebte.

So nur erfuhren wir, daß Pautingfu bis auf die Brigade Ketteler schon am 28. von den vereinigten Truppen wieder verlassen werden wird. Dabei soll, in ähnlicher Dreiteilung wie bei dem Zuge von Tientsin nach Pautingfu, das Gebiet zwischen Pautingfu und Peking von drei auf verschiedenen Wegen dorthin rückenden Truppensäulen durchstreift und von etwaigen Feinden gesäubert werden.

Am interessantesten ist dabei ohne Zweifel die Aufgabe des Detachements von Normann, das den westlichsten Weg, hart am Fuße der Gebirge entlang, nehmen wird; einmal landschaftlich, und dann sollen sich dort größere feindliche Truppenmassen gezeigt haben. Allerdings hat die Schar von Normanns, in ungefähr derselben Zusammensetzung, mit der sie von Peking gekommen war, bereits am 23. die Stadt unter den Schauern undurchdringlich mystischen Geheimnisses verlassen. Ich selbst hatte zwar einen Tag zuvor zufällig Kenntnis davon erhalten, aber meinen Genossen nichts mitteilen können, da ich durch Handschlag und Ehrenwort, beinahe mit Kreuz und Totenschädel, zur Geheimhaltung verpflichtet wurde. Um so freudiger begrüßen wir daher die liebenswürdige Erlaubnis des

Generalmajors Freiherrn von Gayl, der morgen mit einigen Herren des Oberkommandos dem Detachement nacheilen und es in Itschou einholen will, ihn zu begleiten.

Unter „wir" verstehe ich jetzt W., G. und mich, denn Z., der sich das Bein wundgeritten hat, will mit den für ihn abgetrennten Karren und Dienern vorläufig in Pautingfu zurückbleiben.





Die Siling-Kaisergräber und das Gefecht bei Tsekingkwan.

Itschou, den 27. Oktober.

Wir lagern heute bereits zwei Tagereisen weit nördlich von Pautingfu in der kleinen, aber von einer riesigen, altersgrauen Mauer umgürteten Stadt Itschou am Rande des Gebirges.

Gerade am Tage vor unserem Ausritt erreichten die wilden Gerüchte ihren Höhepunkt. Ein italienischer Unteroffizier, der tags zuvor mit einer kleinen Abteilung ausgesendet worden, war allein und in höchster Aufregung zurückgekehrt und hatte erzählt, in einem Dorfe unweit der Berge seien sie von einer Schar von 5000 Boxern — unter dem that er es nicht — umzingelt und mit Schwertern, Lanzen und Steinwürfen angegriffen worden. Nur ihm sei es gelungen, zu entkommen, seine Leute seien zweifellos alle massakriert.

General Gaselee hatte daraufhin eine größere Abteilung bengalischer Lanzenreiter nach jener Gegend ausgeschickt; auch diese aber waren bis zum Morgen des 26. wider Erwarten noch nicht wieder zurückgekehrt.

Kein Wunder, daß deshalb die Begleitung, mit der jetzt der General von Gayl und seine Suite: der Flügeladjutant des Kaisers, Oberstleutnant von Böhn, Hauptmann von der Groeben, der österreichische Militär-Attaché Hauptmann Woijick, Oberleutnant Wachs, Schlachtenmaler Rocholl, Dolmetscher Boos und wir drei aufbrachen,

— nämlich 17 berittene Bengal-Lancers unter einem englischen Offizier, — etwas sehr klein erschien. Im Vertrauen aber auf die so oft bewährte Thorheit der Boxergerüchte ritten wir doch.

Noch im Laufe des ersten Tages trafen wir die rückkehrende englische Streifschar, welche die Italiener hatte aufsuchen sollen. Sie hatte nichts gefunden, berichtete aber, große Mengen kaiserlicher Truppen zögen an den Westbergen, die Kolonne Normann beobachtend, entlang, Oberst von Normann kehre auf Pautingfu zurück, und wir würden ihm morgen begegnen.

Nach ihren Aussagen erschien die Gegend so verdächtig, daß unserer Bagage auf freiem Felde Halt geboten wurde und unsere Offiziere sich rekognoszierend über das Gelände zerstreuten. Es wurde indessen nichts Verdächtiges beobachtet und deshalb in einer kleinen Stadt, mit Kasperletheater-ähnlichem Figuren-Aufbau über den Thoren, deren Name auf der Karte nicht zu finden war, Nachtquartier genommen; allerdings möglichst in der Nähe des Stadtthors, um bei einem Überfall ins freie Feld gelangen zu können.

Wir drei gerieten beim Quartiermachen in eine Schnapsbrennerei hinein, das großartigste, reichste Anwesen privater Art, das ich bisher in China getroffen. Es war ein Betrieb größten Maßstabes. Die prachtvoll gefugten Umfassungsmauern des weitläufigen Gehöfts verrieten schon von außen den Wohlstand, den wir innen fanden. Dort reihten sich weite Höfe aneinander mit Mengen von Ställen, Wagenremisen, Vorratsräumen voll von Weizen, Kauliang, Kleie, Mehl und Häcksel. Hühner, Enten und Tauben fanden sich in Menge. Große Kohlenberge lagen aufgeschüttet, ein weitläufiger Gemüsegarten schloß sich an. Alles war blitzsauber gehalten und sah aus, als ob es eben von den Arbeitern verlassen sei. Nur eine Menge großer, schöner Hunde strich in den Höfen herum. In einigen Räumen standen die mächtigen thönernen Braupfannen in Reihen, bis oben voll Inhalt. Ein Laboratorium enthielt kleinere Töpfe mit allerlei scharfriechenden dunklen Flüssigkeiten, den Gewürzen und Ingredienzien, mit denen die Liköre versetzt wurden. Anderswo fanden wir eine Schänkstube mit Tischen und

Stühlen, an den Wänden raffiniert obscöne Bilderbogen angeklebt. Doch konnte dieser Ausschank nur ein unbedeutender Nebenerwerb sein, die Hauptsache war augenscheinlich ein Vertrieb nach außen und ins Große. Auch ein Verkaufslokal mit großen Korb-Schwingen voller Käschhausen hinter dem Ladentisch war vorhanden. Abgesondert von den Fabrikräumen lagen die Herrenhäuschen um Höfe mit Goldfischbecken und Blumentöpfen mit kunstreich gezogenen Sträuchern. Keine Menschenseele war zu sehen; in einem der mit schönen Geräten ausgestatteten Zimmer stand auf dem teppichbelegten Kang ein zierliches, noch soeben benutztes Opium-Servis aus Silber, bei dem die zum Schmelzen des Opiums dienende Lampe noch brannte. Die Bewohner mußten das Anwesen Hals über Kopf verlassen haben.

Die Nacht hatten wir große Not mit unseren Kulis, um zu verhindern, daß sie sich tödlich betranken. Der Chinese ist im allgemeinen nüchtern, aber — wenn es so gar nichts kostet!

Am nächsten Morgen erfuhren wir sogar, — wie, ist mir nicht ganz klar geworden, aber jedermann wußte es — daß in der Nähe von Itschou eine Schlacht stattgefunden habe, daß Oberst von Normann dabei geschlagen sei.

Man kann sich denken, mit welcher Spannung wir uns Itschou näherten. Mit Mühe nur zwang der Sinn sich zur Aufmerksamkeit auf die ungemein interessante Landschaft, wo die phantastisch geformten Berge, die fast unvermittelt aus der Ebene emporwachsen, jetzt immer näher an uns herantraten und immer weiter rechts und links den Horizont einnahmen.

Die große chinesische Ebene ist am Rande der Gebirge von den Anfängen jener merkwürdigen gelben Lehmart umsäumt, dem Löß, die weiterhin in den Provinzen Schansi, Schensi und Kansu eine auf der Erde so einzig dastehende Entwickelung gewinnt und die in F. von Richthofen einen so glänzenden Deuter und so genialen Schilderer ihrer höchst eigentümlichen Landschaftsformen gefunden hat. Mit diesen Schilderungen vertraut, war es mir

höchst interessant, in kleinem Maßstabe hier beim ersten Auftreten des Löß sogleich jene typischen Erscheinungen wiederzufinden. Hier und dort tauchte unser Pfad plötzlich von der Ebene in eine tiefe Rinne mit senkrechten Lehmwänden hinab, in der wir völlig verschwanden, und durch die der ausfurchende Wind Staubmassen hindurchfegte. Anderswo setzten die Ackerflächen in langen Terrassen mehrere Male steil zu niederen Stufen ab, so daß nur an einzelnen bestimmten Pfadstellen ein Hinabgelangen möglich war, oder es ragten bizarre, kastellähnliche Formen, stehen gebliebene Teile sonst weggewaschener Plateaus, mit steilen Wänden aus der Ebene auf.

In den Dörfern, die wir durchzogen, sind die aus den Westprovinzen eingewanderten Muhammedaner sehr häufig. Massenhaft sieht man Inschriften in arabischen Lettern: „Es ist kein Gott außer Allah, und Muhammed ist sein Prophet" über den Hausthüren. Die Bekenner des Islams kennzeichnen sich äußerlich sofort durch ihre Kopfbedeckung, eine vierkantige pyramidische Kappe aus leichtem Stoff, meist von weißer, zuweilen auch blauer Farbe. Sie zeigten sich fast durchgängig sehr entgegenkommend, geradezu gutmütig.

Es war Nachmittag, als wir uns Jtschou näherten, ohne bisher den Vorläufern der angeblich flüchtenden Truppe Normanns begegnet zu sein. Schon erblickten wir die Zinnen des Orts in der Ferne, als wir plötzlich aus ihm eine seltsame weiße Wolke aufsteigen sahen. Wie ein weißer Springquell wuchs sie in den blauen Himmel empor und breitete sich dort als ein mächtiger Ball aus. Staunend verfolgen wir das Phänomen, als eine dumpfe Erschütterung in unser Ohr dringt. Die Wolke stammt also von einer mächtigen Explosion! Ich war sofort vom Pferde gestiegen, um eine photographische Aufnahme der eigentümlich schönen Erscheinung zu machen, die langsam in der Luft zerfloß, aber die allgemeine Aufregung hatte sich auch den Ponies mitgeteilt; der meinige riß sich auf den Knall hin mit den Zügeln von meinem Arme und entsprang ins Gelände. Nun mußten wir höchst ärgerlicherweise in diesen

spannenden Minuten erst eine lange Pferdejagd veranstalten, ehe wir den Vorausgerittenen in der Karriere nachjagen konnten.

Als wir sie erreichten, kamen gerade aus den malerischen Thoren von Itschou einige deutsche Offiziere, darunter der Major Freiherr von Marschall, gemächlich uns entgegengeritten. Bei der Frage nach der Schlacht und dem Rückzug wollten sie sich ausschütten vor Lachen. Sie hätten bisher überhaupt keinen Feind gesehen, sondern lägen behaglich in Itschou im Quartier, im allerbesten Einvernehmen mit dem Mandarin und den Bürgern, die in zuvorkommendster Weise Offiziere und Truppen mit allem Erforderlichen versorgten. Die Explosion sei die Sprengung eines vorgefundenen Pulvermagazins gewesen.

Ich will bemerken, daß sich später auch die Geschichte des italienischen Unteroffiziers von den 5000 Boxern als völlig aus der Luft gegriffene Fabel erwiesen hat. Das verloren gegangene Kommando traf am Tage unserer Abreise wohlbehalten in Pautingfu wieder ein und hatte auch nicht von fern einen Boxer erblickt. Wenn aber schon hier an Ort und Stelle im Bereich einer Tagereise unablässig so wilde Gerüchte aus dem Nichts entstehen, wie müssen sie dann an die Küste gelangen und dann eifrig als Thatsachen nach Europa gedrahtet werden!

Itschou liegt in einem Flachlandsdreieck, das, von der großen Ebene aus wie ein Meerbusen vorgeschoben, schon in die Gebirge des Westens hineingreift. Die Mauer ist wieder ein imposantes Bauwerk, etwa 12 Meter hoch und durchschnittlich 7 Meter breit, nach innen mit Grasböschungen abgeschrägt, außen steil, aus wohlgefügten, riesenhaften und klingend festen Ziegeln. Über den Thoren ragen Pavillons auf, die Spuren einer ehemals prächtigen Ausmalung zeigen und eine Menge alter, rostiger Vorderlader-Kanonen bergen. An einer verbreiterten Stelle liegt eine ganze Tempelanlage auf der Mauer. Die Umwallung hat wahrscheinlich mehr gekostet als die ganze bescheidene Stadt, die sie schützen soll.

Es war prachtvoll, heute abend den üblichen Rundgang auf

der Mauer zu machen. Unmittelbar um uns erheben sich die düsteren, wildzerrissenen Felsenwände der übereinandergeschobenen Kettenzüge — denn wie ungefähr Südwest-Nordost ziehende Ketten erscheinen diese Bildungen des Plateaurandes von hier aus. Baumlos ragen sie mit scharfen Kämmen gegen den Abendhimmel auf, braunrot die Zinnen, in magisch düsterem Violett die unteren Teile, welche die Sonne nicht mehr trifft. Weit in die Ebene fallen ihre mächtigen Schatten hinaus, langsam gegen Osten fortwachsend. Auf schwindelnden Bergspitzen liegen alte Wachttürme und romantische Klosterbauten, von der sinkenden Sonne angeglüht, in Nähe und Ferne. Die blühend fruchtbare Landschaft zu unseren Füßen schmücken Streifen von Wäldern und Hainen, die hier am feuchten Gebirgsfuß weit reicher vorkommen als früher in der flachen Ebene. Ihr Laub ist jetzt schon herbstlich gefärbt, und entzückend malerische Töne von braunem, gelbem und rotem Golde leuchten ringsum wie ein Teppich von ausgesuchtestem Reiz. Die kleine Stadt selbst, die in der gewaltigen Ringmauer liegt, schaut aus wie ein Kindlein in einer großen Wiege; sie füllt nur einen kleinen Teil des Raumes aus. Die Kissen, in die es gebettet ist, sind auch hier dichte, prächtig grüne Bäume.

Besonders herrlich ist eine Gruppe von drei gewaltigen, alten Weidenbäumen, die vereinzelt auf einem freien Felde emporgewachsen sind und sich dort zu vollendeter Schönheit entfalten konnten. Ich bedauerte, daß ich meinen Apparat diesmal nicht bei mir hatte, um den Anblick festzuhalten, werde es aber nachholen.

Itschou, den 1. November.

Vier Tage sind vergangen. Ich bin nicht noch, sondern wieder in Itschou.

Wir haben einen Ruhetag heute — einen wohlverdienten — und den will ich benutzen, um niederzuschreiben, was in den vergangenen Tagen geschehen ist.

Noch am Abend des 27. hatte der General von Gayl die

Liebenswürdigkeit gehabt, uns mitzuteilen, daß er am anderen Morgen früh um acht Uhr einen Ritt nach den berühmten Siling-Kaisergräbern machen würde, und uns eingeladen, ihn zu begleiten.

Bekannt ist die außerordentliche Verehrung der Chinesen für ihre verstorbenen Vorfahren und die Heiligkeit, mit der sie deren Grabstätten umgeben. Ganz besonders groß ist diese Verehrung natürlich bei den Gräbern der Kaiser, die ja schon zu ihren Lebzeiten halbe Götter sind. Seit alter Zeit ist es Sitte der herrschenden Dynastien, die Gräber ihres Geschlechts mit den höchsten und eigenartigsten Leistungen zu schmücken, deren die chinesische Kunst fähig ist.

Berühmt sind die von jedem Globetrotter in Friedenszeiten besuchten Ming-Gräber im Norden von Peking mit ihren oft abgebildeten Alleen seltsamer Steinfiguren. Auch bei Nanking liegen ähnliche Gräber aus der Ming-Dynastie. Allein diese Grabstätten sind hier nicht gemeint. Das Geschlecht der Ming ist schon 1644, also zur Zeit des Großen Kurfürsten, vom Thron gestürzt worden. Ihre Gräber liegen in Verwahrlosung und stehen jedermann offen. Hier handelt es sich um die Grabstätten der gegenwärtig herrschenden Dynastie, der Tatsing, die in vollem Flor stehen.

Es giebt zwei solcher Begräbnisplätze. Der eine, Tungling, d. h. „Ostgräber", genannt, liegt in den nördlichen Gebirgen etwa 100 km ostnordöstlich von Peking, der andere, Siling oder „Westgräber", eine deutsche Meile im Westen von Itschou in den Vorbergen des Höngschan. Die Kaiser und Kaiserinnen werden bald hier, bald dort beigesetzt.

Die Stätte, wo die Geister der dahingegangenen Söhne des Himmels weilen, ist selbst dem gewöhnlichen Chinesen unzugänglich, vollends dem Fremden; aber in Kriegszeiten müssen sogar die Geister ein Loch zurückstecken; wir werden natürlich hineinkommen und Dinge erblicken, die, soviel mir bekannt, noch kein Europäer gesehen und beschrieben hat.

Wir drei halten daher am nächsten Morgen etwas vor acht hoch zu Pony am Stadtthor, um den General zu erwarten. Eine Abteilung

Bengal-Lancers ist als Bedeckung für uns zur Stelle, desgleichen ein kleiner Zug deutscher Infanterie. Der junge Leutnant in grauem Mantel und wunderbar „erreichtem“ Schnurrbart, der die letzteren führen soll, ist ganz erregt über seine hohe Aufgabe und hält, nachdem er seine Mannschaft ausgerichtet hat, eine kleine Ansprache: „Leute“, sagt er „wir haben heute ein sehr schönes Kommando, da bitte ich mir aus, daß alles tadellos klappt! Verstanden?“

Alles klappt tadellos um acht Uhr, nur der sonst so pünktliche General kommt nicht. Es wird halb neun, die englischen Offiziere tauschen spöttische Bemerkungen. Endlich erscheint an Stelle v. Gayls plötzlich der Oberst v. Normann mit einigen höheren Offizieren, zieht die haltenden Truppenführer in eine Nebengasse, wo man sie ein langes, ernsthaftes Gespräch führen sieht. Es ist offenbar etwas im Werke! Der Oberst entfernt sich wieder, die Offiziere sprengen davon, einer von ihnen aber, der mir von Berlin her befreundete Major Wyneken, den ich zu meiner Freude beim Detachement Normann getroffen, teilt mir liebenswürdig folgendes mit: Es kommt wieder einmal alles ganz anders. Major von Foerster hat gestern einen höchst interessanten und kühnen Rekognoszierungsritt mit Stabsarzt Dr. Berg und drei Reitern ausgeführt, von dem er erst spät in der Nacht zurückgekommen ist und sogleich dem Obersten von Normann Bericht erstattet hat. Er ist über die Kaisergräber hinaus weit nach Westen ins Gebirge vorgestoßen und hat ungefähr an der Stelle, wo die Karten auf Grund chinesischer Angaben den Südzweig der großen chinesischen Mauer verzeichnen, thatsächlich Mauerwerk auf den Bergen und einen stark befestigten Paß gefunden; Barrikaden versperrten den steilen Zugang, eine Anzahl, etwa 40, chinesische Soldaten wurden bemerkt, die sich an einem Geschütz zu schaffen machten und anscheinend feindselige Absichten gegen die Ankömmlinge hegten. Da die Gerüchte von dem Anzug einer größeren chinesischen Truppenmacht — die wir ja auch gehört hatten — zugleich noch immer nicht zur Ruhe gekommen, ist beschlossen, daß das gesamte Detachement Normann einen Vorstoß

gegen diesen Paß machen solle, um ihn im Fall des Widerstandes zu nehmen. Aufbruch zehn Uhr. Wagen könnten auf den Gebirgspfaden nicht mitgenommen werden; die für den etwa zweitägigen Marsch bis zur großen Mauer nötige Bagage müsse auf Maultieren mitgeführt werden. Der heutige Tagemarsch gehe bis zum Dorfe Lunghwatiën.

Das war hochinteressant! Mit Windeseile sprengten wir heim in unser Quartier, und hier brachte es die Findigkeit W's im Laufe einer Stunde fertig, für ein paar unserer stärksten Maultiere aus dem Nichts heraus Tragsättel zu konstruieren und sie mit den unumgänglichsten Schlafsachen, Küchengeräten und Lebensmitteln zu beladen.

Außer den beiden Kulis zur Bedienung unserer Maultiere nahmen wir nur unseren trefflichen Hauptmafu mit. Den Rest der Karawane und das übrige Gepäck ließen wir unter der Aufsicht unseres braven, aber schwerfälligen Nömbelwon und Peletis in Itschou zurück, wo eine deutsche Besatzung bis zur Rückkehr der Truppe blieb.

Da wir inzwischen erfahren hatten, daß General von Gayl schließlich doch noch nach den Kaisergräbern aufgebrochen sei, die eine Ausbiegung von einigen Kilometern nördlich von dem Wege nach Lunghwatiön erforderten, legten wir unsere Kulis und Maultiere vertrauensvoll einem der Bagage-Unteroffiziere ans Herz, wir selbst ritten im scharfen Trabe nach den Gräbern zu, uns durch die Frage: „Siling? Siling?“ bei der Landbevölkerung auf den rechten Weg findend.

Der Weg führte auf einem flachen, mit Geröll überstreuten Thal-Boden zwischen steil ansteigenden kahlen Bergen von kühnen Formen dahin; mehrfach hatten wir einen hellen, klarströmenden Fluß zu durchfurten und begegneten hübschen Dörfern, Tempeln und schließlich mehreren weitläufigen Kasernen-Anlagen. Diese bestehen aus weitgedehnten quadratischen Komplexen, die ganz nach der Art der Städte mit einer einheitlichen Mauer umgeben sind und im Innern lange parallele Reihen niedriger, aber ge-

mauerter und mit Ziegeln gedeckter Soldatenhäuser bergen. Die Kasernen enthalten für gewöhnlich die augenscheinlich sehr beträchtlichen Truppenmengen, welche die Gräber zu schützen haben. Heute, wo nun einmal Gelegenheit dazu war, hatte sich die ganze Gesellschaft aber aus dem Staube gemacht. Oder vielleicht bloß aus der Uniform, denn eine merkwürdige Menge harmloser Civilpersonen spazierte in den Kasernen herum.

Um zwölf Uhr trafen wir am Eingang der Kaisergräber ein. Ein breiter Thalgrund mit sanftgeneigten Gehängen ist hier von einer unabsehbaren, beiderseits die Berge hinanklimmenden Mauer umfriedigt, die einen Flächenraum von einer deutschen Quadratmeile (13 Li im Quadrat) umschließen soll. Dies gewaltige Gelände ist der Park, der die Gräber enthält.

Über dem einfachen Thoreingang wehte die schwarz-weiß-rote Flagge, und vor demselben lagerte unsere Marine-Feldartillerie unter dem schon genannten Hauptmann von Blottnitz, der sehr vergnügt schien. Zur Erklärung dieser aufgeräumten Stimmung muß ich folgendes vorausschicken. Bekanntlich haben sich die Franzosen allein unter allen Nationen nicht formell unter den Oberbefehl des Grafen Waldersee gestellt, und schon bei der Einnahme von Pautingfu war bei ihnen obenein das Bestreben hervorgetreten, durch Zuvorbesetzen von wichtigen Punkten des Landes, sei es das Prestige Frankreichs zu vermehren, sei es für irgendwelche späteren Streitfragen gewichtige Ansprüche zu schaffen. Dies schienen sie fortsetzen zu wollen. Sie hatten sich geweigert, sich an dem Zuge gegen die Westberge, wo man eine chinesische Armee vermutete, unter gemeinsamem Kommando zu beteiligen. Wir erfuhren aber, daß sie auf eigene Faust in derselben Richtung vorgingen und von Pautingfu her anrückten, um die Kaisergräber in Beschlag zu nehmen. Hauptmann von Blottnitz war deshalb mit jener Abteilung dorthin gerückt, und als nun die französische Avantgarde eintraf und den Park besetzen wollte, empfing der deutsche Offizier den französischen Truppenführer daselbst mit liebenswürdigem Lächeln, wie der Igel den Hasen, und sagte: „Ich bin schon da. Wenn die Herren Offiziere sich die Gräber ansehen

wollen, steht dem nichts im Wege. Wegen einer Besetzung mit französischen Truppen bitte ich aber, sich an Herrn Oberst von Normann in Itschou wenden zu wollen." Ich war bei der Begegnung nicht zugegen, hörte aber, daß der betreffende Herr in so bedenklicher Weise gesellschaftlich aus dem Gleichgewicht gekommen sein soll, daß man auf weitere Unterhaltung mit ihm verzichtete. Bei der deutschen Flagge indessen blieb es einstweilen.

Der General von Gayl kam bei unserer Ankunft bereits vom Besuch der Gräber zurück, erlaubte aber seinem Geleiter, dem schon öfter genannten Dolmetscher Boos, uns mit einigen Offizieren noch einmal hineinzuführen.

Ich muß nun bekennen, daß der Eindruck dieser Anlage auf mich doch ein sehr bedeutender gewesen ist.

Große Wälder sind in China überhaupt selten; hier tauchten wir unter in einen wahrhaft herrlichen Naturpark von gewaltigen Dimensionen und ernster Feierlichkeit. Zu Anfang waren es Laubbäume, die gegenwärtig bereits kahl standen, später dichte, dunkle Fichten. Eine wundervolles Schweigen lag über den Wipfeln, keine Menschenseele begegnete uns, denn das Ganze ist ein geweihter Boden, dem Gebrauch der Menschen entzogen. In diesem mächtigen Waldpark liegen die einzelnen Kaisergräber wie versunken und vergessen, nur dem Kundigen auffindbar. Nach gut viertelstündigem Ritt gelangten wir endlich auf eine der seltsamen Kaiserstraßen, die in mächtiger Breite durch den Wald geführt sind. Rechts und links, wo sie nur mit Rasen bewachsen, geben sie die schönsten Reitwege ab; in der Mitte läuft eine etwa sieben Meter breite Straße, die mit großen, gegenwärtig grasüberwucherten Steinfliesen belegt ist. Diese wieder wird in ihrer Mitte von einem schmalen Pfade von schönen weißen Marmorplatten durchzogen, der wie ein helles Seidenband über einen grünen Teppich dahinzieht. (Abb. S. 220) Es ist ungemein stimmungsvoll, auf diesem majestätischen Wege, den doch kein Mensch benutzt, zwischen den stillen Baumwänden dahinzureiten. Endlich macht die Straße eine Bie=

gung, und plötzlich liegt in der Ferne auf einer weiten Lichtung eins der Kaisergräber vor uns: eine Gruppe von buntfarbigen Pavillons, deren Dächer mit goldenen Ziegeln gedeckt sind. Leuchtend ruht die goldschimmernde Masse in dem dichten Grün, und in der Ferne steigen die lichtbläulichen Zinnen des Gebirges, wie ein schöner Rahmen um das Gemälde, über die Wipfel empor. Die Wirkung ist überraschend. (S. d. nebenstehende Vollbild.)

Ich habe viele herrliche, poesievolle Grabanlagen gesehen, von unserem Charlottenburger Mausoleum angefangen bis zu den grandiosen Monumenten Ägyptens und den märchenhaften Bauten Indiens, und ich bin weit entfernt, zu sagen, daß die Siling-Kaisergräber an Monumentalität irgendwie mit den Pyramiden von Gizeh, mit den Grabmoscheen Agras und Delhis oder mit dem Napoleonsgrabe im Invalidendom von Paris rivalisieren können, aber sie bestehen doch daneben durch einen eigenen wunderschönen Gedanken von einfacher Größe: eben den, sich in die Gründe eines solchen heiligen Waldes zu betten. Das Mausoleum von Charlottenburg mit der Stimmung, in die uns die schöne ernste Taxusallee versetzt, die zu seinem Eingang führt, hat etwas Ähnliches, nur ist alles viel kleiner. Was hier wesentlich mitwirkt, ist die ungeheure Flächengröße der gesamten Anlage.



Kaiserstraße im Gräberpark. (S. 219)



Kaiſergrab im Park von Siling



Wir ritten hinzu. Eine sanftgeschwungene Marmorbrücke mit schön behauenen Geländern führte zu einem mit großen Fliesen belegten Vorplatz. Hinter diesem erhebt sich das Eingangsgebäude, das in den viereckigen, von Pavillons umgebenen Haupthof der Grabanlage leitet. Dieser Haupthof mit seinen Gebäuden ist allerdings nur ein Prunkraum. Das eigentliche Grab liegt in einem unscheinbaren Rundbau weiter hinten. Alle Pavillons haben die übliche Gestalt der chinesischen Holzbauten mit ihren Gitterfenstern und geschweiften Dächern; hier sind sie aber auf reizende Weise über und über mit bunten Arabesken, meist in Grün, Gold und Blau, den auch im Kaiserpalast vorwiegenden Farben, geschmückt. Die Goldziegel bestehen aus einer goldgelben Fayence von schöner, leuchtender Wirkung. Kleine Figuren, Drachen, Löwen, Vögel und Gottheiten aus demselben Stoffe balancieren auf den Dachkanten. Was aber zuerst beim Eintritt in den Hof den Blick gefangen nimmt, ist eine prachtvolle Terrasse von blendend weißem Marmor mit schöngemeißelten Geländern und skulpturierten Treppenstufen. Auf diesen stehen alte, mächtige Bronzevasen von höchstem Wert und steife bronzene Tiergestalten, Hirsche und Kraniche, in Lebensgröße, ein seltsamer, aber um so interessanterer Anblick. (Abb. S. 222.)

Mit diensteifriger Beflissenheit, aber doch unverkennbarer innerer Empörung empfing uns ein Schwarm der chinesischen Beamten, welche die Gräber zu hüten haben und in den Nebenhäusern zu wohnen scheinen. Nur an einem Tage des Jahres kommt der Kaiser selbst oder ein Glied seiner Familie hierher, um dem Geist des Verstorbenen — in diesem Grab war es ein weiblicher, derjenige der Gattin des Kaisers Yungtsching — seine Verehrung zu bezeigen und die Zahl der Geschenke zu vermehren, die in den Kammern des Innern aufgehäuft werden.

Durch drei gewaltige Doppelthüren, die mit großen gelben Vorhängen geschlossen werden können, gelangt man in eine das ganze Gebäude bis zum Dach erfüllende Halle, deren schön gemalte und vergoldete Decke von riesigen, 20 Meter hohen Säulen getragen wird. Diese Säulen, hochrot lackiert, sollen aus je einem einzigen

Cederstamm bestehen und von außerordentlichem Werte sein. Die Wirkung dieser Halle ist entschieden überraschend und prächtig, aber zur wahrhaften Größe fehlt ihr doch etwas, wie allen chinesischen Prachtbauten. Ich habe mich oft (selbst später in den Prunkbauten der so lange geheimnisumwobenen „Purpurstadt" im Kaiserpalast von Peking und unter der Kuppel des berühmten Himmelstempels



Hauptpavillon und Terrasse des Kaisergrabes. (S. 221)

daselbst) gefragt, woran das eigentlich liegt, und glaube jetzt, es liegt an dem unverwischbaren Gefühl von der Minderwertigkeit des Materials. Es ist eben alles Holz, Lack, Stuck und Papier, und das sind keine Stoffe, in denen wir uns Monumentalbauten ausgeführt denken können. Ihnen klebt zu sehr der Begriff der Vergänglichkeit an, und es giebt auch wirklich kein chinesisches Gebäude, wo man die Spuren dieser Vergänglichkeit nicht bemerkt. Den augenblicklich noch prächtigsten Vergoldungen und Bemalungen sieht man

immer schon den Zustand traurigen Verkommens an, in den sie binnen kurzem versinken werden.

Von höchstem Reiz freilich — auch das ist ganz chinesisch — war die im Tempel aufgehäufte Kleinkunst. Kostbare Cloisonné-Vasen aus der besten Zeit des achtzehnten Jahrhunderts waren an den Eingängen aufgestellt, schwere Seidenstickereien, wie man sie so vollendet nur eben im kaiserlichen Besitze sehen kann, schmückten die Kissen der herrlich geschnitzten Thronsessel, die für den Geist der Kaiserin bereit stehen, wenn sie etwa das Bedürfnis hat, unsichtbar hier Platz zu nehmen. In hölzernen Schränken stehen Jahrhunderte alte Porzellanschalen mit wunderbaren Malereien aufgespeichert oder Rollen von bunten, seidenen Tapeten und dergleichen, alles jedem menschlichen Gebrauch entzogen und nur dem Andenken der Verstorbenen gewidmet. Eine Nische im Hintergrunde, mit strahlend gelber Kaiserseide und köstlichen Brokatstoffen ausgekleidet, enthält die heilige, von keinem Menschen zu betretende Lagerstätte, welche als eigentlicher Wohnplatz der kaiserlichen Seele gilt.



Nische im Kaisergrab.

Das Ganze in der unberührten Erhaltung, die man in China so selten sieht, und in seiner hohen Eigenart hatte doch schließlich einen eigentümlich weihevollen Zauber, dem wir uns nicht entziehen konnten. Einer Mahnung des Herrn Boos — der wie alle lange Jahre mit den Langzöpfen in Verkehr gewesenen Leute immer besonders geneigt ist, auf ihre Sitten und Empfindungen Rücksicht zu nehmen — gern Folge gebend, vermieden wir es, in diese letzte Nische einzudringen, und verließen den Raum, mit einem letzten Blick seine Schönheiten uns tief einprägend.

Der Leser wird sehen, wie wir ihn nach drei Tagen wiederfanden.

Sechs Gräber im ganzen sollen in dem Park verstreut sein, drei von Kaisern, und zwar, soviel ich erfahren konnte, den Herrschern Yungtsching, Kiakhiang und Taukwang,*) drei von Kaiserinnen. Die Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit — wir mußten ja das Detachement einholen — erlaubte uns nicht, sie alle aufzusuchen.



Fayence und Marmor-Arbeiten in den Silinggräbern.

Wir ritten zunächst zu einem benachbarten Grabe, das genau dieselbe bauliche Anlage hatte wie das erste. Hier trafen wir eine Anzahl Offiziere des Detachements, die wie wir den Umweg über die

*) Die Reihenfolge der Kaiser der Tatsing (oder nur Tsing-, denn ta bedeutet „groß")-Dynastie ist: Schuntschi 1644—1665, Kanghsi 1665—1722, Yungtsching 1722—1736, Kienlung 1736—1796, Kiakhing 1796—1820, Taukwang 1820—1850, Hienfong 1850—1861, Tungtschi 1861—1875, Kwangsü 1875 bis jetzt.

Kaisergräber gemacht hatten. Mit ihnen ritten wir zu einem dritten Grabe, das augenscheinlich von derselben Anordnung war. Ich sage „augenscheinlich", denn der Eingang zu diesem Grabe war verschlossen; englische Inder hielten davor Wache. Auf unseren Wunsch, eingelassen zu werden, erwiderten sie, ihr Kommandeur, Mayor . . . ., habe den Schlüssel an sich genommen und sei damit weggeritten.

Neben dieser Gleichartigkeit der Grundformen überraschte allerdings von neuem der unerschöpfliche Reichtum der Details: der



Marmorbrücke und Peilou im Gräberpark.

Malereien, der Marmorskulpturen und der farbigen Fayence-Ornamente, von denen die beiden vorstehenden Ansichten eine Vorstellung geben können. Hinter den auf Seite 224 abgebildeten Thoren sah ich auch eine breite Allee von Steinfiguren, ähnlich wie sie zu den Minggräbern führt. Das vierte der Gräber, das wir nur von weitem sahen, lag hinter einer wunderschönen, spiegelglatten Marmorbrücke am Ende eines Prospekts von dunklen Fichten, der eine kleine Erinnerung an die Cypressen-Allee des Tadsch Mahal bei Agra gab. Ein prachtvolles Marmor-Peilou mußte dahinter durchschritten werden, ehe man zu dem eigentlichen Grabe kam.

Doch es war leider Zeit, zu eilen. Nach einem längeren Ritt sahen wir die Umfassungsmauer wieder an einer Stelle, wo sie ein

breites Flußbett überschritt; sie hörte nicht an seinen Ufern auf, sondern wurde ununterbrochen auf brückenpfeilerartigen Stützen horizontal darüber hinweggeführt. Eine kleine Öffnung gestattete uns den Durchpaß in ein flaches, ödes, wiesiges Thal, in dem wir nun in raschem Trabe vorwärts eilten.

Mit sinkender Sonne erreichten wir halbverhungert den lehmumwallten Flecken Lunghwatiën, wo das Detachement von Normann inzwischen eingetroffen war.

Die Große Ebene mit ihren schönen, wohleingerichteten Ortschaften lag jetzt hinter uns, unser Rastplatz war ein armseliges Gebirgsnest mit den dürftigsten Quartieren, die wir bisher gehabt. Besonders schwer war es, Futter für unsere Pferdchen zu beschaffen, denen wir, fast den ganzen Tag ununterbrochen im Sattel sitzend, ungewöhnlich viel hatten zumuten müssen.

Es war gegen neun Uhr, als Dr. G. und ich todmüde in unsere zu Dritt auf einem Kang ausgebreiteten Schlafsäcke krochen. W. war noch nach der kärglichen Abendmahlzeit zum Hauptquartier gegangen, um die Parole für den nächsten Tag zu holen.

Plötzlich hören wir ihn in eiligem Schritt über den Hof kommen und schon in der Thür rufen: „Fertigmachen, Herren, in einer halben Stunde reiten wir weiter!“

„Sind Sie des Teufels, W.? Fällt uns nicht im Traume ein!“

„In einer halben Stunde reiten Sie, gerade wie ich“, erwidert er hartnäckig, und er erzählt:

Soeben hat ein Kriegsrat beim Generalmajor von Gayl stattgefunden. Die englische Reiterei, die am Morgen von Itschou ausgesendet worden war, um in der von Major von Foerster angegebenen Gegend noch einmal zu rekognoszieren, war vor einer Stunde zurückgekehrt und hatte allerdings gemeldet, sie hätte nichts dem von letzterem Herrn Berichteten Ähnliches gesehen; die große Mauer existiere nach ihrer Meinung an der von den Karten bezeichneten Stelle überhaupt gar nicht. Major von Foerster bestand jedoch überzeugend auf seiner Beobachtung. Gleichzeitig kam die

Meldung, daß französische Vorpostenreiter in der Nähe von Lunghwatiën bemerkt worden seien. Da man nun vermutete, daß auch die Franzosen nachträglich den Plan gefaßt hätten, hier vorzustoßen, so wurde dem Major von Foerster die Erlaubnis erteilt, mit einem schneidigen Handstreich uns auf alle Fälle das erste Ankommen am Fuße des Passes zu sichern. Zwei Züge der achten und ein Zug der siebenten Kompagnie sollten unter seiner Führung schon heute Abend um halb zehn Uhr als Avantgarde vorausrücken, der Rest des Detachements von Normann mit der Artillerie morgen ganz früh folgen.*)

W. hatte unbedingt recht, an diesem Nachtmarsch mußten wir teilnehmen. Wir besannen uns nicht eine Sekunde, sprangen aus unseren Säcken und schlüpften wieder in die Kleider. Während der Mafu unsere kaum gesättigten Ponies von neuem sattelte, galt es, alle unsere eben ausgebreiteten Sachen eilfertig wieder zusammenzupacken und sie — da wir niemand zur Bewachung unseres Quartiers zurücklassen konnten — zur Aufbewahrung nach dem Platz der in Lunghwatiën zurückbleibenden Truppenbagage zu schaffen.

Dies hielt uns trotz aller Eile immerhin so lange auf, daß, als wir gegen zehn Uhr das Stadtthor erreichten, die ausmarschierende Kolonne bereits verschwunden war. Das gab nun freilich eine schwierige Situation. Ringsum lag das schwarze Dunkel einer mondlosen Nacht über der Gegend; kein Laut aus der Ferne deutete mehr an, wo der Marsch sich bewegen mochte. Nur die Richtung desselben konnte die Thorwache uns angeben. In dieser lief ein ganz matter, heller Streif über den Boden, der ein Weg zu sein schien. Was ließ sich anderes thun, als dieser vagen Spur zu folgen? Nach kurzer Weile aber teilte sie sich in mehrere Zweige. Wir standen einen Augenblick ratlos, denn auch die Stadt war hinter uns im Nachtdunkel versunken.

Da tönt plötzlich der Ruf „Wer da?“ aus der Finsternis.

*) Das Detachement bestand aus dem 2. Bataillon des 2. ostasiat. Inf.-Regiments, einer Batterie der Marine-Feld-Artillerie, einem Zug Melderetter, dazu englischen Bengal-Lancers und einer Schar Italiener.

Gott sei Dank, hier sind noch einmal deutsche Vorposten. Rasch erkunden wir bei ihnen, welchen der verschiedenen Wege die Truppen gezogen. Binnen wenigen Minuten, heißt es, müßten wir eine Flußfurt erreichen, sie hätten das Rauschen des Durchzuges bis hierher hören können; wie es dann weiterginge, wußten die Posten allerdings auch nicht. Wir ritten nun vorwärts, obwohl sich der Weg jetzt ganz in breitgelagertem Geröll verlor. Richtig aber, dort blinkt der Fluß, platschend schreiten unsere Ponies hindurch, und auf der anderen Seite zeigt sich wieder deutlicher die matte Wegspur. Eilig traben wir auf dieser vorwärts. Wird es uns noch gelingen, die Marschkolonne aufzufinden?

Endlich glaube ich in der Ferne mit den an das Dunkel gewöhnten Augen eine schwärzliche Linie sich bewegen zu sehen; noch ein paar Minuten, und das Ende der Marschschlange ist erreicht! Die Hosen in den Stiefeln, das Gewehr über der Schulter, wandern die Leute im Gänsemarsch dahin.

Der Pfad ist schmal, aber es gelingt doch, langsam nebenher aufzureiten, um die Spitze zu gewinnen. Mit leisem „Guten Abend“ passiert man die verschiedenen Bekannten. Außer den Führern der Truppe und sonstigen Herren, die ich im Laufe der Erzählung noch nennen werde, finde ich auch den wahrhaft unermüdlichen General von Gayl mit seiner dem Leser bekannten Suite beim Zuge, sowie den vorher genannten Major Wyneken.

Eine seltsame Nachtwanderung von eigenartiger Stimmung! Wir ritten einer hinter dem anderen, in gespannter Aufmerksamkeit auf den Weg unter den Hufen unserer Tiere. Man sah deutlicher nur die Umrisse seines unmittelbaren Vordermannes, weiterhin verlor sich die Linie im Dunkel. Ich hatte unveränderlich den hochbeinigen Australier und die Silhouette der breiten, von dem schwarzen Strich eines Karabiners überragten Schultern des Schlachtenmalers Rocholl vor mir. Den Zug führte der Major von Foerster, und es war eine der erstaunlichsten Leistungen dieses vorzüglichen Offiziers, daß er den nur einmal erkundeten vielstündigen Weg in der Nacht wieder auffand. Das heißt, den eigentlichen Weg hatten

wir im Dunkel bald verloren. Beim Zurückkehren am nächsten Tage sah ich, daß er sich nicht allzuweit von uns entlang zog, während wir selbst immer über die Hecken und Gräben der chinesischen Ackerfelder geritten waren. Aber um so merkwürdiger war von Foersters indianerhafte Gewißheit der richtigen Direktion.

Was unsere doch bereits stark mitgenommenen Pferde auf diesem Pfade leisteten, war bewundernswert. Bald ging es über Sturzacker, bald über Steingeröll, bald wateten wir längere Zeit in einem schlüpfrigen Bachbett. Hier war ein tiefer Graben zu überspringen, dort über einen wackeligen Steinwall zu klettern. Langsam, mit vielem Halten, ging deshalb der Marsch vorwärts. Die eigentümlich ernste Stimmung der Nacht lagerte über allen. Kein einziges lautes Wort wurde hörbar, nur leise Rufe, die, von Mann zu Mann gegeben, die Truppe entlang wanderten.

„Halt, aufschließen!"

„Achtung, Graben!"

„Vorsicht, links ein Loch!"

„Ist die Kompagnie heran?"

„Ja" —

„Dann weiter!"

Von Zeit zu Zeit sieht man vorn den schwachen Schein eines Streichholzes aufblitzen, wenn von der Spitze ein besonders schwieriges Terrainhindernis getroffen ist. Längs des Zuges glimmen kleine Lichtpünktchen, die Zigarren. Alle Unterhaltung aber stockt, jeder hängt schweigend seinen Gedanken nach.

Um Mitternacht wird eine halbe Stunde auf freiem Felde gerastet, unter Austausch der spärlichen erwärmenden Getränke, die vorsorgliche Gemüter mitgenommen haben; dann geht es in gleicher Weise fort.

Je weiter es gegen Morgen kommt, um so kälter wird die Nacht; der Frost kriecht von den Steigbügeln aufwärts in die im Sattel erstarrten Beine, ein kalter Wind macht sich auf, der uns aus dem vor uns liegenden Gebirgsthal entgegenweht und allmählich auch Mantel und Rock durchdringt und denjenigen, die,

wie ich, noch einen Sonnenhelm mit freier Luftzirkulation tragen, sehr unerfreulich den Schädel bestreicht. Von Zeit zu Zeit durchqueren wir ein spukhaft vor uns auftauchendes Dorf, das vollkommen verlassen scheint. Nur Hunde heulen hinter den geschlossenen Hofthoren.

So reiten und marschieren wir fort bis gegen drei Uhr. Schon seit unserer Mitternachtsrast mußten die Zigarren gelöscht und das Entzünden eines Streichholzes unterlassen werden, um unser Kommen dem Feinde nicht zu verraten. Jetzt ertönt plötzlich das leise Kommando:

„Halt, absitzen! Gewehre zusammen!“

Major von Foerster mit dem Stabsarzt Dr. Berg und einigen Leuten verschwindet im Dunkel. Er will die Befestigungen, in deren Nähe wir angekommen sind, noch einmal rekognoszieren; wir sollen hier seine Rückkehr erwarten.

Die Stelle, wo wir rasten, ist ein öder, flacher Thalgrund, erfüllt von großen und kleinen Geröllsteinen, zwischen denen dürres dorniges Gestrüpp wächst, sonst nichts. In der Nähe hören wir das Rauschen eines Wassers, sehen es aber nicht. Dunkle Gestalten wandeln leise hin und her oder hocken stumm auf den Steinblöcken. Es ist allmählich grimmig kalt geworden, und die Sehnsucht wünscht den Morgen und die Sonne herbei.

Mit einem Male leuchtet über der hohen Bergwand im Osten ein feiner silberner Schimmer auf. Sollte das schon die Dämmerung sein? Oder ist es der Mond? Nein, ein kleiner Lichtpunkt tritt hinter der Bergkante hervor, scharf und strahlend, wie ein wundervoll funkelnder Diamant. Der schönste aller Sterne, Venus, ist es, der Morgenstern, der Vorbote wenigstens des Tages. Langsam sehen wir sie am dunklen Himmel aufwärts schwimmen. Dann überwältigen uns aber die Müdigkeit und das Schweigen der Nacht; einer nach dem andern sucht sich irgend einen Feldstein, auf dem er seinen Kopf am wenigsten hart betten kann, und bald liegt alles, die Leute wie die Offiziere, in die Mäntel eingewickelt, auf dem nackten Steinboden, über den der eisige Wind dahinstreicht, und schläft fest und ruhig.

Um fünf Uhr weckt uns wieder leises Kommando. Die Venus ist inzwischen weit am Himmel emporgewandert, und die erste Morgendämmerung beginnt nun wirklich die Formen der Gegend zu enthüllen. Major von Foerster ist zurückgekehrt, es geht weiter zu Fuß in leisem Eilschritt; die Pferde werden mit einigen Burschen



Am Fuß des Passes von Tsekingkwan.

zurückgelassen. Noch eine Stunde etwa wandern wir, dann sind wir zur Stelle. Der flache Thalboden, in dem wir bisher marschiert sind, ist zu Ende, ein typischer Thalschluß liegt vor uns, dessen Wände bis gegen 400 Meter ansteigen. In der Ferne geradeaus sehen wir im Morgenlichte den nur wenig in den Gebirgskamm eingesenkten Paß, den die Straße zu überschreiten hat, und der nach

der Karte den Namen Tsekingkwan trägt. In seiner tiefsten Scharte erkennt man ein starkes Mauerthor, neben dem rechts und links auf der Höhe zwei Türme stehen. Graues Mauerwerk ist auch etwas unterhalb des Passes am Berge sichtbar, und ganz unten am Fuß des Aufstiegs, dicht vor uns, schließt ebenfalls eine Mauer mit Bogenthor den Pfad. Einige Häuschen liegen vor dem letzteren.

Major von Foerster ist an unserer Spitze. Von Ermüdung ist an dem stählernen Manne, der den vorgestrigen Rekognoszierungsritt und den heutigen Nachtmarsch hinter sich hat, nichts zu bemerken. Im Gegenteil, dies ist die Gelegenheit, sein ganzes Temperament zu entfalten. Ein paar Chinesen regen sich zwischen den Hütten; im Nu sind sie überfallen und festgenommen, ehe sie den Versuch machen können, unsere Ankunft weiter oben zu melden. Und nun geht es im Sturmschritt durch das offenstehende untere Thor und den Bergpfad aufwärts, der hier in Serpentinen zwischen hoch überragenden Wänden ansteigt.

W., Dr. G. und ich sind mit an der Spitze des Zuges, unsere ungeübten Augen bemerken aber noch nichts Verdächtiges, als plötzlich, um 6 Uhr 15 Minuten, ein Schuß fällt. Major von Foerster, der einige Schritte vor uns ist, hat ihn aus seiner Mauserpistole auf einen chinesischen Soldaten abgegeben, den er hinter einer Steinverschanzung am Wege im Anschlag auf ihn gesehen hat. Wir stürmen ihm nach um eine Felsenecke, und „beng", „beng!" tönt es über eine vor uns nach links absteigende Schlucht herüber entgegen, das Pfeifen von Kugeln zieht über unsere Köpfe hinweg. In einer Entfernung von etwa 150 Metern liegt eine Gruppe kleiner Häuser an der dort emporsteigenden Straße, die von einem Dutzend chinesischer Wachtposten besetzt scheinen. Augenblicklich antwortet unsere Avantgarde; ein kurzes, aber heftiges Feuergefecht entwickelt sich, herüber und hinüber. Die Chinesen schießen zunächst sehr wacker, nach kaum zehn Minuten jedoch sieht man sie drüben entlaufen; auf der Flucht werden noch einige abgeschossen, ehe der Rest um die nächste Felsenecke verschwindet.

Der Erfolg beflügelt unsere Leute, aber wir haben auch Ver-

luste gehabt. Vier Soldaten sind getroffen. Einer ist gleich tot, zwei sind schwer verwundet und liegen regungslos am Boden, der eine durch einen Brust-, der andere durch einen Bauchschuß hingestreckt. Namentlich der letztere muß schwere Qualen leiden, denn der Schuß hat die Patronentasche zerschmettert und deren Splitter anscheinend in seinen Körper getrieben. Ein Vierter hat einen Schuß durch die Fleischteile des Beines und möchte durchaus gleich mit weiter.

Auch Major von Foerster ist unter den Verwundeten; ein Schuß ist gegen die Mündung seiner Mauserpistole geschlagen, und deren Splitter haben ihm die Hand verletzt. Ungeachtet dessen stürmt er, sobald er drüben die Feinde fliehen sieht, mit seiner Umgebung weiter vorwärts in die eroberte Position hinein, wo er sich mit dem Gewehr eines der gefallenen Chinesen neu bewaffnet. Es zeigt sich, daß die Chinesen Mannlicher-Gewehre allerneuester Konstruktion besitzen.

Während wir Civilisten inzwischen dem Arzt bei den Verwundeten Handreichungen leisten, kommt das Gros unserer kleinen Truppe heran. Mit ihm gehen wir weiter.

Sechs Chinesen, kräftige, junge Leute in der Kleidung der regulären Truppen, liegen erschossen drüben am Wege, meist durch den Kopf getroffen. Unsere Leute bücken sich und entnehmen ihnen kaltblütig die Patronen, die ja auch für unser Infanteriegewehr passen. Kaum sind wir um die Felsennase gedrungen, hinter welcher die Chinesen verschwanden, so beginnt das Feuer von neuem.

Der Pfad wird von hier ab immer schwieriger. Im Zickzack windet er sich um Bergecken, die vorübergehende Deckung geben; dann ist er wieder frei den Salven ausgesetzt, die von der Paßhöhe herunterprasseln. Er wird zugleich immer steiler und steiniger, um sich zuletzt — obwohl er nach den Karten eine der Hauptstraßen von Petschili nach Schansi ist — in eine Art Felsentreppe zu verwandeln, die nur für sehr klettergeübte Maultiere gangbar sein kann. Mit Gestrüpp überwachsene Bergwände von mehreren hundert Metern Höhe steigen zu unserer Rechten empor, den linken Flügel der chinesischen Position überragend. Auch links von uns ist das der Fall;

aber eine tiefer gelegene Schlucht ist zu durchschreiten, ehe man sie erreichen kann. Das Gelände ist außerordentlich schwierig, jeder Vorteil ist auf seiten der Chinesen, wenn sie ihn zu benutzen wissen; es muß jetzt ein ganz regulärer Schützenangriff durchgeführt werden, von Position zu Position. Unter Führung des Majors von Foerster und des Hauptmanns Bartsch schieben sich die zwei Züge der achten Kompagnie auf dem flachwelligen Boden zur Linken unseres Pfades staffelweise gegen den Paß vor, während der Zug der siebenten Kompagnie und die abgesessenen Meldereiter unter den Leutnants Wilde und von Stockhausen den Auftrag erhalten, die Höhen rechts zu erklettern und die Position der Chinesen von oben her zu umgehen.

Das scharfe Feuergefecht dauert ununterbrochen fort. Die Chinesen müssen sehr zahlreich sein und wahre Massen von Munition haben; sie überschütten uns mit unausgesetzten Salven. Pfeifend, oder auch flirrend fliegen die Gewehrkugeln über uns dahin; zuerst durchweg zu hoch, später lernen die Schützen merklich besser zielen.

Zu Beginn des Gefechts war nur Gewehrfeuer vernehmbar, bald aber horchen wir auf: ein dumpfer Krach schallt herüber, ein Brummen und Heulen zieht durch die Luft, von einem grasigen Abhang links thalabwärts steigt eine kleine Rauchwolke auf — sie haben Kanonen! Richtig entdeckt auch der Krimstecher mehrere solcher oben am Passe; eine steht gerade über dem Mauerthore. Sie scheinen uns mit Granaten und Schrapnels zu beschießen, müssen die Sache aber nicht richtig handhaben und wahrscheinlich, wie öfter, vergessen, die Zünder hinzuzuthun, denn wir sehen kein Geschoß platzen. Und das ist ein Glück, denn einige schlagen unmittelbar in der Nähe der Schützenlinien ein oder fliegen dicht über sie hinweg.

Über alles Lob erhaben ist die Haltung unserer Leute. Gleich beim ersten Angriff hatten sie ihre Kameraden neben sich fallen sehen, aber keiner von ihnen zuckte auch nur mit der Wimper; es war, als ob sie keine Nerven hätten. Sicher und kaltblütig, als

sei es im Manöver und das Geknatter vor ihnen nur Platzpatronen, luden sie ihre Gewehre, zielten und drückten ab oder stürmten mit Hurra vorwärts zur nächsten Position. Anfänglich schossen sie im leichtbegreiflichen Feuereifer zu viel und verknallten nutzlos die nur in beschränktem Maß vorhandene Munition. Später stellten sie auf Mahnung der Offiziere auch dies ab, und viele von ihnen hatten am Ende des Gefechts noch reichlich Patronen. Keinen Augenblick versagte die in Fleisch und Blut übergegangene Disziplin, nur waren allenthalben eher Übereifrige vom unvorsichtigen Vordringen zurückzuhalten, als Zaudernde anzuspornen. Unsere Offiziere besonders zu loben, halte ich für überflüssig; ich begegnete einem, der hoch aufrecht über einer am Boden liegenden Schützenlinie stand, im schärfsten Feuer, und seelenruhig dabei eine Cigarette rauchte. Als ich ihm später sagte: „Aber, Herr Major, das war doch nun Unsinn“, meinte er: „Sie haben ja eigentlich ganz recht; erzählen Sie es nicht meiner Frau. Aber sehen Sie, ich gehöre eigentlich gar nicht zur Truppe und laufe hier nur so immer als ein sogenanntes „großes Tier“ mit herum; da fühlte ich, daß die Leute doch deutlich sehen müssen, wie man auch in den Momenten der Gefahr vornan ist.“ Und er hatte recht, so muß es sein, und so ist es auch ohne Ausnahme gewesen. (Da die Gattin es heute doch weiß, so will ich verraten, daß es Wyneken war.)

Sehr interessant war es mir, bei mir selbst und durch Erkundigungen bei anderen den subjektiven Einfluß eines ersten Feuergefechts auf Seele und Körper festzustellen, über den so viel geschrieben worden ist. Einstimmig wurde mir versichert, daß zunächst von jener bekannten körperlichen Wirkung, die Zola im Débacle beschreibt, niemand etwas verspürt habe; auch das bekannte unwillkürliche Verbeugen, selbst in Deckung, sah ich nicht. Es war auch psychisch gar keine besondere Aufregung, mit der man das Pfeifen der Kugeln anhörte, vielmehr ein ganz sachliches Interesse an den Verschiedenheiten des Schalles. Ich erkläre mir dies einmal durch die bekannte Erscheinung, daß jedermann das erste Gefecht, in dem er steht, immer am wenigsten ernst nimmt, und zweitens aus der

bei allen so tief eingewurzelten Überzeugung, daß chinesische Schüsse doch eigentlich nur durch Zufall treffen könnten.

Im Lauf des Gefechts kam der General von Gayl mit seinem Gefolge heran. W. und G. schlossen sich ihm an, während ich jetzt rechts eine Höhe erklomm, um von dort einen besseren Überblick über das Gesamtgefecht zu gewinnen. Ich erreichte sie nach anstrengender Kletterei in einem Moment, wo das Gefecht etwas zum Stillstand gekommen war, insofern unsere Leute fast gar nicht mehr schossen. Die zwei Züge unter von Foerster und Bartsch lagen jetzt schon weit voraus unterhalb des Passes in Deckung und warteten ab. Weiter links in der Ferne sah ich einen kleinen Zug von vielleicht einem Dutzend Mann, der äußerst verwegen die Thalschlucht überschritten hatte und auf schwierigen Pfaden versuchte, den Feind auch auf seiner rechten Flanke zu umgehen. Als ihren Anführer erkannte das Glas den Major Wyneken.

Das Feuer der Chinesen prasselte unvermindert von der Paßhöhe herunter. Scharf zeichneten sich am Fuße der Türme und auf den Zinnen des Mauerwerks die kleinen Gestalten der chinesischen Offiziere ab, die ebenfalls mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit — obwohl sie die reinen Zielscheiben waren — das Gefecht leiteten. Eine Weile, das muß ich sagen, glaubte ich beim Anblick dieser strategischen Position und der geringen Zahl unserer Mannschaft, die ja nicht hundert Gewehre betrug und aus Munitionsmangel ihr Feuer schon einschränken mußte, daß die Sache doch noch „schief gehen" könne. Die Kolonne von Normann, die heute früh uns mit der Artillerie aus Lunghwatiën nachrücken sollte, konnte ja schwerlich vor Mittag zur Stelle sein.

Als ich, von Dornen zerfetzt, wieder unten auf dem Pfade ankam, war die Situation insofern sehr unangenehm geworden, als die Chinesen sich schließlich doch vortrefflich auf den Felsenpfad eingeschossen hatten und seine ungedeckten Stellen mit scharfen Salven bestrichen. Klatschend prallten die „Geller", die aufschlagenden Kugeln, gegen die Felsen. Springend und rennend erreichte ich aber glücklich den inzwischen weiter vorgeschrittenen General

von Gayl und meine Genossen. Kurz hinter uns kamen auch die ersten Mannschaften der englischen Kavallerie — zu Fuß natürlich —, die heute früh aus unserem Quartier aufgebrochen waren, den Berg herauf, in der bekannten englischen Bravour, ohne sich irgendwie um das Feuer zu kümmern. General von Gayl dirigierte sie auf die Berghöhen unseres rechten Flügels hinauf, damit sie die dortigen Operationen, von denen wir den Ausschlag erwarteten, unterstützen sollten. Ich muß aber zur Feststellung der Wahrheit bemerken, daß diese Truppen nicht mehr wirklich ins Gefecht hineingekommen sind. Die Entscheidung fiel, ehe sie zum Schuß kamen. Dies gegenüber englischen Zeitungen, die aus dem zeitlichen Zusammenfallen jenes Eintreffens mit dem Schluß des Gefechts ein ursächliches gemacht haben.

Es war nach neun Uhr, drei Stunden fast hatte das Feuer jetzt gedauert, als meine Kameraden und ich wiederum eine Höhe erklommen, um Überschau zu halten.

Ja, was war denn das? — Unmittelbar am linken (chinesischerseits) Turm der Festung sahen wir durchs Glas eine Anzahl kleiner Gestalten vorwärts laufen — unsere Soldaten! Der Sturm war im Gange. Dem Zuge unter Wilde und von Stockhausen war die Gewinnung der Höhen gelungen, das Feuer von oben erschütterte plötzlich den Mut der Chinesen, sie begannen zu fliehen. Mit Hurra stürmten nun unsere Jungen heran, eroberten mit Bajonettangriff den Mauerturm und die Zinne des Mauerthors selbst. Die Leutnants Muther, von Stockhausen und der Artillerieleutnant Richter, der sich dem Zuge angeschlossen hatte, waren es, welche die gefährliche Kanone auf dem Thore zuerst erreichten. Sie erwies sich als ein Schnellfeuergeschütz ganz moderner Konstruktion. Auch ein zweites derselben Art wurde unweit davon erobert. Die übrigen Kanonen waren unbehilfliche eiserne Vorderlader aus Urväterzeit.

Der Kampf war damit nicht zu Ende, das Feuer vom rechten Turme her dauerte fort. Jetzt ging aber die Hauptabteilung unter von Foerster und Bartsch ebenfalls mit Hurra zum Sturme vor, und noch ehe sie von der Mitte her die Höhe erklommen, hatte auch

Major Wyneken mit seiner kleinen Schar die rechte Flankenhöhe erstiegen und eröffnete von dort den Angriff.

Das brach den Widerstand der Chinesen vollends, in hellen Haufen flüchteten sie vom Passe abwärts nach der dahinter gelegenen Thalsohle hinab.

Um 9 Uhr 30 Minuten war der Sieg gewonnen, die deutsche Flagge wehte auf den Thortürmen von Tsekingkwan.

Ohne Zögern aber machte sich der unermüdliche Major von



Major von Foerster bei Tsekingkwan.

Foerster mit einem Teil seiner Truppen an die Verfolgung der fliehenden Feinde, bei der noch etwa fünfzig Feinde erschossen wurden. Ungefähr ebensoviele Tote fand man in der Umgebung des Passes. Nach der Aussage eines Gefangenen hatten am Passe drei Bataillone regulärer chinesischer Truppen gestanden. Unter Berücksichtigung, daß die faktische Stärke der chinesischen Bataillone hinter der Nominalzahl (5—600) meist erheblich zurückbleiben wird, mögen uns also etwa 1200 Mann gegenüber gewesen sein. Zwei der Bataillone waren Mandschutruppen aus Peking unter dem General Wu, das dritte chinesische Truppen unter dem General Tsche und gehörte nach der Nachbarprovinz Schansi. Da diese Leute durchgehends vorzüglich bewaffnet waren — das Mannlicher-Gewehr ist vielleicht noch besser als das unserige — und da sie ferner nicht

schlecht geführt wurden und auch bis zum letzten Sturm, wo sie den Kopf verloren, sich persönlich gut gehalten hatten, so ist die Leistung, daß wir sie mit hundert Gewehren aus einer derartig glänzenden Position vertrieben, wirklich ausgezeichnet zu nennen.

Fast gleichzeitig mit dem Schluß des Gefechts war am Fuß des Passes das Gros des Detachements von Normann eingetroffen, das früh am Morgen von Lunghwatiën aufgebrochen war; äußerst



1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12 13. 14.

schnell, aber eben doch zu spät, um noch ins Gefecht einzugreifen; alles war schon von der kleinen Avantgarde gethan. Trotzdem bleibt ihr rascher Anmarsch, zumal die Ankunft der schweren Artillerie auf dem schwierigen Wege in so kurzer Frist, ebenfalls eine That, die ihres Ruhmes wert ist.*)

Wir hatten zwei Tote zu beklagen und zwei sehr schwer Ver-

*) Obiges Bild ist nach dem Gefecht am Fuß des eroberten Mauerthors aufgenommen. Die Persönlichkeiten sind von links nach rechts: 1) ein englischer Offizier, 2) Wilhelmi, 3) Maler Rocholl, 4) Hptm. Dannhauer, 5) Oblt. Graf Königsmarck, 6) Major Frhr. von Marschall, 7) Hptm. Woijik, 8) Generalmajor Frhr. von Gayl, 9) Oblt. Wachs, 10) Oberstlt. von Boehn, 11) Hptm. von Blottnitz, 12) Hptm. von der Groeben, 13) Dr. Genthe, 14) Dolmetscher Boos.

wundete, die noch am nächsten Tage ebenfalls starben. Daneben eine Anzahl Leichtverwundeter. Das Gefecht von Tsekingkwan war natürlich keine Schlacht, die sich mit den großen Kämpfen des deutsch-französischen Krieges irgendwie vergleichen läßt; allein auf diesem Kriegsschauplatze hier war es doch immerhin mit das Ernsteste, was seit den Kämpfen um Tientsin und Peking vorgefallen ist, und jedenfalls hatte es Gelegenheit gegeben, zu zeigen, daß der deutsche Soldat hier draußen seinen hohen Ruf verdient.

Itschou, den 1. November.
(Fortsetzung.)

Während des Gefechts im Engpasse war die Sonne aufgegangen zu einem wunderschönen Morgen; jetzt lag sie hell und lachend über der Landschaft, als wir alle oben am Fuß der Türme versammelt waren. Die Aussicht vom Passe war groß und eigenartig. Nach Osten schauten wir über den steilen Serpentinenpfad hinab, den die Salven der Chinesen drei Stunden lang bestrichen, und über diesen flog der Blick zwischen hohen, parallelen Bergwänden weit in das Thal hinaus, durch das uns unser romantischer Nachtritt geführt hatte. Nach Westen zu blickten wir ebenfalls abwärts in ein breites, fruchtbares Thal, das in nord-südlicher Richtung verlief und jenseits wieder von hohen Bergketten begrenzt wurde. Alle Bergformen waren kühn und malerisch, wenn auch vollkommen waldlos; besonders die höchsten Kämme starrten als wildzerrissene, kahle Gräte empor.

In dem westlichen Thal sahen wir eine kleine Stadt liegen; das übliche Wallkarree umgab ihre bescheidene Häusermasse. Was aber weit mehr in die Augen fiel, war ein mächtiger, doppelter Mauerwall, der noch vor der Stadt, kurz ehe die vom Passe herniedersteigende Straße das Thal erreicht, quer über diese hinwegläuft und rechts und links die Berge hinansteigt. Ein zinnengekrönter Thorbogen läßt die Straße hindurch (Abb. S. 241). Auch über ihm flatterte jetzt die deutsche Fahne, nachdem die verfolgenden Truppen den Wall, ohne weiteren Widerstand zu finden, samt dem

das dahinterliegenden Stadtkarree genommen hatten. Die Richthofensche Karte verzeichnet hier den Ort Schangtschönn, aber östlich von der Mauer. Er muß westlich davon angesetzt werden.

Der Anblick des Bauwerks war überraschend und bedeutend, um so mehr, als wir in ihm zweifellos ein Stück der „großen chinesischen Mauer" vor uns hatten. Es lag genau an der Stelle, wo die auf chinesischen Darstellungen beruhenden Karten diese er-



Die große Mauer am Paß von Tsekingkwan.*)

warten ließen. Daß sie nicht am östlichen Fuß des Passes lag, von wo wir ihn angegriffen hatten, sondern an seinem westlichen, stimmt durchaus zu dem Zweck dieser Strecke der chinesischen Mauer, die Provinz Petschili gegen Angriffe vom westlichen und nördlichen Innerasien her zu schützen. An einen Feind, der von der Seeseite kommen könnte, dachte zur Zeit ihrer Erbauung niemand.

Es entstand allerdings sofort an Ort und Stelle ein leidenschaftlicher Streit, ob wir wirklich an der „Großen Mauer" seien oder nicht. Man behauptete, diese läge viel weiter nördlich, an den Grenzen der Mongolei. In Wahrheit liegt die Sache so:

*) Nach einer Aufnahme des Freiherrn von Marschall.

Die Riesenbefestigung, die man die „Große Mauer“ nennt, das großartigste Werk des alten China, in ihrer ersten Anlage bereits auf den Kaiser Schihwangti, zweihundert Jahre vor Christi Geburt, zurückgehend, beginnt in der heutigen, zur Zeit der Ming-Dynastie (1368—1644) ihr gegebenen Gestalt am Ostmeere bei Schanhai-kwan. In Form eines majestätischen Mauerwalls ersteigt sie dort die Gebirge und entschwindet dem Auge, um, chinesischen Karten zufolge, ununterbrochen über Thäler und Höhen weiter nach Westen zu ziehen. Im Meridian von Peking ungefähr teilt sich die Mauer in zwei Arme, von denen der nördliche in der That an der Grenze der Mongolei entlang läuft, während der südlichere sich der Ebene von Petschili nähert. Erst weit im Westen, in der Nähe des Hwangho, vereinigen sie sich wieder zu einer Linie, die dann tief nach Innerasien hineinzieht, um dort am Rande der Gobiwüste bei dem Orte Kiayükwan, 1500 Kilometer westlich von Peking, zu endigen. An dem südlicheren der beiden genannten Arme liegt unweit Pekings der bekannte Nankou-Paß, wo die Mauer in Friedenszeiten häufig durch Touristen von Peking aus besucht wird, und von der fast alle unsere bisherigen Abbildungen und unsere populären Vorstellungen von ihr herstammen. Hier ist die Mauer großartiger als irgendwo ausgestaltet. An demselben Arme, etwas weiter nach Westen, befanden wir uns in Tsekingkwan.*)

Es ist oft die Frage aufgeworfen worden, ob die chinesische Mauer wirklich überall ein zusammenhängender Wall ist. Von vorn-herein muß man sich sagen, daß eine Unsinnigkeit darin liegen würde, wenn man eine Mauer an Stellen bauen wollte, wo von selbst kein Lebewesen passieren kann, wo also weder ein feindlicher Angriff zu besorgen, noch ein Zollschmuggel zu fürchten ist. Das letztere zu verhindern, ist nämlich ein sehr wesentlicher Nebenzweck, heute der

*) Es zweigt sich von diesem noch ein weiterer Arm ab, der nach Süden zwischen den Provinzen Schansi und Petschili hindurchstreicht. Die Ansatzstelle dieses Armes liegt aber noch erheblich westlich von Tsekingkwan. Er ist bei den späteren Zügen im Frühling 1901 an mehreren Stellen berührt worden. Der Teil von Nankou und der Nordarm (bei Kalgan) wurde von der Expedition Yorks erreicht.

hauptsächlichste der Mauer. Was wir hier vor uns sahen, war nun zweifellos nicht das Stück eines zusammenhängenden, gleichmäßig über Gebirge und Thäler hinziehenden Walles, sondern in der That nur eine Thalsperre, denn die Mauern wurden nach der Höhe der Bergflanken zu, an denen sie emporstiegen, immer niedriger und niedriger und hörten oben gänzlich auf.

Es war erheblich nach Mittag, als wir endlich wieder unten am Fuß des Passes eintrafen, wohin inzwischen der chinesische Mafu unsere Ponies geführt hatte, und wo wir den ersten Bissen seit gestern abend genießen konnten. Unsere armen Tiere, denen der Sattel seit ebenso lange nicht abgenommen worden war, hatten sich inzwischen lediglich von den Gräsern am Wege nähren können. Trotzdem trugen sie uns tapfer, ohne ein Zeichen besonderer Ermüdung, bis Sonnenuntergang wieder zu unserem Nachtquartier Lunghwatiën zurück, und am nächsten Tage ebenso nach Jischou, wiederum mit dem anstrengenden Umweg über die Kaisergräber, die wir doch noch einmal, wenn auch noch so flüchtig, besuchen wollten.

In den Siling-Gräbern hatten inzwischen nach Vereinbarung mit Oberst von Normann die Franzosen die Wache übernommen; sie wollten in den großen chinesischen Kasernements, wie wir hörten, ihre Winterquartiere aufschlagen.

Ohne Führer fanden wir drei diesmal den Weg durch den Park zu dem schönen Grabe der Gattin Kaiser Yungtschings. Schon beim Anreiten über die Marmorbrücke fiel uns aber auf, daß keiner der vielen chinesischen Tempelhüter mehr vorhanden war; die unbewachten Thüren standen offen. Wir gaben unsere Pferde dem Mafu zu halten, schritten über den leeren Hof und die Marmorterrasse und — prallten zurück, als wir das Innere des großen Pavillons betraten. Was wir jetzt vor uns sahen, an Stelle jenes stimmungsvollen Gemäldes von vor drei Tagen, war das Bild einer barbarischen, gemeinen Verwüstung. Eine Horde von Räubern war darüber geraten. Nicht nur waren die Cloisonné-Vasen, die Por-

zellane, die Bronzen, die Teppiche und seidengestickten Decken u. s. w. fortgeschafft bis aufs Letzte, sondern es war heruntergerissen und fortgebrochen, was nur mit Gewalt vom Platz zu bewegen war. In den heiligen Nischen hingen die Fetzen der ehemaligen Stoffe herunter, mit denen sie ausgeschlagen gewesen, Scherben, Perlen und Flitterstücke von Stickereien lagen am Fußboden; selbst von den Polstern der Thronsessel war das kleinste Stückchen Seide herabgezerrt, so daß jetzt die Watte aus der nackten Fütterung hervorquoll. Stroh, Stricke, Kisten lagen herum; das Ganze sah wüst aus wie ein Packhof.

Wer das gethan, weiß ich nicht zu sagen. Die Franzosen behaupteten, die Engländer seien es gewesen, die Art der Verwüstung offenbare ganz die bekannte Technik der Inder; diese schoben es wieder den Franzosen zu. Möglich, wenngleich nicht wahrscheinlich, wäre es auch, daß Chinesen selbst es in einer Zwischenzeit der Unbewachtheit gethan haben. Sicher jedenfalls ist, daß unsere Soldaten es nicht gewesen sind. Denn sie waren damals vor drei Tagen schon vorübergezogen, als wir das Grab unversehrt fanden, und heute waren sie wiederum noch hinter uns zurück; sie waren also während der Zeit, wo es geschehen, nicht dort gewesen.

Auf alle Fälle ist hier etwas zerstört worden, was einzig war. Ich will zugeben, daß sich vom Standpunkt des Krieges vielleicht eine Zerstörung der Kaisergräber verteidigen läßt, um des Eindrucks willen auf die widerspenstige Dynastie; allein sie hätte dann in anderer Weise gehandhabt werden müssen. Man hätte die Schätze wenigstens für europäische Museen nutzbar machen sollen!

In Itschou hatten wir gestern und heute die Rückkehr der Truppen v. Foersters abzuwarten, die noch am nächsten Tage kleine Rencontres mit versprengten Truppen in der Nähe der Großen Mauer gehabt hatten und die infolge des Transports der Verwundeten nur in kurzen Märschen vorwärtsgehen konnten. Zwei der Schwerverwundeten wurden wie erwähnt auf dem Rückmarsch noch von ihren Leiden erlöst, so daß der Kampf bei Tsekingkwan

im ganzen vier Tote gekostet hat. Die Namen der Tapferen sind: Musketier Christ und Musketier Baumgart von der 8., Gefreiter Hoffmann und Musketier Gaffe von der 7. Kompagnie des 2. Ostasiatischen Infanterie-Regiments.

Heute nachmittag um 4 Uhr sind sie mit allen militärischen Ehren beerdigt worden. In der Hauptstraße Itschous ordnete sich der lange Trauerzug. Voran fuhren auf Maultierkarren die vier chinesischen Särge, mit Nadelholzzweigen geschmückt und von Ehrenwachen geleitet. Dahinter folgten sämtliche Offiziere und die deutschen und italienischen Truppen. Die Engländer haben aus einem mir nicht bekannten Grunde die Feier versäumt; schwerlich wegen irgend einer feindseligen Stimmung, sondern nur aus dem bei diesem Stamme so oft hervortretenden Mangel an Sinn für die rücksichtsvolle Form. Langsam und schweigend bewegte sich die Prozession hinaus nach dem großen freien Felde, das an der Nordostecke Itschous zwischen Häusern und der Stadtmauer liegt. Und siehe, man hatte als Grabstätte für unsere Tapferen in hohem Feinsinn gerade den Fuß jener herrlichen Baumgruppe auserseher, von der ich zuvor gesprochen. So kam ich denn doch noch dazu, ihr Bild aufzunehmen; freilich mit einer Staffage, an die ich bei jenem Abendgang auf der Mauer vor vier Tagen nicht gedacht hatte!

Bestattung der Gefallenen von Tsekingkwan.

Die Stelle war in aller Form vom Mandarin der Stadt

durch Kauf erworben, und es war zugleich ausgemacht worden, daß sie für alle Zeit den Chinesen heilig und unverletzlich sein solle. Der Beamte hatte feierlich versichert, daß er die Verpflichtung des Schutzes auch seinen Nachfolgern hinterlassen würde. Ebenso sollte niemals ein Christ gehindert werden, das Grab zu pflegen oder seine Andacht dort zu verrichten. Eine Tafel in chinesischer Schrift mit einer entsprechenden amtlichen Verfügung stand bereits unter den Bäumen. So war alles geschehen, was geschehen konnte, um unseren Toten einen ruhigen Schlummer in fremder Erde zu sichern.

An der gemeinsamen Gruft angekommen, bildeten die Truppen ein Karree um sie herum, und unter den wunderschönen, ernsten Klängen des „Jesus, meine Zuversicht" senkten sich langsam die Särge hinunter. Hierauf trat Oberstleutnant Pavel an den offenen Rand und hielt eine Gedächtnisrede, so einfach, so voll echter Wärme und Mannhaftigkeit: kein Geistlicher hätte würdiger, keiner sicher ergreifender sprechen können, als hier der Kamerad zu Kameraden. Dann rollten die drei Salven über die Gruft. Die Schollen fielen hernieder und häuften sich zum Hügel, der zuletzt mit Zweigen und Kränzen überdeckt wurde. Einer der letzteren, mit grün-weiß-roter Schleife, trug die Aufschrift: Gli Italiani ai camarati di battaglia.

Lange stand ich noch, während die Truppen still von dannen zogen, und betrachtete das Bild dieses deutschen Soldatengrabes hier im fernen China. Das Goldlicht der scheidenden Sonne lag verklärend auf den hohen Wipfeln über der Stätte, im Hintergrunde zog sich die dunkle, ernste Linie der fremden Stadtmauer dahin, und in zartestem, ätherischem Violett schauten die fernen Gebirge über sie herüber, in denen die Braven ihren Heldentod gefunden hatten.





Die Bagage in der Furt.
(S. 256)

Am Fuß der Berge nach Peking.

Saholing, den 3. November.

Der Ort, von dem ich datiere, ist ein kleines Dorf vor den Thoren der Stadt Tschotschou an der Heerstraße von Peking nach Pautingfu.

Mit nicht geringer Sorge waren wir vorvorgestern von unserem mehrtägigen Ausfluge zum Paß von Tsekingkwan und den Siling-Kaisergräbern in unser Quartier nach Itschou zurückgekehrt. Wir hatten den größten Teil unserer Habe und unserer Dienerschaft dort, wie sich der Leser erinnert, unter der Obhut unseres Nummer-eins-Boys zurücklassen müssen. Allerdings hatten wir der gesamten Gesellschaft von Boys, Mafus und Kulis mit den fürchterlichsten Orgien unseres Zornes gedroht, wenn sie sich inzwischen auch nur die geringste Nachlässigkeit zu schulden kommen ließen oder irgend etwas abhanden käme; allein höchst bedenklich blieb das Experiment doch.

Das Quartier, welches wir besetzt hatten, war das Gehöft eines wohlhabenden muhammedanischen Lichtziehers. Wir thaten dabei

alles in der Sachlage Mögliche, um uns in den Augen der ausquartierten Besitzer als Gentlemen und sympathische Charaktere einzuführen. So hatten wir bei der Kunde, daß in einem der kleinen Häuschen des Haupthofes die Mutter des Besitzers wohne, sofort durch unseren Boy erklären lassen, wir würden niemals auch nur die Schwelle dieser Wohnung betreten. Mit unzähligen Verbeugungen und höflichstem Lächeln sagte uns der Besitzer Dank dafür; allein zu trauen schien er uns doch nicht, denn am Nachmittag sahen wir plötzlich, wie er in einem günstigen Augenblick mitsamt der alten Dame, einer ungeheuer dicken Frau, die ihm rittlings auf dem Rücken saß, aus dem Hause lief. Seitdem ihm dies, ohne Frage mit Hilfe unserer Chinesen, geglückt, sahen wir ihn und seine Nachbarn stets um das Haus herumstreichen und mit unseren Boys die verbindlichsten und verdächtigsten Gebärden austauschen.

Aber nicht nur und nicht am meisten fürchteten wir chinesischen Besuch in unserer Abwesenheit, sondern noch mehr den requirierender Soldaten von der in Itschou zurückbleibenden Besatzung. Denen gegenüber hätte unser guter alter Chinesenboy keinerlei Autorität gehabt.

Wir entschlossen uns deshalb, auch Dr. G.'s kleinen Samoaner zurückzulassen und ihn mit einer schriftlichen Urkunde in verschiedenen Sprachen auszustatten, die ihn als Verwalter unseres Eigentums auswies und die deutsche Hauptwache bat, ihm im Notfalle Hilfe zu leisten.

Das Vertrauen in Pelettis Gewandtheit hatte uns nicht getäuscht. Der Besitz dieser Verschreibung hatte seine Brust mit Hochgefühl geschwellt; so eine Aufgabe war etwas für den kleinen stolzen Gesellen, in dessen Seele sich schon deutlich der geborene Krieger und Führer regt. Er betrachtete sich infolgedessen als den Herrn, und es war erstaunlich, wie rasch er sich den Gehorsam der ganzen Dienerschaft zu erzwingen wußte. Sie gehorchten ihm aufs Wort. Mit ihrer Hilfe hatte er nun den Hof wie eine belagerte Burg gestaltet. Er hatte Wachen an allen Eingängen postiert, die mit Furcht erweckenden Gebärden jeden Chinesen zurücktrieben, der auch

nur durch Unterhandlungen versuchte, den Eintritt zu erlangen. Er selbst hatte, die Flinte über der Schulter, regelmäßig diese Wachen inspiziert. Alles fanden wir unversehrt, als wir spät abends von Siling zurückkamen — angemeldet durch unsere mit den Maultieren vorausgesendeten Kulis —; ja mehr als das: auch der samoanische Schmuck- und Festsinn kam zum Vorschein. Peletti hatte die Vorratsräume des Lichtziehers entdeckt, daraus, selbstverständlich ohne jeden Skrupel über die privatrechtliche Seite der Sache, erstaunliche Quantitäten der gelben chinesischen Unschlittkerzen entnommen und mit unbekümmerter Verschwendung eine festliche Illumination zu unserem Empfange veranstaltet. Auf den Steinen, Bäumen, Fenstersimsen in sämtlichen Höfen des Anwesens, in den Durchgängen, auf den Schwellen, in unseren Wohnräumen, überall brannten die Kerzen, alles war in ein phantastisches, rötlich-gelbes Licht getaucht.

In der Küche brodelten überdies bereits die Töpfe; der Koch empfing uns mit einer sorglich bereiteten Mahlzeit. Während wir diese mit dem Appetit dreitägiger Entbehrung verzehrten, berichtete uns Peletti ganz sachgemäß über das inzwischen Vorgefallene.

Sofort nach unserem Wegritt hätten zahlreiche chinesische Nachbarn Einlaß begehrt und immer wieder mit den Boys verhandelt. Auch Soldaten hatten an die Thür gedonnert. Teils mit der Flinte, teils mit dem Papier habe er aber den Hof gänzlich freigehalten.

„Sehr schön. Und war sonst alles in Ordnung?“

„Nein, einer der Kulis hat von unseren Käsch gestohlen.“

„Teufel, das hast Du herausgebracht? Und was hast Du nun gethan?“

„Ich habe ihn verhaftet!“

„Was hast Du gemacht?“

„Ich habe ihn festbinden lassen. Ihr sollt ihn nun verurteilen.“

In der That fanden wir draußen einen strammen Chinesen an Händen und Füßen mit Stricken fest an einen Stützpfeiler des Daches gefesselt. Ohne Murren hatten die übrigen diesen Befehl des Jungen ausgeführt.

Zitternd und bebend stand das Unglücksgeschöpf seit Mittag an dem Pfeiler, augenscheinlich in der Angst, daß es ihm den Hals kosten würde.

Nun handelte es sich bei der Wertlosigkeit des Käsch um eine lächerlich geringe Summe, aber um der Disziplin in unserer kleinen Truppe willen mußten wir doch scheinbar auf den Ernst der Sache eingehen.

In dem nächtlichen, wunderlich illuminierten Garten wurde eine Gerichtsverhandlung in Szene gesetzt, die von weitem wie eine Sitzung der heiligen Vehme ausgesehen haben muß. Wir ließen uns drei Stühle kommen, auf denen wir uns, großartig wie Aiakos, Minos und Rhadamanthys, niederließen; rings standen die Chinesen ängstlich und respektvoll im Kreise, vor uns der Gefesselte.

Mitten in der feierlichen Handlung kam mir plötzlich das Gefühl, wie absonderlich doch eigentlich das alles war. Ich hier zur nächtlichen Stunde als Gebieter eines Chinesenhofs und Richter über gelbgesichtige Langzöpfe, spukhaft beleuchtet von flackerndem Lichtschein? — Gott, wie wäre ich mir als Knabe wohl vorgekommen, wenn ich dies Bild als einen Ausschnitt aus meiner Zukunft einen Augenblick lang hätte voraussehen können. Welch berauschende' Begeisterung das erzeugt hätte! Und jetzt? — Ein wenig fühle ich noch immer so, aber daneben mischt sich doch heute die Philosophie ein, die kopfschüttelnd fragt: was ist das ganze Leben eigentlich für eine wunderliche Komödie, und wer ist es, dem wir sie vorspielen müssen?

Rasch wurde übrigens durch Zeugenaussagen festgestellt, daß Peletti recht gehabt. Der Kuli hatte ein paar Schnüre der Kupfermünzen gestohlen, die wir in einem Sacke mitführten. Indessen die Angst, die der arme Kerl während der Verhandlung ausgestanden haben mußte, war Strafe genug gewesen. Es erging daher eine große Rede, wonach wir diesmal noch Gnade für Recht walten und es bei einer freundschaftlichen Verwarnung in Form einiger Stockstreiche bewenden lassen wollten. Er wurde dann losgebunden und der

Rest des Verfahrens durch einen Kuli zur allseitigen Zufriedenheit erledigt. Nur nicht zu derjenigen Pelettis; er hätte es, glaube ich, durchaus gebilligt, wenn wir dem Frevler für das unerhörte Vergehen am Eigentum seines Herrn den Kopf hätten abschneiden lassen.

Kriegerisches hat sich in den letzten Tagen nicht mehr ereignet. Zwar ging das Gerücht, daß sich in den Westbergen von neuem eine größere Truppenmasse gesammelt habe, und wir hofften daher für die nächsten Tage einen erneuten, nicht minder glorreichen Zusammenstoß mit ihnen wie bei Tsekingkwan, aber nichts dergleichen trat ein; wie eine Fata Morgana verflüchtigte sich beim Näherkommen jedesmal das vermutete Chinesenheer, wurde aber dafür von der stets dazu willigen und seit jenem Gefecht neu aufgeflammten Phantasie nur eine Strecke weiter projiziert. Jetzt sitzt es unfraglich in der Nähe von Fangschanhsiön!

Landschaftlich war freilich die Wanderung besonders fesselnd. Da wir dauernd nicht weit vom Fuß der Berge entlang zogen, so umfaßte das Auge fortwährend mit einem Blick die beiden Landschaftsformen der Ebene und des Gebirges, die hier so schroff einander ablösen. Die ungemein malerischen Bergwände näherten sich bald und traten dann wieder in dunstige Ferne zurück. Wir hatten hier noch immer den Ostabfall des „Höngschan" — um einen uralten Namen des Gebirges zu gebrauchen — vor uns, desselben gewaltigen Gebirgszuges, der sich im Westen von Pautingfu mit so großartigen und bizarren Zacken und Türmen emporreckt, und der seit uralten Zeiten durch seine eindrucksvolle Gestaltung die Ehrfurcht der Chinesen erregt hat. Gehört er doch zu den neun heiligen Bergen des alten China, die das Konfucius (551—478 vor Christus) zugeschriebene Buch Yükung aufzählt. Geologisch ist der Höngschan aber nur ein Teil jener gewaltigen, wohl auf einen gemeinsamen Abbruch beruhenden Höhenstufe, die vom südlichen China durch den ganzen Osten des Kontinents hindurch zu verfolgen ist, die in dem Randabsturz der Tafelländer von Schansi gegen die große Ebene von Petschili wieder auftritt, unter dem Namen des

Khingan-Gebirges den Ostrand der Wüste Gobi bildet und aller Wahrscheinlichkeit nach sich in dem Bogen des Stanowoi-Gebirges bis zur Behringstraße fort erstreckt.

Hier bildet sie den Randabbruch der Mongolei gegen die Große Ebene von China. Dieser Rand besteht nicht aus vollkommenen Tafelflächen, sondern ist von Gebirgskämmen durchzogen, die in südwest-nordöstlicher Richtung dahinstreichen. Daher haben wir hier nicht einen rein treppenförmigen Abbruch wie weiter im Süden gegen den Hwangho hin, sondern wirkliche Gebirgskämme; nur daß sie nach Osten zu erheblich bedeutender gestaltet sind als nach Westen, wo sie in höher gelegenes Land übergehen. Kulissenförmig treten die Ausläufer dieser Ketten gegen die Ebene vor, die in großen Buchten zwischen sie hineingreift. In einer solchen Bucht lag die Stadt Itschou. Jetzt aber zogen wir wieder an einer ununterbrochenen, wilden Gebirgswand dahin.

Immer reicher und reicher wurde nach Norden zu der Schmuck der vorspringenden Berggipfel an den romantisch gelegenen Bergklöstern und Warttürmen, die hoch und kühn über der Ebene hingen. Es war jammerschade, daß die Notwendigkeit, sich bei der vorwärtsschreitenden Truppe zu halten, Abstecher zu ihnen auf eigene Faust zu unternehmen verbot.

Nicht ganz unvermittelt stieg übrigens hier der Gebirgsabbruch aus der Ebene hervor, sondern niedrige, vielleicht 100 bis 150 Meter hohe Vorhügel, gelegentlich von eigentümlich, flachkegelförmiger Gestalt, begleiteten seinen Fuß. Ebenso schufen die schon berührten Eigenschaften der Lößerde, deren Gürtel das Gebirge ununterbrochen begleitete, hier mannigfache Unebenheiten des Geländes.

Die Abbildung S. 253 zeigt einen solchen Flachkegel und einen der Lößhohlwege dieser Gegend. In ihm zieht die Proviantkolonne der zu unserem Detachement gehörigen englischen Truppen-Abteilung und zeigt, wie umsichtig die Engländer einem etwaigen Mangel an Beefsteaks vorzubeugen wußten. Die Rinder waren natürlich dem Lande „entnommen“.

Dies ist der hoffähige terminus technicus für die Thätigkeit des Mitgehenheißens.

Unerschöpflich ist die Erfindung von Ausdrücken für diese Thätigkeit. Am Ausdruck liegt ja so viel; das Menschenherz und das Menschengewissen sind nun einmal so, daß nicht nur, wo die Begriffe fehlen, sich das Wort zur rechten Zeit einstellt, sondern daß man auch umgekehrt sagen kann: wo sich das rechte Wort eingestellt hat, da verschwindet der — unrechte — Begriff. „Stehlen" ist doch ein schlimmes Ding; wer wird stehlen? So was thut man eben nicht.



Marschbild. (S. 252)

Wenn man aber „luten" dafür sagen kann, ja dann ist es ganz was Anderes. Auch „botanisieren" ist ein feiner Sinnigkeit halber beliebter Ausdruck. Am genialsten aber war die Wendung, die ich neulich einmal hörte:

„Teufel, wo haben Sie denn die famose Karre wieder her?"

„Die fand ich gestern abend in meinem Quartier; ich habe sie heute morgen — vergessen stehen zu lassen.“

Gegenüber den weiter im Osten liegenden Teilen der seit Tientsin durchwanderten Ebene tritt am Fuß der Gebirge die Obstbaumkultur mehr hervor. Wir durchritten Obstplantagen von einer überraschenden Ausdehnung. In unabsehbaren Reihen, baumschulenartig mit größter Sorgfalt gepflanzt, begleiteten uns diese Obstgärten stundenweit und gaben einen Eindruck, der aufs lebhafteste an die großen Obstkulturen in Werder bei Berlin erinnerte; nur schien es mir, als ob die chinesischen an Ausdehnung und Sorgfalt denen daheim voranständen.



Tempel-Vorhalle.

Wir rasteten am ersten Tage in dem Städtchen Laischui, einem Ort mit seltsamen alten Steinfiguren vor seinem Eingang und in seinem Innern. In der Vorhalle eines Tempelchens fanden wir die Gestalt eines in grellbunten Farben gemalten Reiters mit seinem Rosse von so realistischer Natürlichkeit, als seien sie beide

lebendig gewesen und plötzlich versteinert worden (Abb. S. 254). In der Nähe von Laischui unweit des Weges sah ich auch den Gräberhain, den nachstehende Abbildung wiedergiebt. Die vollendet sorgfältige Ausführung der eigentümlich napfkuchenartigen Formen dieser unregelmäßig im Schatten der Bäume verstreuten Gräber in hartem Cement ist etwas, was ich weder zuvor noch nachher wieder gesehen habe. Gewöhnlich prägt sich die große Ehrfurcht des Chinesen — von der Herrscherfamilie natürlich abgesehen — einzig dadurch aus, daß er die Grabstätte seiner Vorfahren für alle Zeit der praktischen Benutzung des Bodens entzieht. Überall auf den Feldern, selbst auf den Äckern ganz kleiner Leute, denen jeder Fuß breit Erde wertvoll ist, kann man die alten Grabhügel liegen sehen, die den anbaufähigen Boden verringern. Aber für einen ästhetischen Schmuck derselben sorgt der Chinese sehr wenig. Kaum daß unten herum eine Packung von Feldsteinen das Abrutschen der Hügelerde verhindert; der obere Teil ist fast immer nur mit ungepflegtem Gras bewachsen, kein Denkstein nennt den Namen des Verstorbenen, und keine frisch gepflanzte Blume zeugt wie bei uns für warm gedenkende Liebe. Die Massenfriedhöfe in der Nähe großer Städte gewähren den trostlosen Eindruck ungeheurer Kolonien von riesigen Maulwürfen.



Gräberhain.

Am folgenden Tage, dem 3. November, marschierten wir bis zu der Stadt Tschotschou, deren mächtiges Mauerviereck von zwei gewaltigen, siebenstöckigen Pagoden überragt wird. Die Flüsse, welche wir in dieser Gegend zu queren hatten, besaßen den raschen Lauf und die klare Flut von Bergwassern; sie mußten auf Furten überschritten werden (Abb. S. 247). Der Train des Obersten von Normann verfügte auch über eine Anzahl von Kamelen, prächtigen Typen jener gewaltigen, zweihöckerigen Gesellen mit dem tiefgebogenen, wolligen Halse, die durch den ganzen ungeheuren Raum der gemäßigten Zone Asiens hin als Reit- und Tragtiere gebräuchlich sind. Genau so wie hier im äußersten Osten hatte ich sie vor Jahren am entgegengesetzten Rande Asiens mit ihrem breiten, majestätischen Gange, immer eins gänsemarschartig hinter dem anderen, durch die Gassen von Smyrna wandeln sehen. In China sind sie von der Mongolei her über den nördlichen Teil der Provinz Petschili verbreitet. Auch

Flußübergang auf dem Marsche.

im nördlichen Schantung kommen sie noch vor. In Pekings Straßen sieht man tagaus tagein Karawanen von vielen Hunderten dahinwandern; in Mittel- und Süd-China dagegen findet man das Kamel nicht. Unsere deutschen Kamele bewährten sich als Tragtiere nicht schlecht, nur blieben sie mit ihrem langsamen, wuchtenden Schritt immer etwas hinter dem in nur mäßigem Tempo gehenden Marsche zurück.

Wir lagerten nicht in Tschotschou selbst zur Nacht, sondern in dem drei Kilometer entfernten Dorfe Saholing. Zwischen diesem Orte und der Stadt übersetzen zwei große, wunderschöne Marmorbrücken den hier zu kreuzenden Kümaho. — Die Straße ist vorher und nachher mit ungeheuren Steinplatten gepflastert. Die beiden steinernen Pagoden von Tschotschou sind wohlerhalten und von großer Schönheit. Kurz, man merkt doch, daß man sich der Hauptstadt nähert. Außer jener luxuriösen Brückenüberführung sieht freilich die große Heerstraße von Peking nach Pautingfu, eine der wichtigsten Straßen des Reichs, bisher durchaus nicht anders aus als irgend eine der übrigen ungepflegten Landstraßen Petschilis.

Pagode in Tschotschou.

Da unser Befehl lautet, diesen bereits von Truppen vielbegangenen Weg im Osten liegen zu lassen, so werden wir uns morgen wieder näher dem Gebirge zuwenden. Ich glaube, das formelle Festhalten an dieser Verfügung ist auch der Grund dafür, daß wir nicht in den schönen, warmen und behaglichen Quartieren der Bürgerhäuser von Tschotschou, sondern in den jämmerlichen Hütten von Saholing kampieren müssen. Es wird jetzt nachts schon unbehaglich kalt,

und die chinesischen Kohlenbecken geben, abgesehen von ihrem unangenehmen Geruch, nur wenig Wärme. In der Nacht muß man sie, ihrer Gefährlichkeit wegen, ohnehin vor die Thür setzen. Es giebt auch kleine tragbare Öfen, würfelförmige Holzgestelle auf vier hölzernen Füßen, die mit Ziegeln ausgemauert sind und oben eine runde Öffnung zum Einlegen der Holzkohlenfeuerung besitzen — die Dinger sehen täuschend wie Nachtstühlchen aus —, aber auch sie heizen nicht viel besser. Der Chinese hilft sich eben im Winter damit, daß er, wie die beiden kugelrunden Müller in Bechsteins Märchenbuch, mit der fallenden Temperatur immer einen wattierten Rock über den anderen zieht. Die Familien scheinen sich diese wattierten Kleidungsstücke selber anzufertigen, denn fast immer findet man in den Häusern Mengen von Baumwolle aufgespeichert.

Kein Zweifel, der Winter bricht mit Macht über Nord-China herein, das entzückende Spätsommerwetter, das uns den ganzen Oktober hindurch mit einer Beständigkeit gelächelt hat, als könnte es hier niemals anders werden, geht nun doch zu Ende.

Ein kurzes Wort über das Klima Petschilis, das für die kriegerischen Unternehmungen von so wesentlicher Bedeutung ist.

Der Wechsel der Jahreszeiten und der jährliche Gang des Wetters, dessen Regelmäßigkeit in den einzelnen Jahren außerordentlich groß ist, wird bestimmt durch den Einfluß der weiten innerasiatischen Ebenen, denen die Gegend benachbart ist. Wenn die Sonne im Sommerhalbjahr nordwärts wandert, so erhitzt sie diese vegetations- und wasserarmen Flächen ungemein stark. Ein aufsteigender Luftstrom bildet sich über ihnen, der mit großer Kraft die Atmosphäre über der Erdoberfläche ringsum zu sich hinsaugt. Infolgedessen wehen zur Sommerszeit über der Großen Ebene die Winde von Südosten nach Nordwesten, d. h. vom Meere nach dem Gebirge zu. Die Feuchtigkeit, mit der sie sich über der See gesättigt haben, verdichtet sich bei ihrem Aufstieg in das Binnenland, und so ist der Sommer für die Provinz Petschili zugleich die Zeit der Wärme und des Regens. Je weiter nach Norden, um so später tritt, dem

Wandel der Sonne entsprechend, der Höhepunkt dieses Zustandes ein, in Peking im Juli und August.

Im Winter wirken die innerasiatischen Ebenen genau umgekehrt; sie kühlen sich sehr stark ab und erzeugen über sich ein Gebiet hohen Luftdrucks, dessen Ströme kalter, trockener Luft in ihre Umgebung hinaus abfließen. Der Winter ist deshalb die Zeit nordwestlicher Winde in der Großen Ebene, die Zeit der Trockenheit und des wolkenlos klaren, schönen, aber kalten Wetters. So kommt es, daß der sehr kalte Winter in Petschili doch nur wenig Schnee zeitigt.

Im November sind heftige Staubstürme häufig.

Auch der jährliche Temperaturgang kehrt nach den lange zurückreichenden Beobachtungen ungemein regelmäßig wieder. Die Gegend, die wir durchwandern, teilt im großen Ganzen das Klima von Peking, das nach Fritsche*) folgenden Gang hat. Die kältesten Tage treten Mitte Januar ein; sie haben ein Tagesmittel von — 5,6°. Dann steigt die Temperatur langsam, später schneller bis zum Nullpunkt, der am 21. Februar erreicht zu werden pflegt. Die mittlere Jahrestemperatur Pekings, die 11,8° beträgt, wird gewöhnlich am 9. April, das Maximum von 26,8° am 21. Juli verzeichnet. Von da ab geht es ebenso regelmäßig wieder abwärts. Die Temperatur 18,8° wird zum zweiten Mal am 18. Oktober, der Nullpunkt zum zweiten Mal Ende November beobachtet. Dann also beginnt der dauernde Frost, der die Wasserläufe in Fesseln schlägt. Auch dieses Jahr treffen die Beobachtungen zu.

Als ich Ende September nach Tientsin kam, herrschte, ebenso wie die Wochen zuvor in Schanghai, noch vielfach Regen. Anfang Oktober traten jene wundervollen Tage köstlich klaren Herbstwetters ein, während deren sich die Mitteltemperatur auf etwa 12, späterhin 10 Grad C. hielt. Nur noch eine vorübergehende Ausnahme machten die paar erwähnten Regentage bei Pautingfu. Jetzt mit Beginn des November fällt die mittlere Tagestemperatur merklich

*) Vergl. v. Richthofen, China II, 279.

Tag für Tag. Frostahnung liegt in der Luft, und das Herauskriechen am frühen Morgen aus dem wohldurchwärmten Schlafsack wird jeden Tag weniger vergnüglich für einen tropenverwöhnten Körper.

Fangschanhsiën, den 4. November.

Mit frühestem Tagesgrauen ging es heute weiter nach Fangschanhsiön. In scharfem Trabe ritten wir dahin, denn uns fror in dem kalten Morgennebel, der, von den ersten aufblitzenden Strahlen der Sonne silbrig, aber noch ohne Wärme durchleuchtet, über der Ebene lag. Die Hände erstarrten am Zaum, und die Füße waren wie Eisklumpen in den Bügeln.

Noch aber hatte die Sonne am wolkenlosen Himmel ihre Kraft, und wie sie höher stieg, wurde es rasch besser, ja es wurde ein ganz wundervolles Reiten in einer herbstlichen Klarheit und Frische, die an das schönste morgendliche Jagdwetter der Heimat erinnerte. Blitzend lag der Reif auf der harten Erde, welche die mutigen Füße unserer kleinen Ponies schlugen; über dem feinen Nebelsee erhoben sich hier und dort die Wipfel vereinzelter Bäume, wie phantastische Klippen über grauem Wasser, und in der Ferne schimmerte die eindrucksvolle Silhouette der mächtigen Bergwand in einem überaus zarten Violett.

Nur kurz, 18—20 Kilometer, sollte der heutige Marsch der Truppe sein. Wir hatten deshalb mindestens einen halben freien Tag in Fangschanhsiön vor uns, und so tauchte in meinen Freunden und mir ein schon seit einigen Tagen gehegter Wunsch wieder auf, dessen Erfüllung bis dahin sehr unwahrscheinlich erschienen war.

Auf dem Blatt „Peking" des Richthofenschen Atlas von China fand sich westlich von Fangschanhsiön in kleiner Schrift die Angabe „Gräber der Kin-Dynastie". Nachdem wir die Wunder der Kaisergräber bei Itschou kennen gelernt hatten, erregte diese Notiz natürlich lebhaftes Interesse. Allerdings hatte weder ich noch sonst jemand von uns die geringste Ahnung, wer die Kin gewesen. Keiner erinnerte sich dieses Namens. Meine eigene Kenntnis der

Kaisergeschichte Chinas, soweit ich sie hier ohne jedes litterarische Hilfsmittel noch zusammenbrachte, reichte nur so weit, um sagen zu können, daß die Sippe sehr alt sein mußte. Denn seit 1644 regieren die gegenwärtigen Kaiser aus der Mandschu-Dynastie; vor ihnen — auch diese Zahl wußte ich noch — seit 1368 die Ming, die Erbauer des großen Walls von China in seiner jetzigen Gestalt, und diese wieder hatten zu ihrer Zeit das Land von der Mongolen-Herrschaft befreit, die im 13. Jahrhundert durch Dschingiskhan und seine Nachfolger den Chinesen auferlegt worden war. Dazwischen hinein war schlechterdings keine Kin-Dynastie zu klemmen, also mußte sie noch vorher fallen. Aus so entlegenen Zeiten Chinas, die uns Europäern, soweit wir nicht gerade chinesische Geschichte im besonderen studiert haben, ziemlich nebelhaft sind, erinnerte ich mich noch allenfalls des Namens der großen Tang-Dynastie, unter der China ungefähr zur selben Zeit eine hohe Blüteperiode erlebte, wie das Abendland unter den Karolingern und das vorderasiatische Morgenland unter den Abbassiden; noch weiter zurück, in den Jahrhunderten um Christi Geburt, auch der glänzenden Han-Dynastien; aber damit war es zu Ende.

Immerhin, schon die Gewißheit, daß die Kin mindestens in unser Mittelalter zurückgeschoben werden mußten, ließ es bei der großen Vergänglichkeit aller chinesischen Bauwerke mehr als zweifelhaft erscheinen, ob die, wahrscheinlich alten chinesischen Karten entnommene, Angabe auf der Richthofen-Karte verbürgte, daß heute dort noch etwas zu sehen sein würde.

Wie sich der Leser erinnert ritt ich seit Pautingfu im engeren Sinne mit der Suite des Generalmajors Freiherrn von Gayl. Schon lange hatte ich mit Vergnügen das außerordentlich rege, auch über die rein soldatischen Dinge hinausgehende Interesse dieses hohen Militärs kennen gelernt, der für alles ein offenes Auge hatte. Auch diesmal versagte es nicht. Im Verein mit dem Maler Rocholl, der in ganz demselben Eifer für die Kin-Gräber erglühte wie ich, trug ich unterwegs Herrn von Gayl den Wunsch vor, von Fangschanhsiön aus eine Suche nach diesen Gräbern veranstalten zu

dürfen. Selbst wenn nichts mehr von ihnen da wäre, so sei dies allein schon ein wissenschaftlich interessantes Ergebnis. Herr von Gayl versprach, zu sehen, was sich thun ließe.

Schon um zehn Uhr hatten wir Fangschanhsiën erreicht, in wenig mehr als einer Stunde waren die üblichen Verhandlungen mit dem Ortsmandarin bei Thee und Kuchen erledigt, auch die Auseinandersetzung mit der französischen Besatzung*) des Ortes erfolgt und das Quartiermachen beendigt, und nun regte Herr von Gayl selbst den Gedanken an die Kin-Gräber und einen Ritt zu ihnen wiederum an.

In seiner Umgebung, die von den Strapazen der vorhergehenden Tage ermüdet war, zeigte sich freilich eine geringe Begeisterung dafür, um so mehr, als auch die Chinesen auf die Erkundigung unseres Dolmetschers, des Herrn Boos, nach allen Richtungen versicherten, von jenen Kin-Gräbern sei nicht mehr das Geringste zu sehen. Mit dem größten Eifer beteuerten sie, es gäbe gar keinen Weg mehr zu der Stätte, niemand kenne den Platz u. s. w. Herr von Gayl aber erklärte kurz, er werde jedenfalls reiten.

Nun fanden sich auch einige andere Herren bereit, und um 12 Uhr mittags etwa trabte eine kleine Kavalkade aus dem hochgewölbten Thor der Stadt hinaus, den Westbergen zu. Außer dem General waren es der Hauptmann von der Groeben, der österreichische Militärattaché Hauptmann Woijik, der Schlachtenmaler Rocholl, der Dolmetscher Boos, der Vertreter der „Kölnischen Zeitung“ Dr. G. und ich; dazu einige Reiter als Bedeckung

Der Tag war klar geworden. Eindrucksvoll, wie eine mächtige zinnengekrönte, festgeschlossene Mauer lag das Gebirge in der Ferne vor uns. Die unmerklich gegen seinen Fuß ansteigende Ebene war vielfach mit Schottermassen überdeckt, welche die von den Bergen herabkommenden Bäche darüber ausgestreut hatten. Hier und da ragte ein Baum malerisch aus der Ebene (Abb. S. 263).

*) Hier ereignete sich jene drollige Geschichte, die ich bereits erzählt habe (vgl. S. 182)

Je mehr das Detachement auf seinem Marsche von Pautingfu in die Nähe von Peking kam, und damit in ein Gebiet, das weit mehr als die südlicheren Gegenden unter den Boxerwirren der vergangenen Monate gelitten hatte, um so verängstigter zeigte sich die Bevölkerung. Wenn uns in den Dörfern um Patschou uud Pautingfu gelegentlich der Dorfälteste in der Mitte der Seinigen am Eingang der Ortschaft heißen Thee als Willkommenstrunk kredenzt hatte, so liefen hier die Leute in kopfloser Angst vor uns wie vor lebendigen Teufeln davon. Daher sahen wir auch jetzt, so weit wir bei unserem Ritt über die Ebene hinausschauen konnten, kleine Gruppen von Landleuten oder Städtern, ihren ärmlichen Kram auf dem Rücken, eilfertig dem Gebirge zustreben. Besonders kläglich war es dabei anzusehen, wie junge und alte Weiber mit ihren verkrüppelten Stöckelfüßchen, die kaum zum Gehen über die Straße, geschweige denn zu meilenweiter Flucht geeignet sind, mühsam dahinstapften. Mehr als einmal beobachteten wir auch, wie der Mann seine Frau auf dem Rücken trug und die Kinder dabei an der Hand führte. Alles gütliche Zureden durch Worte und Gebärden bei den Flüchtigen, die wir überholten, half nichts; scheu eilten die Leute weiter.

Rasch wuchs nun die Gebirgswand mächtig und mächtiger vor uns in den Himmel hinein.



Anritt gegen das Gebirge.

Jetzt kamen wir an den Fuß einer längs der Bergwand sich hinziehenden Vorhöhenstufe. Durch ein hübsches, mit grünen Weiden bestandenes Thälchen am Rande eines rasch fließenden Baches drangen wir aufwärts. Das Thal verwandelte sich bald in einen mit wildem Granitgeröll gefüllten Hohlweg. Die einzelnen Blöcke waren an ihrer Oberfläche derartig verwittert, daß sie fast Breccien=Charakter zeigten. Oben auf der flacheren Höhe trafen wir wiederum Acker=bau, der mit der unendlichen Sorgfalt der Chinesen die spärliche



Bauwerk am Wege zu den Kin-Gräbern. (S. 265)

Bodenkrume mit Hilfe von Terrassen=Anlagen nutzbar macht. Kleine ärmliche Dörfchen lagen hier und dort in der Ferne, nahe vor uns ein etwas größerer, ummauerter Ort. Nur wenige Menschen von unfreundlicher Haltung zeigten sich in seinen schmutzigen Gassen. Erst unter Drohungen gelang es dem Dolmetscher Boos endlich, ein Individuum aufzutreiben, welches die Stätte der Kin=Gräber zu kennen schien. Der Mann wies mit der Hand weiter hinauf nach dem riesenhaften, düsterbraunen Gebirgshintergrund, der jetzt in unmittelbarer Nähe vor uns lag, eine in ihrer wirklichen Höhe schwer zu schätzende, anscheinend aber doch tausend Meter erreichende, unüber=

steigliche Steilwand, deren höchste krenelierte Zacken alle zu einer gleichen idealen Horizontallinie anstiegen.

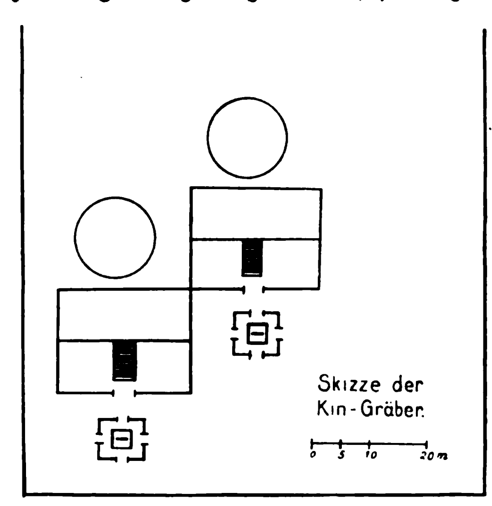
Wieder ging es aufwärts durch Hohlthäler, mit gigantischem Felsgetrümmer übersät, auf natürlichen Steintreppen, die unsere klettergeübten Reittiere mit der Gewandtheit von Ziegen überwanden, durch die Betten rauschender Bäche und über breite, von Wasser überrieselte Felsflächen, die uns doch zwangen, vom Sattel zu steigen und unsere Gäule am Zügel nachzuführen.

Das Einzige, was uns bisher als ungewöhnlich entgegengetreten, war einige Kilometer weiter unten ein kleiner, weißer Tempelbau von eigentümlich strengen, schönen Formen gewesen, den wir unweit unseres Weges hatten liegen sehen (Abb. S. 264). Jetzt aber umgab uns wilde Gebirgseinsamkeit ringsum; keine Spur einer alten Weganlage, in welcher der Zugang zu einer Grabstätte des Kaisers zu erkennen gewesen wäre!

Endlich, endlich sehen wir, aus einer mit Geröll überstreuten Thalsohle hervortretend, in der Entfernung einiger Kilometer auf einem kleinen Plateau ein paar helle Baulichkeiten, die man in anderer Gegend für zwei Missionskirchlein hätte halten können. Sollten das die Reste der Kin-Gräber sein?

Sie waren es in der That! Nicht ohne Mühe hinzudringend, fanden wir etwa folgende Anlage vor (Abb. S. 266). Auf dem sanft ansteigenden Plateau zeigten sich zwischen dem Gestrüpp, das darauf wucherte, die Reste einer niedrigen Steinmauer, die ein Viereck von ungefähr 80 Metern Seitenlänge bildete und die ganze Anlage umschloß. Die hintere Seite des Vierecks war nicht erkennbar; vielleicht vertrat die dort steiler emporsteigende Bergwand überhaupt ihre Stelle. Im Innern des Vierecks, zu dem man auf wenigen Stufen gelangte, lagen, unregelmäßig gestellt, zwei wiederum viereckige Pavillons von etwa 7 Metern Seitenlänge und nicht ganz der halben Höhe. Sie waren aus grauen Ziegeln gemauert und mit Schmucksimsen aus weißem Marmor versehen. Aus dem letzteren Material bestand auch die Einfassung der rund gewölbten Bogen-

thüren. Das ganze Gefüge war wohlerhalten und machte in seiner zarten Farbengebung einen sehr angenehmen Eindruck (s. untenstehende Abb.) Im Innern eines jeden der Pavillons, deren Dächer fehlten, stand ein Exemplar jenes alten heiligen Symbols, das man in China so oft sieht: eine Schildkröte, welche eine mächtige, aufrechtstehende Inschriftentafel auf ihrem Rücken trägt. Diese Tafeln hier, an Höhe etwas über das Gemäuer hinausragend, waren jede aus einem einzigen Block fleckenlosen weißen Marmors mit vollendeter Kunst herausgemeißelt. Die mit geschmackvoller Drachen-Ornamentik in Relief umrahmten Flächen zeigten lange Vertikalstreifen chinesischer Buchstaben; daneben aber auch solche von abweichender, mir unbekannter Form.



Alles war so gut erhalten, daß eine Rückdatierung der Denkmäler bis in unser Mittelalter kaum möglich schien. In der That erkannte auch Herr Boos, der nunmehr hinzukam, in der fremdartigen Schrift die Lettern des Mandschu. Die besser erhaltene der beiden Tafeln gestattete trotz der schwarzen Regenstreifen eine teilweise Entzifferung, und wir erfuhren, daß das betreffende Grab dem Kaiser Yintaisu — ein mir unbekannter Name — gewidmet sei, daß diese Tafel aber der Kaiser



Pavillon in den Kin-Gräbern.

Kanghsi errichtet habe. Diesen Kanghsi kannte ich wohl; er ist der gewaltige Monarch, einer der größten Chinas, der als zweiter in der Reihe der gegenwärtigen Kaiser aus der Mandschu-Dynastie 1661—1722 China regiert und zu hohem Glanz gebracht hat; derselbe, der sich durch seine große geistige Freiheit und seine Interessenfülle als Freund der gelehrten Jesuiten-Missionen jener Periode einen Namen gemacht hat. Was hatte er, der Zeitgenosse des Großen Kurfürsten und Peters des Großen, mit den geheimnisvollen Kin zu thun?

Hier mag nun der Platz sein, die Aufzeichnungen über die Kin-Dynastie einzuschieben, die ich nachträglich, sobald ich wieder in Berührung mit der einschlägigen europäischen Litteratur kam, ausfindig machen konnte. Wirklich gehören die Kin dem Mittelalter an; sie entstammen einer Völkerschaft, die man Niutschi nennt und die um das Jahr 1100 in der Mandschurei sitzt. Von dem derzeitigen chinesischen Kaiser der Sung-Dynastie gegen die feindlichen Khitan, die damals den Norden des Reiches bedrängten, zur Hilfe gerufen, beginnen sie das Spiel, das derartige Freunde in der Not schon so oft gespielt haben; sie vertreiben zwar den Feind, bleiben aber ihrerseits dann im Besitz des geretteten Landes. Als Nebenbuhler der Sung besetzen sie den ganzen Norden Chinas und nehmen stolz an Stelle ihres alten Stammesnamens die chinesische Bezeichnung Kin, d. h. „die Goldenen", an (1115).

Ein Jahrhundert lang ist China so unter die beiden Dynastien der Sung und der Kin geteilt. Die ersteren sind die Legitimeren, die anderen die Stärkeren. Schritt vor Schritt dringen diese gegen den Süden vor und dehnen ihre Herrschaft bis an die Ufer des Yangtsekiang aus. Bemerkenswert ist dabei, daß berichtet wird, sie zwangen die Unterworfenen zum Zeichen der Knechtschaft, einen Teil ihres Kopfes zu scheren, gerade wie es später die Mandschu gethan haben. Ehe jedoch die letzte Entscheidung zwischen den beiden Nebenbuhlern fällt, geht es wie in der alten Fabel von dem Frosch und der Maus, die im Wasser miteinander streiten:

die Weihe kommt dahergeflogen „und frisset sie beide". Aus den Steppen der Mongolei bricht das schrecklichste Volk der Weltgeschichte, die Horde Dschingiskhans, über China herein, jene furchtbare Erobererschar, deren Stolz es war, sagen zu können, daß über die Stätte einer von ihr eingenommenen und zerstörten Stadt ein Reiter, ohne zu stolpern, dahinsprengen könne. Neunzig Chinesenstädte dem Erdboden gleich gemacht zu haben, rühmte sich Dschingiskhan; dennoch gelang es ihm nicht völlig, die Kin zu unterwerfen. Erst seinem Nachfolger Okkodai blieb dies überlassen, und zwar mit Hilfe der Sung, die sich kurzsichtigerweise mit dem Feinde der Kin verbanden, ohne vorauszusehen, daß sie nach diesem unfehlbar auch an die Reihe kommen würden.

Heldenhaft sind die letzten Kämpfe der Kin gewesen. Ihr letzter Kaiser verteidigte sich mit der größten Zähigkeit, nachdem er eine Stadt nach der anderen, auch seine Residenz Kaifongfu, verloren hatte, in der belagerten Stadt Yuningfu, bis alle Lebensmittel ausgegangen waren; dann verbrannte er sich, wie einst Sardanapal, mitsamt seinen Weibern, Angehörigen und Schätzen in seinem Palast. Im Jahre 1234 ging so mit ihm die goldene Dynastie zu Ende. — Sie ist also ungefähr Zeitgenossin unserer Hohenstaufen gewesen.



Ruinen der Kin-Gräber. (S. 269)

Die Dynastie der Mandschu nun, die 1644 die Ming vom Throne stürzte und seitdem China regiert, ist, wie bekannt, ebenfalls

eine nichtchinesische, von auswärts gekommene, und zwar aus derselben Gegend wie die Kin. In den in der Heimat zurückgebliebenen Teilen der alten Niutschi erblicken sie ihre Vorfahren. Es liegt daher auf der Hand, daß sie bei dem starken Legitimitätssinne der Chinesen Wert darauf legten, die Erinnerung an die Kin wieder aufzufrischen und sich damit als berechtigte Nachfolger einer alten Herrscherfamilie zu erweisen. Aus diesem Grunde erneuerte Kanghsi im zweiten Jahre seiner Regierung, wie auf der Tafel zu lesen war, die alten Gräber der Kin. Wieviel er von ihnen noch vorfand, ist natürlich schwer zu sagen. Jedenfalls dürfte er aber die Grundanlage kaum verändert haben; diese müssen wir wohl in die Zeit der Kin selbst hineinversetzen.



Grab-Tumulus eines der Kin-Gräber. (S. 270)

Ich habe bisher nur die beiden Pavillons geschildert, die zuerst und von weitem ins Auge fallen. An ihre Hinterseite schloß sich in gleicher Weise je eine viereckige Hofanlage von etwas größerem Umfange an, die von rotgetünchten Mauern, ebenfalls mit Marmorstreifen und hübschen Schmucksimsen verziert, umgeben war. Im Innern führte eine Freitreppe von einigen zwanzig Stufen zu einer

höheren Plattform hinauf. Alles war mit Gras und Gestrüpp überwachsen und mit Trümmerschutt und Scherben schön glasierter Ziegel überdeckt (Abb. S. 268). Hinter dieser Hofanlage wiederum lag beide Male ein großer, backofenähnlicher Rundbau, dessen Mauerwerk durch Wetter und Vegetation hier und dort in mächtigen Sprüngen zerspalten, aber im großen und ganzen in seiner Form noch unversehrt war (Abb. S. 269).

Somit trat uns hier, wenn auch in kleinerem Maßstabe, dasselbe Schema der kaiserlichen Grabanlagen entgegen wie bei den von uns besuchten Gräbern der herrschenden Dynastie in Siling, wie sie die bekannten und vielbesuchten Gräber der Ming im Norden von Peking zeigen, und wie ich sie späterhin auch bei den noch älteren, aus dem 14. Jahrhundert stammenden Ming-Gräbern in den Bergen von Nanking wiederfand. Überall ist die architektonische Hauptanlage, die dem Ankömmling als Mittelpunkt des Ganzen entgegentritt und an der und in der die höchsten Leistungen der zeitgenössischen chinesischen Kunst zur Entfaltung kommen, nicht das eigentliche Grab, sondern ein Prunk- und Schauraum, in welchem Geschenke aufgehäuft werden und die feierlichen Ceremonien für die Seele des Verstorbenen stattfinden. Bestattet ist die Leiche in dem künstlerisch ganz unauffälligen Tumulus dahinter. Wenn also, wie ich annehme, die hiesige Anlage schon aus der Kin-Zeit selbst stammt, so ist sie ein neues Zeugnis für die außerordentliche Uniformität der chinesischen Kultur und für die stetige Wiederholung althergebrachter Ideen.

Der Leser wundert sich vielleicht, daß ich eine geschichtlich und künstlerisch so ungemein interessante Stätte nicht eingehend beschreibe und nicht genauere Maße davon gebe, als es geschehen ist. Allein er wolle bedenken, daß mir für das Ganze ungefähr eine halbe bis dreiviertel Stunden zur Verfügung gestanden haben; denn bei der außerordentlichen Schwierigkeit des Weges mußten wir unbedingt vor Dunkelheit wieder in Fangschanhsiën zurück sein, da am nächsten Morgen der Marsch weiter nach Peking ging. In dieser kurzen Spanne sollte außer dem hastigen Abschreiten und Abschätzen einiger Maße, außer der raschen Zeichnung eines Croquis, das

wenigstens flüchtig Lage und Anordnung der Baulichkeiten veranschaulicht, außer der Aufnahme endlich eines halben Dutzend Photographien noch der gesamte landschaftliche und historische Stimmungseindruck der wunderbaren Stätte aufgenommen und zum Bewußtsein gebracht werden.



Bauwerk in der Nähe der Kin-Gräber.

Wohl verstand ich es, daß der General zum Aufbruch drängte. Noch aber erbat ich einen kleinen Aufschub, denn in der Entfernung von einem bis zwei Kilometern; am Eingang einer noch weiter ins Gebirge gelegenen Schlucht, sah ich ein seltsames graues Steingebilde, das für einen natürlichen Felsblock zu regelmäßig erschien. Jedes Bauwerk in der Nähe der Kin-Gräber mußte aber von Interesse sein. So eilte ich denn mit zwei anderen Herren, während die anderen warteten, rasch hinüber. Meine Erwartung wurde noch übertroffen. Halb von Gebüsch vergraben und in seinen Fugen mit solchem überwuchert, fanden wir ein etwa 10 Meter hohes, viereckiges Gebäude von seltsamer Gestalt, wie ich es in China nie zuvor erblickt hatte. Es schien ein Tempel zu sein, hatte aber keinen Eingang und glich darin buddhistischen Dagobas, wie ich sie in Ceylon und im Sikkim-Himalaya kennen gelernt. Das Auffallendste daran war aber, daß die architektonischen Formen des

Gebäudes sehr stark von allen, mir als chinesisch bekannten abwichen. In der Profilierung der Simse, in der Andeutung von Halbsäulen und Fensterpfeilern, in der ganzen Silhouette des kleinen Bauwerks lag etwas fast Antik-Klassisches. Vielleicht liegt indischer Einfluß vor.

Am Fuße des Monuments war eine kleine ärmliche Menschenwohnung angeklebt, in der ein Herdfeuer brannte; doch schienen die Bewohner geflüchtet. Nur in einiger Entfernung hinter den Büschen bewegte sich eine alte Frau; sie erwies sich aber, da wir hinzukamen, als unzugänglich oder taub. Vergeblich versuchte Herr Boos, der bei uns war, mit ihr zu sprechen; teilnahmslos schüttelte sie den Kopf und antwortete nicht. Wahrscheinlich hätte sie allerdings von der Herkunft des alten Gebildes, an dessen Fuß sie mit den Ihrigen ihr Dasein fristete, ebensowenig zu sagen gewußt wie wir selber.

Mit Bedauern mußten wir dem rätselvollen kleinen, künstlerisch so schönen Bau den Rücken kehren, und bald lag er wieder hinter uns, grau wie ein seltsamer moosbewachsener Steinblock, in der einsamen, weltentlegenen Landschaft. Noch einen Blick auch auf die Gesamtanlage der Grabruinen, die wundervoll malerisch mit dem feinen Rot, dem alten Grau und dem marmornen Weiß ihres Gemäuers in der ernsten Wildnis lagen, dann hieß es abwärts reiten. Für lange Zeit werden die Gräber der „goldenen Dynastie“ nun wohl wieder in ihre Verlassenheit zurücksinken; denn, wenn es schon mit dem militärischen Nachdruck, der hinter uns stand, und mit einem so vortrefflichen Sprecher und Kenner der Chinesen, wie es unser Dolmetscher war, so viel Schwierigkeiten machte, einen Führer dorthin zu bekommen, so dürfte dies einem einfachen Reisenden in Friedenszeiten noch weniger leicht werden.

Großartig war jetzt, wo wir den Blick umgekehrt nach Osten hatten, die Aussicht über die wilden, waldlosen Vorberge in die in der Tiefe liegende, am Horizont sich verlierende Ebene hinab, in welcher in der Ferne das dunkle Mauerviereck von Fangschanhsiën sichtbar wurde. Ohne Unfall, die Pferde vielfach vorsichtig am

Zügel führend, gelangten wir über die Felsentreppen wieder hinunter und trafen kurz vor Sonnenuntergang am Thor von Fangschanhsiön ein.

Noch einmal schaute ich, ehe ich hineinritt, rückwärts auf die Berge, in deren Schoß die Kin-Gräber lagen. Die Ferne und die Dämmerung hatten wiederum eine majestätische, blaue Wand daraus gemacht, in welcher das Auge keinerlei Einzelheiten mehr unterscheiden konnte. Oben an den höchsten Berghäuptern aber hing noch ein goldener Sonnenschimmer, wie eine Gloriole über dem Friedhof der „goldenen Dynastie".

Als Dr. G. und ich in unser Quartier zurückkehrten, fanden wir W., der zurückgeblieben war, in großer Aufregung vor. Folgendes war soeben geschehen. Während er auf unserem Hofe beschäftigt ist, hört er plötzlich auf dem benachbarten ein angstvolles Geschrei vieler verschiedener Stimmen. Sofort erklettert er die trennende Mauer und erblickt nun einen Schwarm Chinesen, die sich mit aufgeregten Gebärden um die Mündung eines Ziehbrunnens herumbewegen. Er springt hinab, eilt hinzu und findet, daß unten in dem etwa zehn Meter tiefen, schlotartig engen Brunnenschacht zwei Weiber im Wasser zappeln. Wie gewöhnlich in solchen überraschenden Fällen sind die unpraktischen Chinesen völlig verwirrt und ratlos. W. ordnet nun sofort an, daß Hölzer über die Öffnung gelegt werden, und fordert Stricke. Mit Hilfe dieser wird ein Chinese hinabgelassen, dem es gelingt, den Frauen Seilschlingen umzulegen; hieran werden sie dann heraufgezogen. Oben erweist es sich, daß die eine noch am Leben ist, die andere leider bereits ertrunken. — Was war geschehen? Nichts, als daß zwei italienische Soldaten bei der Suche nach einem Quartier durchaus harmlos auf den Hof gekommen waren. Kaum hatten diese beiden Weiber die Fremden erblickt, als sie in sinnlosem Schrecken einander bei den Händen faßten, nach dem Brunnen liefen und gemeinsam hineinsprangen.

Lukukiau, den 5. November.

Als wir heute früh in Fangschanhsiën unsere Karawane zum Aufbruch zurecht machten, war es noch dunkel; bei dem unsicheren Schein von Laternen und flackernden Chinesenkerzen mußten wir satteln und anschirren. In der Luft war ein eigentümliches Brausen. Unten auf dem Hof blieb es noch still, aber die Baumkronen der benachbarten Gärten rauschten tief und bogen sich unter den Stößen eines böigen Windes. Dabei war es auffallend warm, fast drückend; während sonst an den Morgen dieser letzten Tage der Mantel bereits unentbehrlich gewesen, wurde er heute bei der Arbeit rasch lästig und mußte abgelegt werden.

Dann ritten wir hinaus auf die dämmernde Ebene. Grau, schattenhaft, wie eine Schar seltsamer Gespenster, bewegte sich der lang ausgezogene Marschzug darüber hin, während der Wind mit einer Stärke über uns heulte, wie wir es in all den vergangenen Wochen nicht erlebt hatten. Merklich wurde er stärker und stärker, und setzte auch die unteren Luftschichten in Bewegung. Endlich ging die Sonne auf, doch gleichsam ohne Farben. Fahl und dunstverschleiert lagen im Westen die Berge, die während der letzten Tage so reizvoll scharflinig am Horizont gestanden hatten. Vor ihnen, aus Nordwesten, kam der Wind herübergeweht. Auch zu unseren Häupten war die Luft trübe und dick von feinen Staubteilchen, die er mit sich führte. Kein Zweifel, einer der Staubstürme, die den nordchinesischen Winter einleiten, hatte sich erhoben. Die auffallende Wärme der Luftströmung fand leicht ihre Erklärung. Der Wind stürzte von den hochgelegenen Bergländern hier in die Ebene hernieder und erwärmte sich bei diesem Fall nach demselben bekannten Gesetz, nach dem auch der von den Alpenkämmen in die Thäler hinabwehende Föhnwind seine charakteristische Wärme erhält.

Mit jeder Stunde nahm, je höher die Sonne stieg, die Kraft des Windes zu, um gegen Mittag als wilder Sturm über die deckungslose Ebene dahinzufegen. Zusammengeballte Stroh- und Grasmassen und dürres Gestrüpp rollten und flogen in rasender Geschwindigkeit, anzusehen wie spukhaftes Getier, aus der Ferne

daher, verfingen sich einen Augenblick zwischen den Füßen der erschrocken stolpernden Tiere, um dann blitzschnell auf der anderen Seite der Straße wieder fortzuhuschen. Immer unerfreulicher wurde der Ritt; die kleinen Pferde mußten sich vollkommen schräg gegen den Wind legen und der Reiter im Sattel ebenfalls, um nicht hinabgeweht zu werden. Die Staubmassen, welche die Hufe der Tiere auf dem trockenen Wege lösten, wurden ihnen wagerecht unter den Füßen weggerissen; ja schließlich schien der ganze Boden der Ebene in Bewegung; es war, als ob man nicht mehr auf fester Erde, sondern auf einer reißend dahinschießenden, flüssigen Masse vorwärts wanderte.

Trotz der verhältnismäßigen Wärme des Luftstroms durchkältete er doch allmählich schneidend den Körper. Wäre Frosttemperatur mit ihm verbunden gewesen, so hätte der Marsch unbedingt unterbrochen werden müssen.

Schon jetzt ließ der Eindruck der lang ausgezogenen, im wilden Sandtreiben über die öde Ebene sich vorwärts kämpfenden Marschschlange an den Napoleonszug von 1812 denken, und die Grauenhaftigkeit jenes Rückzuges ist mir seitdem viel deutlicher als zuvor geworden. Ein von der Windseite her mit einigem Geschick ausgeführter feindlicher Angriff hätte für uns höchst unheilvoll werden müssen.

Hastig strebte alles vorwärts, wenn der Pfad in einen der Löß-Hohlwege hinabtauchte und dort eine Zeit lang Deckung gegen den Wind hatte. Freilich fing sich dafür hier der Staub in besonders dichten Massen.

Etwas nach Mittag gelangten wir zu der Stadt Liang-hsianghsiën. Dieser wiederum auf der großen Heerstraße von Pautingfu nach Peking, etwa noch 30 Kilometer von dem letzteren, gelegene Ort war als ein besonders berüchtigtes Boxernest am Anfang des September durch die deutsche Marine-Infanterie unter Major von Höpfner erobert worden. Noch nicht weggeräumte Verschanzungen lagen vor dem Eingangsthor und erschwerten den Karren und ihren ermüdeten Tieren den Zugang. Heulend pfiff uns der ein-

Gebäudes sehr stark von allen, mir als chinesisch bekannten abwichen. In der Profilierung der Simse, in der Andeutung von Halbsäulen und Fensterpfeilern, in der ganzen Silhouette des kleinen Bauwerks lag etwas fast Antik-Klassisches. Vielleicht liegt indischer Einfluß vor.

Am Fuße des Monuments war eine kleine ärmliche Menschenwohnung angeklebt, in der ein Herdfeuer brannte; doch schienen die Bewohner geflüchtet. Nur in einiger Entfernung hinter den Büschen bewegte sich eine alte Frau; sie erwies sich aber, da wir hinzukamen, als unzugänglich oder taub. Vergeblich versuchte Herr Boos, der bei uns war, mit ihr zu sprechen; teilnahmslos schüttelte sie den Kopf und antwortete nicht. Wahrscheinlich hätte sie allerdings von der Herkunft des alten Gebildes, an dessen Fuß sie mit den Ihrigen ihr Dasein fristete, ebensowenig zu sagen gewußt wie wir selber.

Mit Bedauern mußten wir dem rätselvollen kleinen, künstlerisch so schönen Bau den Rücken kehren, und bald lag er wieder hinter uns, grau wie ein seltsamer moosbewachsener Steinblock, in der einsamen, weltentlegenen Landschaft. Noch einen Blick auch auf die Gesamtanlage der Grabruinen, die wundervoll malerisch mit dem feinen Rot, dem alten Grau und dem marmornen Weiß ihres Gemäuers in der ernsten Wildnis lagen, dann hieß es abwärts reiten. Für lange Zeit werden die Gräber der „goldenen Dynastie" nun wohl wieder in ihre Verlassenheit zurücksinken; denn, wenn es schon mit dem militärischen Nachdruck, der hinter uns stand, und mit einem so vortrefflichen Sprecher und Kenner der Chinesen, wie es unser Dolmetscher war, so viel Schwierigkeiten machte, einen Führer dorthin zu bekommen, so dürfte dies einem einfachen Reisenden in Friedenszeiten noch weniger leicht werden.

Großartig war jetzt, wo wir den Blick umgekehrt nach Osten hatten, die Aussicht über die wilden, waldlosen Vorberge in die in der Tiefe liegende, am Horizont sich verlierende Ebene hinab, in welcher in der Ferne das dunkle Mauerviereck von Fangschanhsiën sichtbar wurde. Ohne Unfall, die Pferde vielfach vorsichtig am

Zügel führend, gelangten wir über die Felsentreppen wieder hinunter und trafen kurz vor Sonnenuntergang am Thor von Fangschanhsiön ein.

Noch einmal schaute ich, ehe ich hineinritt, rückwärts auf die Berge, in deren Schoß die Kin-Gräber lagen. Die Ferne und die Dämmerung hatten wiederum eine majestätische, blaue Wand daraus gemacht, in welcher das Auge keinerlei Einzelheiten mehr unterscheiden konnte. Oben an den höchsten Berghäuptern aber hing noch ein goldener Sonnenschimmer, wie eine Gloriole über dem Friedhof der „goldenen Dynastie".

Als Dr. G. und ich in unser Quartier zurückkehrten, fanden wir W., der zurückgeblieben war, in großer Aufregung vor. Folgendes war soeben geschehen. Während er auf unserem Hofe beschäftigt ist, hört er plötzlich auf dem benachbarten ein angstvolles Geschrei vieler verschiedener Stimmen. Sofort erklettert er die trennende Mauer und erblickt nun einen Schwarm Chinesen, die sich mit aufgeregten Gebärden um die Mündung eines Ziehbrunnens herumbewegen. Er springt hinab, eilt hinzu und findet, daß unten in dem etwa zehn Meter tiefen, schlotartig engen Brunnenschacht zwei Weiber im Wasser zappeln. Wie gewöhnlich in solchen überraschenden Fällen sind die unpraktischen Chinesen völlig verwirrt und ratlos. W. ordnet nun sofort an, daß Hölzer über die Öffnung gelegt werden, und fordert Stricke. Mit Hilfe dieser wird ein Chinese hinabgelassen, dem es gelingt, den Frauen Seilschlingen umzulegen; hieran werden sie dann heraufgezogen. Oben erweist es sich, daß die eine noch am Leben ist, die andere leider bereits ertrunken. — Was war geschehen? Nichts, als daß zwei italienische Soldaten bei der Suche nach einem Quartier durchaus harmlos auf den Hof gekommen waren. Kaum hatten diese beiden Weiber die Fremden erblickt, als sie in sinnlosem Schrecken einander bei den Händen faßten, nach dem Brunnen liefen und gemeinsam hineinsprangen.

Lukukiau, den 5. November.

Als wir heute früh in Fangschanhsiën unsere Karawane zum Aufbruch zurecht machten, war es noch dunkel; bei dem unsicheren Schein von Laternen und flackernden Chinesenkerzen mußten wir satteln und anschirren. In der Luft war ein eigentümliches Brausen. Unten auf dem Hof blieb es noch still, aber die Baumkronen der benachbarten Gärten rauschten tief und bogen sich unter den Stößen eines böigen Windes. Dabei war es auffallend warm, fast drückend; während sonst an den Morgen dieser letzten Tage der Mantel bereits unentbehrlich gewesen, wurde er heute bei der Arbeit rasch lästig und mußte abgelegt werden.

Dann ritten wir hinaus auf die dämmernde Ebene. Grau, schattenhaft, wie eine Schar seltsamer Gespenster, bewegte sich der lang ausgezogene Marschzug darüber hin, während der Wind mit einer Stärke über uns heulte, wie wir es in all den vergangenen Wochen nicht erlebt hatten. Merklich wurde er stärker und stärker, und setzte auch die unteren Luftschichten in Bewegung. Endlich ging die Sonne auf, doch gleichsam ohne Farben. Fahl und dunstverschleiert lagen im Westen die Berge, die während der letzten Tage so reizvoll scharflinig am Horizont gestanden hatten. Vor ihnen, aus Nordwesten, kam der Wind herübergeweht. Auch zu unseren Häupten war die Luft trübe und dick von feinen Staubteilchen, die er mit sich führte. Kein Zweifel, einer der Staubstürme, die den nordchinesischen Winter einleiten, hatte sich erhoben. Die auffallende Wärme der Luftströmung fand leicht ihre Erklärung. Der Wind stürzte von den hochgelegenen Bergländern hier in die Ebene hernieder und erwärmte sich bei diesem Fall nach demselben bekannten Gesetz, nach dem auch der von den Alpenkämmen in die Thäler hinabwehende Föhnwind seine charakteristische Wärme erhält.

Mit jeder Stunde nahm, je höher die Sonne stieg, die Kraft des Windes zu, um gegen Mittag als wilder Sturm über die deckungslose Ebene dahinzufegen. Zusammengeballte Stroh- und Grasmassen und dürres Gestrüpp rollten und flogen in rasender Geschwindigkeit, anzusehen wie spukhaftes Getier, aus der Ferne

daher, verfingen sich einen Augenblick zwischen den Füßen der erschrocken stolpernden Tiere, um dann blitzschnell auf der anderen Seite der Straße wieder fortzuhuschen. Immer unerfreulicher wurde der Ritt; die kleinen Pferde mußten sich vollkommen schräg gegen den Wind legen und der Reiter im Sattel ebenfalls, um nicht hinabgeweht zu werden. Die Staubmassen, welche die Hufe der Tiere auf dem trockenen Wege lösten, wurden ihnen wagerecht unter den Füßen weggerissen; ja schließlich schien der ganze Boden der Ebene in Bewegung; es war, als ob man nicht mehr auf fester Erde, sondern auf einer reißend dahinschießenden, flüssigen Masse vorwärts wanderte.

Trotz der verhältnismäßigen Wärme des Luftstroms durchkältete er doch allmählich schneidend den Körper. Wäre Frosttemperatur mit ihm verbunden gewesen, so hätte der Marsch unbedingt unterbrochen werden müssen.

Schon jetzt ließ der Eindruck der lang ausgezogenen, im wilden Sandtreiben über die öde Ebene sich vorwärts kämpfenden Marschschlange an den Napoleonszug von 1812 denken, und die Grauenhaftigkeit jenes Rückzuges ist mir seitdem viel deutlicher als zuvor geworden. Ein von der Windseite her mit einigem Geschick ausgeführter feindlicher Angriff hätte für uns höchst unheilvoll werden müssen.

Hastig strebte alles vorwärts, wenn der Pfad in einen der Löß-Hohlwege hinabtauchte und dort eine Zeit lang Deckung gegen den Wind hatte. Freilich fing sich dafür hier der Staub in besonders dichten Massen.

Etwas nach Mittag gelangten wir zu der Stadt Liang-hsianghsiën. Dieser wiederum auf der großen Heerstraße von Pau-tingfu nach Peking, etwa noch 30 Kilometer von dem letzteren, gelegene Ort war als ein besonders berüchtigtes Boxernest am Anfang des September durch die deutsche Marine-Infanterie unter Major von Höpfner erobert worden. Noch nicht weggeräumte Verschanzungen lagen vor dem Eingangsthor und erschwerten den Karren und ihren ermüdeten Tieren den Zugang. Heulend pfiff uns der ein-

gepreßte Sturm aus der Thorwölbung entgegen. Gerade als meine Wagen hindurch wollten, ergriff der Wind einen der beiden riesigen, eisenbeschlagenen Thorflügel und warf ihn mit donnerartigem Krachen zu, so daß er sich auf dem Prellstein in der Mitte fast unlösbar festklemmte. Das gab nun eine wilde Verwirrung. Immer neue Wagen rollten über die Schanze herunter zum Thore; die weiter hinten kommenden, welche die Ursache der Stockung nicht kannten, drängten unter Flüchen vorwärts, während wir vorn am Thor uns vergeblich abmühten, gegen den Sturm den Flügel zu öffnen. Mehrmals gelang es uns, ihn loszubringen, aber immer wieder entriß ihn uns ein wilder Windstoß, um ihn von neuem zuzuschmettern.

Endlich gelang es, ihn an der Mauer zu befestigen; langsam löste sich das Chaos der ineinander gefahrenen Wagen, und der Rest der Truppe konnte den längst aus dem Gesichtskreis entschwundenen Übrigen auf der breiten, geradlinig die Stadt durchsetzenden Hauptstraße nacheilen.

Gesehen habe ich von der mit dicken Staubmassen erfüllten Stadt fast gar nichts, denn es war kaum möglich, die Augen zu öffnen. Sie schien größtenteils in Trümmern zu liegen und von den Bewohnern verlassen zu sein.

Doch die bisherige Wut des Sturms war nur ein Vorspiel zu dem, was uns jenseits der Stadt erwartete. Als ich hier zum entgegengesetzten Thore hinausdrang, wurde ich buchstäblich mitsamt meinem Pony zurückgeschleudert. Wie ein Raubtier mit Krallen und Zähnen packte uns der Sturm, und nur langsam, Schritt vor Schritt und vorwärts geneigt, als bohrte man sich mit dem Kopfe durch eine Wand, gelang es, vorwärts zu kommen. Nicht nur Sand, sondern kleine Steinchen flogen wie spitze Geschosse schmerzend ins Gesicht, und nur sekundenweise war es möglich, aufzublicken und die letzten Vorgänger des weit und regellos verzettelten Marschzuges zu erspähen, um auf den mannigfach verzweigten Wegen nicht den Anschluß zu verlieren. Es war wie eine Art Trunkenheit, in der man sich mechanisch weiterarbeitete.

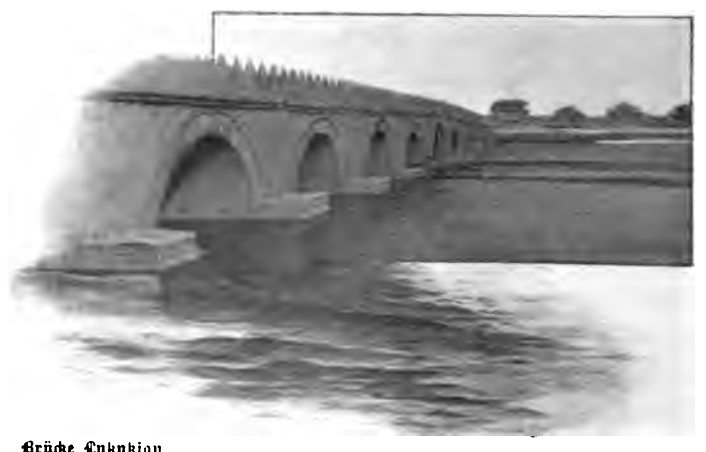
Das aber war der Höhepunkt des Sturmes. Von drei Uhr ab etwa ließ sich deutlich eine Verminderung wahrnehmen, und je weiter der Tag abnahm, um so mehr gab auch die Kraft des Sturmes nach. Gegen Sonnenuntergang hatte er ungefähr dieselbe Stärke wie bei ihrem Aufgang, und mit der Nacht schlief er völlig wieder ein.

Leider erwartete uns, als wir, Menschen und Tiere, todmüde und hungrig den Rastort — den letzten vor Peking — erreichten, das jämmerlichste aller Quartiere, das wir bisher angetroffen hatten. Unser Quartierdorf Lukukiau ist ein in den Kämpfen um Peking fast vollkommen verwüsteter Flecken, der bis auf wenige Individuen verlassen ist. Keinerlei Lebensmittel, kaum noch einige Hausgeräthe finden sich in den verödeten Häusern. Zum Glück gelang es, auf einem großen Hofe wenigstens etwas Futterstroh für unsere braven Tiere zu finden, die heute zum so und so vielten Male gezeigt hatten, was sie leisten konnten. Auch wir selbst wissen, was wir hinter uns haben, und freuen uns, nachdem wir unseren letzten, aus besseren Gegenden geretteten Proviant verzehrt, auf die über dem kahlen Steinboden ausgebreitete Streu.

Eine interessante Aufnahme habe ich aber trotz sinkender Sonne mit der letzten im Kodak eingespannten Filmplatte*) noch machen können (Abb. S. 278). Zwischen dem Orte Tschanghsintiön, wo das Gros unserer Truppe Quartier genommen hatte, und Lukukiau überschreitet die Heerstraße von Pautingfu, die inzwischen alle von Süden und Westen nach Peking führenden Hauptstraßen in sich aufgenommen hat, den Hunho, einen der Hauptflüsse von Petschili. Hier an diesem von alters her wichtigen Übergangspunkt liegt eine der berühmtesten

*) Ich habe die dem Buche beigegebenen Aufnahmen bis Schanghai mit einem kleinen älteren Bulls-eye Kodak Nr. 2 ausgeführt; von Schanghai ab mit einem dort (bei Rößler u. Co.) besorgten Cartridge-Kodak Nr. 4, mit dessen Leistungen ich außerordentlich zufrieden war. Ich arbeite auf meinen Reisen stets mit Films, deren Vorteile — geringes Gewicht, Unzerbrechlichkeit und die Möglichkeit, in wenigen Minuten, bei Tageslicht und an jedem beliebigen Orte, ein Dutzend neue Films einzulegen — unschätzbar sind. Ich lasse die Filmrollen zu je sechsen einlöten und habe niemals schlechte Erfahrungen damit gemacht. Die größte Schwierigkeit ist, daß man frische Films bis jetzt nur in wenigen Orten außerhalb Europas und Amerikas bekommt. Man muß also vor der Reise für Zusendung sorgen.

Brücken des Reiches, die Brücke Lukukiau, nach welcher der gleichnamige Ort benannt ist.*) Schon Marco Polo, der alte venetianische Reisende, der im 13. Jahrhundert das Reich unter der glänzenden Regierung Kublai-Khans durchwanderte, erzählt, daß er an dieser Stelle über eine herrliche Steinbrücke gekommen sei, die dreihundert Schritt lang war und 24 Bogen hatte. Dieselbe Brücke existiert allerdings nicht mehr; 1668 stürzte sie, wie wir aus dem Augen-



Brücke Lukukiau.

zeugnis des Jesuitenpaters Intorcetta wissen, vollständig ein. Der schon mehrfach genannte große Mandschu-Kaiser, der Restaurator der Kin-Gräber, Kanghsi aber, der überhaupt Peking und seine Umgebung mit neuem Glanz und Leben erfüllte, ließ sie wiederherstellen. Sie ist 350 Schritt lang und ruht heute auf zehn schön gewölbten, wohlerhaltenen Bogen, und gewährt in dem Gegensatz der Farbe ihres weißen Marmors zu den zwischen den Pfeilern hindurch quirlenden braungelben Wogen des „Schlammflusses“ einen Anblick von großer Vornehmheit. An jedem Ende steht ein hübscher kleiner Pavillon mit Goldziegeldach; das Brückengeländer läuft auf jeder Seite, ganz ebenso wie es bei den ähnlich prächtigen Brücken

*) kiau (von den Chinesen hier tschiau gesprochen) ist: Brücke, luku: Schilfbach. Letzteres ist der alte Name des Hunho, dessen heutige Bezeichnung Schlammfluß bedeutet (vergl. v. Richthofen, China II, S. 292 a 1).

von Tschotschou der Fall war, in je einem in Relief gemeißelten Elefanten aus, der mit seiner Stirn der Brücke zugewendet ist. Die das Geländer gliedernden Pfeiler sind sämtlich mit kleinen, in verschiedenen Stellungen sitzenden altertümlichen Marmorlöwen gekrönt, die freilich eher wie Kröten oder Möpse aussehen, aber der Brücke darum um so mehr etwas Ehrwürdiges verleihen. Einige von ihnen sind sichtlich, ebenso wie andere Teile der Brücke, erst neuerdings wieder ausgebessert. Belegt ist sie mit gewaltigen Steinplatten, die stark ausgewichen sind und die Passage mit Karren heute zu einer Folter machen.

Peking, den 6. November.

Wir warteten heute früh in Lukukiau den Aufbruch des einige Kilometer hinter uns lagernden Detachements nicht ab, sondern machten uns gleich nach Sonnenaufgang allein auf den Weg. Das nicht mehr ganz zwei deutsche Meilen entfernte Peking war ja jetzt nicht mehr zu verfehlen. Mich drängte es leidenschaftlich, dorthin zu gelangen, hatte ich doch seit mehreren Monaten keine Nachricht aus der Heimat bekommen und durfte dort solche erwarten, und meinen Genossen ging es ähnlich. Auch ohne das aber übte Peking, dem Magneten gleich, je mehr wir in seine Nähe, in seinen deutlich wahrnehmbaren Bannkreis kamen, eine um so stärkere Anziehungskraft auf uns aus.

Nicht allein das Interesse, dem Mittelpunkt der aufregenden Ereignisse des Sommers und dem Hauptort des gegenwärtigen China zu nahen, war der Grund dazu, sondern auch der Umstand, daß Peking doch unleugbar eine der großen Stätten des Menschengeschlechts ist. Der Zauber bedeutender historischer Erinnerungen, dem sich kein fühlender Mensch entziehen kann, wehte uns machtvoll entgegen. Das alte Kambalu des Mittelalters stieg vor unserer Phantasie empor und sein kaiserlicher Glanz, der seiner Zeit durch die Dunkelheit Innerasiens bis nach Europa herüberstrahlte. Männer hatten dort gewirkt, die, wie Kublai, wie Kanghsi, zu den Großen der Weltgeschichte zu rechnen sind, und wenn auch Peking heute nur ein

Schatten seiner früheren Größe sein mochte, so mußten sich hier doch immerhin noch reicher als anderswo die Schätze alter chinesischer Kultur vorfinden, deren ernsthafte Bedeutung uns immer eindringlicher aufging.

So war es denn eine „große" Stimmung, mit der wir der uralten Stätte zuritten.

Wir rüsteten uns gleichsam auf den Eindruck, den nach zahlreichen wohlbekannten Abbildungen der erste Anblick der gewaltigen Stadtmauer Pekings, der mächtigsten, die China kennt, auf uns machen sollte. Gewiß hätten wir sie schon meilenweit voraus sehen müssen, wenn nicht ein zunehmend reicher Baumwuchs den Fernblick unmöglich gemacht hätte.

Einige Kilometer hinter Lukukiau begegneten wir einem prachtvollen, zwischen Bäumen gelegenen Pailou, das wohl eine Art Triumphthor vorstellt, denn es bedeutet den Endpunkt der großartigen gepflasterten Kaiserstraße, die von hier nach Peking läuft. Eine ganze Anzahl solcher Steinstraßen, die, bis auf den Weg zu dem kaiserlichen Sommerpalast im Norden von Peking, bereits aus der vorherigen, der Ming-Dynastie stammen, geht von verschiedenen Thoren der Hauptstadt in die Umgebung aus. Diejenige, die wir hier trafen, muß, als sie noch neu war, das Majestätischste von Heerstraße gewesen sein, was man sich denken kann. Der für vier Wagen hinreichend breite Weg ist ganz aus riesenhaften Marmorquadern aufgebaut, Blöcken, die bis zu zwei Meter Länge bei einem halben Meter Breite und nahezu ebensolcher Dicke haben. Früher, als die geglätteten Oberflächen noch aneinanderschlossen, muß die Straße eine wahrhaft kaiserliche gewesen sein. Heute sind die Steine ganz unregelmäßig gegeneinander abgesunken, die Kanten sind abgerundet, große Löcher und Schmutzpfützen liegen zwischen ihnen, so daß sie gegenwärtig fast überall einfach ungangbar geworden sind und der Weg nicht auf ihnen, sondern nebenher führt.

Wir hatten hinter Lukukiau noch ein kleines ummauertes Städtchen passiert und seitdem zahlreiche zerstreute Siedelungen. Dann kamen wir wieder an eine Umwallung mit kreneliertem Thor,

vor dem und hinter dem niedrige Häuser die breite Landstraße begleiteten.

Ja, wann kam denn nur eigentlich Peking? Vergeblich spähten wir auf der staubdunstigen Straße voraus; es schien doch weiter entfernt zu sein, als wir gehört hatten.

Jetzt aber fiel es mir auf, daß uns die Häuserreihen zu beiden Seiten des Weges doch hartnäckiger und geschlossener begleiteten, als es bisher der Fall gewesen. Das konnte keine Landstraße mehr sein. In einer plötzlichen Ahnung reite ich von der Spitze der Karawane zu dem Karren zurück, auf dem unser alter „Nömbelwon„ mit seinem Mondgesicht behaglich und lächelnd wie ein feister Buddha auf einem Altartisch hockt, und frage:

„Boy, ist dies etwa Peking?"

„Yes, yes, master! Pedjin, Pedjin!" nickte er mit vergnügtem Schmunzeln.

Das war nun freilich eine lächerliche Überraschung. Wir hatten uns mit einem solchen Aufwand von Ehrfurcht auf den feierlichen Einzug in die Kaiserresidenz gefaßt gemacht und befanden uns bereits darin, ehe wir uns dessen bewußt geworden!

Das Rätsel löst sich so, daß jene wohlbekannten Bilder von den Stadtmauern Pekings immer die gewaltige Umwallung der Tatarenstadt, des nördlichen Teils von Peking, zur Darstellung bringen; wir dagegen waren durch das Westthor Tschangyimönn in die Chinesenstadt, den südlichen Teil der Residenz, eingezogen, dessen Ummauerung viel niedriger als jene ist und die Wälle der anderen größeren Städte, die wir früher besucht, durchaus nicht übertrifft. Bäume und Häuser hatten uns den Gesamtanblick der Stadt vollständig entzogen.

Nun, da uns aber die Augen geöffnet waren, trat uns doch die Großartigkeit der Stadtanlage entgegen. Welch eine Straße war das! Breit, wenn mein Augenmaß richtig ist, wie die Linden Berlins, zog sie sich ins Unabsehbare dahin; Kilometer um Kilometer ritten wir vorwärts, und noch war kein Ende abzusehen.

Auffallend aber war die Zunahme des Straßenlebens, je weiter wir kamen. Lange Züge von Kamelen begegneten uns, die Körbe mit Steinkohlen auf dem Rücken trugen, Reise- und Last-Karren drängten sich aneinander vorüber, Sänften wurden getragen und Scharen von Fußgängern strömten dazwischen hindurch. Noch war wohl zwar gegenwärtig die Intensität des Lebens, das vor dem Kriege dort geherrscht hatte, bei weitem nicht wieder erreicht, allein ein großer Teil der Bevölkerung ging doch augenscheinlich bereits wieder ruhig seinen Geschäften nach. Massen von fliegenden Händlern boten auf der Straße ihre Waren feil: Obst, Früchte, Backwaren und sonstige Lebensmittel, neben Stoffen und Gerätschaften der verschiedensten Art. Das wertloseste Gerümpel lag hart neben den kostbarsten Gegenständen auf den mitten im Straßenstaub ausgebreiteten Unterlagen, rostige Nägel, alte Thürschlösser neben Schmucksachen, köstlichen Stickereien und wertvollen Pelzen. Stücke von solchem Wert wurden uns darunter lärmend angeboten, daß man über die Legitimität des Besitzes auf seiten des Verkäufers stark in Zweifel geraten mußte.

Was in Berlin die Kreuzungsstelle der Linden und der Friedrichstraße bedeutet, also den Höhepunkt des städtischen Verkehrs, ist in Peking der Schnittpunkt der ziemlich genau eine deutsche Meile langen westöstlichen Hauptstraße der Chinesenstadt, vom Tschangyimönn zum Schawomönn (mönn ist Thor), mit dem großen Steinwege, der vom Thor des Kaiserpalastes in der Tatarenstadt aus ebenso geradlinig vom Norden nach Süden durch die ganze Chinesenstadt hindurchführt und die erstgenannte Straße halbiert. Auf diesen Weg bogen wir nun nach Norden ein und befanden uns damit auf der großen Mittelachse Pekings und der Triumphalstraße der Kaiserlichen Residenz.

Noch einen Kilometer weiter auf dem mit breiten Steinplatten gepflasterten Wege, und wir standen vor dem Eingange in die Tatarenstadt.

Ja, das war das mächtige Bild, das man aus Büchern und Photographien so gut kennt! Mächtig und trotzig zieht die 13 Meter

hohe — oben noch 11 Meter breite — Mauer einher, welche die Tatarenstadt umschließt, und in ihr öffnet sich in einem imposanten Mittelbau das berühmteste aller Thore Pekings, das Tschiënmönn.

Der große hölzerne Aufbau über den Zinnen, der hier wie überall das Thor schmückt, war allerdings in den Kämpfen bis auf einige rauchgeschwärzte Reste verbrannt.

Über eine schöne Marmorbrücke und einen freien Platz hinweg, der von einem reichen Leben erfüllt war, gelangten wir an den gewölbten Thoreingang und betraten die Tatarenstadt. Vor uns in einiger Entfernung lag wieder ein neues mächtiges Thor in einer neuen Mauer: der Eingang in die Kaiserstadt.

Vom Himmelsthor biegt die Gesandtschaftsstraße rechts ab. Man überschreitet auf steinerner Brücke den langen Kanal, der die Kaiserstadt bewässert, und durch dessen unter der Tatarenmauer durchgeführtes Bett im August die ersten Befreier eindrangen. Wilde Trümmermassen zerschossener und verbrannter Stadtviertel zu beiden Seiten der Straße gaben ein redendes Zeugnis von den Kämpfen des Sommers. Endlich hatten wir die deutsche Gesandtschaft erreicht, in der uns Dr. Genthe vorausreitend bereits angemeldet hatte, und wo uns Herr von Mumm in liebenswürdigster Weise ein vorläufiges Unterkommen gewährte.

Wenige meiner Leser daheim werden es freilich ganz nachfühlen können, was es bedeutet, nach solch einer Zeit endlich einmal wieder in einem wohlgeheizten europäischen Zimmer hausen, an einer schneeweißen Tafel mit schönem Geschirr und blitzenden Gläsern speisen zu können, und das obenein mit der Aussicht, zur Nacht in einem wirklichen und wahrhaftigen Bett zu schlafen — ganz ohne den gespannten Revolver neben sich legen zu müssen!

Das Detachement von Normann traf noch am Vormittag ebenfalls in Peking ein und führte dem am Thor seinen Einzug erwartenden Grafen Waldersee im Triumph die zahlreichen Fahnen, Gewehre und Kanonen vor, welche die wackere Truppe auf ihrer Expedition nach Pautingfu und zurück erobert hatte.



Peking.

Peking, den 12. November.

Wunderlich hat in Europa die volkstümliche Anschauung über China und seine Kultur geschwankt. Im Altertum, zur Zeit der römischen Weltmacht, hat die große Menge überhaupt kaum etwas von China gewußt. Man erfuhr lediglich, daß fern im unbekannten Osten ein Volk lebe, welches die Seide hervorbrachte, jenes in seiner Entstehung unerklärte köstliche Gewebe, das durch vermittelnde Handelsvölker aus dem Innern Asiens herüberkam.

Als dann im Mittelalter das gewaltige Reich der Mongolen fast ganz Asien in seinen Bereich gezogen hatte, und unter dem Geleit der Großkhane europäische Missionare und Reisende in Sicherheit den Kontinent durchqueren konnten, da wurden die staunenden Schilderungen der heimkehrenden Berichterstatter über die Prachtentfaltung des chinesischen Hofes, über die Reichtümer, die ungeheuren Volkszahlen, die dem Beobachter entgegentraten, in weiteren Kreisen einfach nicht geglaubt.

Dem Zusammenbruch der Mongolenherrschaft in China folgte mit der Ming-Dynastie eine Periode ganz besonderer Absonderung gegen die Außenwelt. Erst mit ihrem Sturz 1644 beginnt ernsthaft die wissenschaftliche Erschließung Chinas für Europa, und zwar besonders durch die Jesuiten-Missionare, die unter dem schon öfter genannten großen Monarchen Kanghsi eine so einflußreiche Rolle am Hofe spielten.

Im XVIII. Jahrhundert hat sich dann Europa ziemlich viel

mit China beschäftigt. Damals [illegible] Meinung von der Macht des chine[illegible] lichkeit seiner öffentlichen Einrichtungen. [illegible] Lob ihres großen Gönners in allen [illegible] Lob kam einer ganzen [illegible] erleuchteten Köpfe jener Zeit, [illegible] Frankreich, die genialen Freigeister, [illegible] der damaligen europäischen Kultur [illegible] vorurteile, die Unerträglichkeit [illegible] Großen, die geschraubte Unnatur der [illegible] und in geistvollen Spöttereien [illegible] volution und die Herrschaft der [illegible] glaubten vielfach, in China eine [illegible] der den von ihnen erträumten [illegible] bar aufgeklärter Monarch, [illegible] jeder Adelshierarchie, eine [illegible] Sinn, der den Frieden [illegible] Krieg, eine Gesellschaftsordnung, [illegible] niedrigstgeborenen, der Weg [illegible] wo die Leitung des [illegible] den Händen der Literaten [illegible] die vergötterte Vernunft in [illegible] kam, wo folgerichtiges [illegible] nisse durchdrang — [illegible] zücken versetzen. [illegible] überhaupt nicht [illegible] man eben sehen [illegible] Jacques Rousseau [illegible] Naturvölker [illegible] Reich der Chinesen [illegible] schlag dieser [illegible] finden.*)

*) So [illegible] Ehrfurcht vor [illegible]

Hierzu kam auch das hochentwickelte Verständnis des XVIII. Jahrhunderts für die Feinheiten der chinesischen Kleinkunst, deren Erzeugnisse damals nach Europa hinübergelangten. In ihrem plastischen Lieblingsmaterial, im Porzellan, wußte sich die Epoche des Rokoko ja direkt abhängig von China, als dem bewunderten Lehrmeister, und man weiß, eine wie große Rolle chinesische Motive in der Porzellankunst des Rokoko spielen.

Das XIX. Jahrhundert zeigt einen überraschenden Umschwung des Urteils.

In der ersten Hälfte entwickelt sich eine sonderbare Stimmung: China ist plötzlich lächerlich geworden. Ob dies damit zusammenhängt, daß das ganze Rokoko in ein solches Licht getreten war? Jedenfalls bekam der Begriff der „Chinoiserien" etwas überaus Komisches, und in weiten Kreisen stellte man sich die Chinesen etwa wie spitzmützige, kopfnickende und mit ausgestrecktem Zeigefinger herumhüpfende Marionetten vor; die Zöpfe wackelten unter den Sonnenschirmen, und über ihnen bimmelten kleine Glöckchen an den Dächern porzellanener Pagoden — es war zu drollig!

Mit dem Fortschreiten des Jahrhunderts jedoch, als verbesserte Reisegelegenheiten eine Menge neugieriger Weltbummler an die Küsten Chinas führten, da hörte diese Lächerlichkeit auf, und es trat etwas ganz Neues ein, das vollkommenste Gegenteil von der Empfindung des Rokoko, nämlich Entsetzen, Abscheu, Zorn und

---

jenes Werk, das später zeitweilig für eine Ausgeburt wahnwitzig gewordener Despotenlaune erklärt wurde:

> Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
> Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
> Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
> Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus!"

— — — — — — — — — — — — —

> Nicht eitle Prahlsucht hat es getürmet,
> Es dienet zum Heil, es rettet und schirmet.

Oder er meint den Pflug mit den Worten:

> Wie heißt das Ding, das wenige schätzen?
> Doch ziert's des größten Kaisers Hand,

indem er dabei an die Ceremonie des Himmelssohns denkt, der einmal jährlich mit goldener Pflugschar das heilige Feld im Tempel des Ackerbaus umpflügt.

Verachtung. Die Reiseschriftsteller können sich gar nicht genug thun, ihren Hohn und ihren Ekel über den Schmutz und die Verkommenheit Chinas auszudrücken. Alles ist dort verrottet, die Regierung die denkbar schlechteste, das Mandarinentum eine Geißel des Volkes, die große Masse halb verhungert und ganz verdummt, alle Einrichtungen sind seit Jahrtausenden eingewurzelte Mißbräuche und so fort. Das Ganze ist ein eigentlich schon gestorbener Körper, dessen Fäulniszustand alle Sinne und Gedanken beleidigt. Es ist sehr bezeichnend, daß die französischen Dekadence-Schriftsteller von heute als Schauplatz für ihre Massenorgien von Wollust und Grausamkeit, nachdem sie Alexandrien, Byzanz und Rom durchgewühlt haben, jetzt bereits China auszuersehen beginnen, weil dort dem Publikum die absurdesten Phantasien auf diesem Gebiete möglich erscheinen.

Noch jetzt wird zwar in den landläufigen chinesischen Reisebeschreibungen ein Hauptreiz in möglichst humoristischer Zurschaustellung chinesischer Lächerlichkeiten gesucht; allein es geschieht das nicht mehr mit der gutmütigen Lustigkeit, mit welcher z. B. Andersen in seinen Märchen den Kaiser der Chinesen „P!" sagen und seine Mandarine auf den Bauch treten läßt; es ist eine ganz andere Note darin, dieselbe, die heute durch alle unsere populären Empfindungen gegen China hindurchklingt: der Widerwille, ja der Haß.*)

Der Umschwung ist so auffallend und energisch, daß etwas sehr Bedeutendes ihm zu Grunde liegen muß. Wirkliche Kenntnis der Chinesen ist dies nicht, denn noch immer ist uns China äußerlich und noch viel mehr innerlich eine fremde Welt. Ich glaube, der Tieferblickende wird sich nicht darüber täuschen, daß hier ein

*) Während der Drucklegung dieser Sätze kommt mir zufällig ein mitteldeutsches Blatt in die Hand (Frankfurter Generalanzeiger vom 2. November 1901), das einen Artikel über die Gutmütigkeit des deutschen Soldaten folgendermaßen einleitet: „. . . solche Züge rein menschlichen Empfindens werden auch aus China bekannt, trotzdem dort der Kampf einer geradezu verruchten Nation ohne Treu und Glauben galt, deren Rasse überdies bei jeder Berührung den Weißen mit Ekel erfüllte." Das ist in der That heute die volkstümliche Anschauung in Europa.

Beweggrund sich zu regen beginnt, der bei derartigen Völkerempfindungen, bei jedem leidenschaftlichen Rassenhaß immer mitspielt, ohne daß er den Trägern selbst klar bewußt zu werden braucht: nämlich das geheime Gefühl einer gefährlich werdenden Nebenbuhlerschaft!

Eine Volksmasse hat selten oder nie ein unbefangenes Urteil, wohl aber meist eine feine, natürliche, man möchte sagen, animalische Witterung für das, was ihr frommt oder schadet. So ist es auch hier: der große Weltkampf zwischen der weißen und gelben Rasse wirft deutlicher und deutlicher seine Schatten voraus und kennzeichnet sich unter anderem darin, daß die Völker Europas die Ostasiaten bereits hassen, statt sie in unvoreingenommener Objektivität zu studieren.

Mir ist der obige Gedankengang gekommen, als ich mich bemühte, in den wenigen Tagen, die mir zu Gebote stehen, die Eigentümlichkeit der Hauptstadt des Reichs der Mitte zu erfassen.

Was mir an Reiseschilderungen aus Peking augenblicklich in Erinnerung ist, geht darin auf, den Schmutz und Verfall, die jede Illusion zerstörende Prosa, mit einem Wort, die vollkommene Jämmerlichkeit dieser Stadt mit den stärksten Ausdrücken zu betonen. Der oft so vorurteilsfreie Ehlers gefällt sich darin, ganz Peking lediglich als einen einzigen, riesenhaften Misthaufen vorzuführen; nach ihm würde eine ganze Kompagnie Zolas nicht im stande sein, den Schmutz der Stadt würdig zu beschreiben. Aber auch in den Schilderungen eines Wissenschaftlers strengster Observanz, des Geologen Obrutschew, hat das Bild von Peking nicht viel andere Züge.

Und doch, wie einseitig, wie unfrei sind solche Auffassungen! Gewiß, der Verfall, der Schmutz, die graue Prosa machen sich in Pekings Straßen in einer erschreckenden Weise breit; ich könnte, wenn ich wollte, ganz dieselben Schilderungen wiederholen. Aber ist denn das Straßenleben des niederen Volkes alles oder auch nur die Hauptsache in der Residenz des Himmelssohnes? Und muß

denn die wohlfeile Beobachtung des Unterschieds zwischen Peking und einer modern gebauten, modern gesäuberten, modern beleuchteten Großstadt Europas blind machen gegen die eigenartige Größe und die kulturelle Merkwürdigkeit des Ganzen, die auch heute noch aus allem Verfall herausschaut?

Ich will hier Peking nicht beschreiben; das wird das Werk anderer sein, die ebensoviele Monate, wie ich Tage, dort weilen durften, und hoffentlich findet diese bedeutende Aufgabe ihren bedeutenden Bearbeiter. Ich will nur wiedergeben, weshalb ich fast von der ersten Stunde an, die ich in Pekings Mauern geweilt habe, das Gefühl von dieser hohen Merkwürdigkeit, dieser ernsthaften, fremden, meinethalben barbarischen Größe — barbarisch nennen wir ja meist, was uns fremd ist —, mit großer Eindringlichkeit gehabt habe, und daß dies Gefühl sich mit der zunehmenden Kenntnis stets gesteigert hat.

Der mit so ungeheurer Konsequenz durchgeführte logische Schematismus der chinesischen Kultur, der das ganze Leben des Vierhundertmillionen-Volkes durchdringt, der alle Städte gleichartig baut, alle Beamten in eine einheitliche Rangstufenleiter einordnet, alle Würden durch eine Folge gleichartiger systematischer Prüfungen regelt u. s. w., ist uns bei unserer ausgeprägt individualistischen Anlage besonders unsympathisch. Aber etwas Großartiges oder meinetwegen mindestens ein bedeutendes document humain liegt doch darin.

Dieser Schematismus nun findet seinen Ausdruck auch in der Anlage der Reichshauptstadt. Wir haben mehr als einmal in den durchwanderten Städten den offiziellen „Yamen", die Wohnung des höchsten Ortsmandarins, besucht, jene Folge weitgedehnter Höfe, die immer einer in den anderen leiteten, bis wir endlich zu der eigentlichen Behausung des großen Mannes selbst gelangten.

Ganz Peking ist nun nichts Anderes, als ein einziger ungeheurer „Yamen", der Yamen des Kaisers, der das Machtcentrum des Reiches bildet, wie der Mandarins-Yamen dasjenige der Stadt.

Schatten seiner früheren Größe sein mochte, so mußten sich hier doch immerhin noch reicher als anderswo die Schätze alter chinesischer Kultur vorfinden, deren ernsthafte Bedeutung uns immer eindringlicher aufging.

So war es denn eine „große“ Stimmung, mit der wir der uralten Stätte zuritten.

Wir rüsteten uns gleichsam auf den Eindruck, den nach zahlreichen wohlbekannten Abbildungen der erste Anblick der gewaltigen Stadtmauer Pekings, der mächtigsten, die China kennt, auf uns machen sollte. Gewiß hätten wir sie schon meilenweit voraus sehen müssen, wenn nicht ein zunehmend reicher Baumwuchs den Fernblick unmöglich gemacht hätte.

Einige Kilometer hinter Lukukiau begegneten wir einem prachtvollen, zwischen Bäumen gelegenen Pailou, das wohl eine Art Triumphthor vorstellt, denn es bedeutet den Endpunkt der großartigen gepflasterten Kaiserstraße, die von hier nach Peking läuft. Eine ganze Anzahl solcher Steinstraßen, die, bis auf den Weg zu dem kaiserlichen Sommerpalast im Norden von Peking, bereits aus der vorherigen, der Ming-Dynastie stammen, geht von verschiedenen Thoren der Hauptstadt in die Umgebung aus. Diejenige, die wir hier trafen, muß, als sie noch neu war, das Majestätischste von Heerstraße gewesen sein, was man sich denken kann. Der für vier Wagen hinreichend breite Weg ist ganz aus riesenhaften Marmorquadern aufgebaut, Blöcken, die bis zu zwei Meter Länge bei einem halben Meter Breite und nahezu ebensolcher Dicke haben. Früher, als die geglätteten Oberflächen noch aneinanderschlossen, muß die Straße eine wahrhaft kaiserliche gewesen sein. Heute sind die Steine ganz unregelmäßig gegeneinander abgesunken, die Kanten sind abgerundet, große Löcher und Schmutzpfützen liegen zwischen ihnen, so daß sie gegenwärtig fast überall einfach ungangbar geworden sind und der Weg nicht auf ihnen, sondern nebenher führt.

Wir hatten hinter Lukukiau noch ein kleines ummauertes Städtchen passiert und seitdem zahlreiche zerstreute Siedelungen. Dann kamen wir wieder an eine Umwallung mit kreneliertem Thor,

vor dem und hinter dem niedrige Häuser die breite Landstraße begleiteten.

Ja, wann kam denn nur eigentlich Peking? Vergeblich spähten wir auf der staubdunstigen Straße voraus; es schien doch weiter entfernt zu sein, als wir gehört hatten.

Jetzt aber fiel es mir auf, daß uns die Häuserreihen zu beiden Seiten des Weges doch hartnäckiger und geschlossener begleiteten, als es bisher der Fall gewesen. Das konnte keine Landstraße mehr sein. In einer plötzlichen Ahnung reite ich von der Spitze der Karawane zu dem Karren zurück, auf dem unser alter „Nömbelwon„ mit seinem Mondgesicht behaglich und lächelnd wie ein feister Buddha auf einem Altartisch hockt, und frage:

„Boy, ist dies etwa Peking?"

„Yes, yes, master! Pedjin, Pedjin!" nickte er mit vergnügtem Schmunzeln.

Das war nun freilich eine lächerliche Überraschung. Wir hatten uns mit einem solchen Aufwand von Ehrfurcht auf den feierlichen Einzug in die Kaiserresidenz gefaßt gemacht und befanden uns bereits darin, ehe wir uns dessen bewußt geworden!

Das Rätsel löst sich so, daß jene wohlbekannten Bilder von den Stadtmauern Pekings immer die gewaltige Umwallung der Tatarenstadt, des nördlichen Teils von Peking, zur Darstellung bringen; wir dagegen waren durch das Westthor Tschangyimönn in die Chinesenstadt, den südlichen Teil der Residenz, eingezogen, dessen Ummauerung viel niedriger als jene ist und die Wälle der anderen größeren Städte, die wir früher besucht, durchaus nicht übertrifft. Bäume und Häuser hatten uns den Gesamtanblick der Stadt vollständig entzogen.

Nun, da uns aber die Augen geöffnet waren, trat uns doch die Großartigkeit der Stadtanlage entgegen. Welch eine Straße war das! Breit, wenn mein Augenmaß richtig ist, wie die Linden Berlins, zog sie sich ins Unabsehbare dahin; Kilometer um Kilometer ritten wir vorwärts, und noch war kein Ende abzusehen.

Auffallend aber war die Zunahme des Straßenlebens, je weiter wir kamen. Lange Züge von Kamelen begegneten uns, die Körbe mit Steinkohlen auf dem Rücken trugen, Reise- und Last-Karren drängten sich aneinander vorüber, Sänften wurden getragen und Scharen von Fußgängern strömten dazwischen hindurch. Noch war wohl zwar gegenwärtig die Intensität des Lebens, das vor dem Kriege dort geherrscht hatte, bei weitem nicht wieder erreicht, allein ein großer Teil der Bevölkerung ging doch augenscheinlich bereits wieder ruhig seinen Geschäften nach. Massen von fliegenden Händlern boten auf der Straße ihre Waren feil: Obst, Früchte, Backwaren und sonstige Lebensmittel, neben Stoffen und Gerätschaften der verschiedensten Art. Das wertloseste Gerümpel lag hart neben den kostbarsten Gegenständen auf den mitten im Straßenstaub ausgebreiteten Unterlagen, rostige Nägel, alte Thürschlösser neben Schmucksachen, köstlichen Stickereien und wertvollen Pelzen. Stücke von solchem Wert wurden uns darunter lärmend angeboten, daß man über die Legitimität des Besitzes auf seiten des Verkäufers stark in Zweifel geraten mußte.

Was in Berlin die Kreuzungsstelle der Linden und der Friedrichstraße bedeutet, also den Höhepunkt des städtischen Verkehrs, ist in Peking der Schnittpunkt der ziemlich genau eine deutsche Meile langen westöstlichen Hauptstraße der Chinesenstadt, vom Tschangyimönn zum Schawomönn (mönn ist Thor), mit dem großen Steinwege, der vom Thor des Kaiserpalastes in der Tatarenstadt aus ebenso geradlinig vom Norden nach Süden durch die ganze Chinesenstadt hindurchführt und die erstgenannte Straße halbiert. Auf diesen Weg bogen wir nun nach Norden ein und befanden uns damit auf der großen Mittelachse Pekings und der Triumphalstraße der Kaiserlichen Residenz.

Noch einen Kilometer weiter auf dem mit breiten Steinplatten gepflasterten Wege, und wir standen vor dem Eingange in die Tatarenstadt.

Ja, das war das mächtige Bild, das man aus Büchern und Photographien so gut kennt! Mächtig und trotzig zieht die 13 Meter

hohe — oben noch 11 Meter breite — Mauer einher, welche die Tatarenstadt umschließt, und in ihr öffnet sich in einem imposanten Mittelbau das berühmteste aller Thore Pekings, das Tschiënmönn.

Der große hölzerne Aufbau über den Zinnen, der hier wie überall das Thor schmückt, war allerdings in den Kämpfen bis auf einige rauchgeschwärzte Reste verbrannt.

Über eine schöne Marmorbrücke und einen freien Platz hinweg, der von einem reichen Leben erfüllt war, gelangten wir an den gewölbten Thoreingang und betraten die Tatarenstadt. Vor uns in einiger Entfernung lag wieder ein neues mächtiges Thor in einer neuen Mauer: der Eingang in die Kaiserstadt.

Vom Himmelsthor biegt die Gesandtschaftsstraße rechts ab. Man überschreitet auf steinerner Brücke den langen Kanal, der die Kaiserstadt bewässert, und durch dessen unter der Tatarenmauer durchgeführtes Bett im August die ersten Befreier eindrangen. Wilde Trümmermassen zerschossener und verbrannter Stadtviertel zu beiden Seiten der Straße gaben ein redendes Zeugnis von den Kämpfen des Sommers. Endlich hatten wir die deutsche Gesandtschaft erreicht, in der uns Dr. Genthe vorausreitend bereits angemeldet hatte, und wo uns Herr von Mumm in liebenswürdigster Weise ein vorläufiges Unterkommen gewährte.

Wenige meiner Leser daheim werden es freilich ganz nachfühlen können, was es bedeutet, nach solch einer Zeit endlich einmal wieder in einem wohlgeheizten europäischen Zimmer hausen, an einer schneeweißen Tafel mit schönem Geschirr und blitzenden Gläsern speisen zu können, und das obenein mit der Aussicht, zur Nacht in einem wirklichen und wahrhaftigen Bett zu schlafen — ganz ohne den gespannten Revolver neben sich legen zu müssen!

Das Detachement von Normann traf noch am Vormittag ebenfalls in Peking ein und führte dem am Thor seinen Einzug erwartenden Grafen Waldersee im Triumph die zahlreichen Fahnen, Gewehre und Kanonen vor, welche die wackere Truppe auf ihrer Expedition nach Pautingfu und zurück erobert hatte.



Peking.

Peking, den 12. November.

Wunderlich hat in Europa die volkstümliche Anschauung über China und seine Kultur geschwankt. Im Altertum, zur Zeit der römischen Weltmacht, hat die große Menge überhaupt kaum etwas von China gewußt. Man erfuhr lediglich, daß fern im unbekannten Osten ein Volk lebe, welches die Seide hervorbrachte, jenes in seiner Entstehung unerklärte köstliche Gewebe, das durch vermittelnde Handelsvölker aus dem Innern Asiens herüberkam.

Als dann im Mittelalter das gewaltige Reich der Mongolen fast ganz Asien in seinen Bereich gezogen hatte, und unter dem Geleit der Großkhane europäische Missionare und Reisende in Sicherheit den Kontinent durchqueren konnten, da wurden die staunenden Schilderungen der heimkehrenden Berichterstatter über die Prachtentfaltung des chinesischen Hofes, über die Reichtümer, die ungeheuren Volkszahlen, die dem Beobachter entgegentraten, in weiteren Kreisen einfach nicht geglaubt.

Dem Zusammenbruch der Mongolenherrschaft in China folgte mit der Ming-Dynastie eine Periode ganz besonderer Absonderung gegen die Außenwelt. Erst mit ihrem Sturz 1644 beginnt ernsthaft die wissenschaftliche Erschließung Chinas für Europa, und zwar besonders durch die Jesuiten-Missionare, die unter dem schon öfter genannten großen Monarchen Kanghsi eine so einflußreiche Rolle am Hofe spielten.

Im XVIII. Jahrhundert hat sich dann Europa ziemlich viel

mit China beschäftigt. Damals entstand nun eine sehr hohe Meinung von der Macht des chinesischen Reichs und der Vortrefflichkeit seiner öffentlichen Einrichtungen. Die Jesuiten hatten das Lob ihres großen Gönners in allen Tonarten gesungen, und dies Lob kam einer ganzen Ideenströmung eigentümlich entgegen. Die erleuchteten Köpfe jener Zeit, besonders in dem geistig führenden Frankreich, die genialen Freigeister, welche die schlimmen Schäden der damaligen europäischen Kultur: die Verstiegenheit der Standesvorurteile, die Unerträglichkeit klerikaler Wirtschaft, die Willkür der Großen, die geschraubte Unnatur der Gesellschaft u. a. m., erkannten und in geistvollen Spöttereien oder flammenden Protesten die Revolution und die Herrschaft der Vernunft vorbereiten halfen, diese glaubten vielfach, in China eine Art Musterstaat erblicken zu dürfen, der den von ihnen erträumten Zuständen nahe kam. Ein wunderbar aufgeklärter Monarch, die Abwesenheit jeder Priesterherrschaft, jeder Adelshierarchie, eine milde Toleranz gegen alle Religionen, ein Sinn, der den Frieden und seine Künste weit höher schätzte als den Krieg, eine Gesellschaftsordnung, in der jedem Talent, auch dem niedrigstgeborenen, der Weg zum höchsten Amte offen stand und wo die Leitung des Volkes in den Händen der geistigen Elite, in den Händen der Litteraten lag, ein Land endlich, wo, wie es schien, die vergötterte Vernunft in einer staunenswerten Weise zur Herrschaft kam, wo folgerichtiges System und logischer Aufbau alle Verhältnisse durchdrang — alles das mußte sie und ihre Gemeinde in Entzücken versetzen. Historische Kritik und ethnographische Exaktheit lagen überhaupt nicht besonders im Geist der Zeit; man sah gern, was man eben sehen wollte; und aus ähnlichen Gründen, wie Jean Jacques Rousseau sich die idyllischen Glückseligkeiten tugendhafter Naturvölker poetisch zurechtlegte, so malte man sich vielfach das Reich der Chinesen mit lauter lichten Farben aus. Einen Niederschlag dieser Bewunderung kann man sogar in der deutschen Dichtung finden. *)

*) So spricht aus den Rätseln Schillers eine unzweifelhaft ernstgemeinte Ehrfurcht vor China. Er preist mit begeisterten Worten die „Große Mauer",

Hinzu kam auch das hochentwickelte Verständnis des XVIII. Jahrhunderts für die Feinheiten der chinesischen Kleinkunst, deren Erzeugnisse damals nach Europa hinübergelangten. In ihrem plastischen Lieblingsmaterial, im Porzellan, wußte sich die Epoche des Rokoko ja direkt abhängig von China, als dem bewunderten Lehrmeister, und man weiß, eine wie große Rolle chinesische Motive in der Porzellankunst des Rokoko spielen.

Das XIX. Jahrhundert zeigt einen überraschenden Umschwung des Urteils.

In der ersten Hälfte entwickelt sich eine sonderbare Stimmung: China ist plötzlich lächerlich geworden. Ob dies damit zusammenhängt, daß das ganze Rokoko in ein solches Licht getreten war? Jedenfalls bekam der Begriff der „Chinoiserien" etwas überaus Komisches, und in weiten Kreisen stellte man sich die Chinesen etwa wie spitzmützige, kopfnickende und mit ausgestrecktem Zeigefinger herumhüpfende Marionetten vor; die Zöpfe wackelten unter den Sonnenschirmen, und über ihnen bimmelten kleine Glöckchen an den Dächern porzellanener Pagoden — es war zu drollig!

Mit dem Fortschreiten des Jahrhunderts jedoch, als verbesserte Reisegelegenheiten eine Menge neugieriger Weltbummler an die Küsten Chinas führten, da hörte diese Lächerlichkeit auf, und es trat etwas ganz Neues ein, das vollkommenste Gegenteil von der Empfindung des Rokoko, nämlich Entsetzen, Abscheu, Zorn und

---

jenes Werk, das später zeitweilig für eine Ausgeburt wahnwitzig gewordener Despotenlaune erklärt wurde:

> Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
> Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
> Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
> Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus!"
>
> — — — — — — — — — — — — —
>
> Nicht eitle Prahlsucht hat es getürmet,
> Es dienet zum Heil, es rettet und schirmet.

Oder er meint den Pflug mit den Worten:

> Wie heißt das Ding, das wenige schätzen?
> Doch ziert's des größten Kaisers Hand,

indem er dabei an die Ceremonie des Himmelssohns denkt, der einmal jährlich mit goldener Pflugschar das heilige Feld im Tempel des Ackerbaus umpflügt.

Verachtung. Die Reiseschriftsteller können sich gar nicht genug thun, ihren Hohn und ihren Ekel über den Schmutz und die Verkommenheit Chinas auszudrücken. Alles ist dort verrottet, die Regierung die denkbar schlechteste, das Mandarinentum eine Geißel des Volkes, die große Masse halb verhungert und ganz verdummt, alle Einrichtungen sind seit Jahrtausenden eingewurzelte Mißbräuche und so fort. Das Ganze ist ein eigentlich schon gestorbener Körper, dessen Fäulniszustand alle Sinne und Gedanken beleidigt. Es ist sehr bezeichnend, daß die französischen Dekadence-Schriftsteller von heute als Schauplatz für ihre Massenorgien von Wollust und Grausamkeit, nachdem sie Alexandrien, Byzanz und Rom durchgewühlt haben, jetzt bereits China auszuersehen beginnen, weil dort dem Publikum die absurdesten Phantasien auf diesem Gebiete möglich erscheinen.

Noch jetzt wird zwar in den landläufigen chinesischen Reisebeschreibungen ein Hauptreiz in möglichst humoristischer Zurschaustellung chinesischer Lächerlichkeiten gesucht; allein es geschieht das nicht mehr mit der gutmütigen Lustigkeit, mit welcher z. B. Andersen in seinen Märchen den Kaiser der Chinesen „P!“ sagen und seine Mandarine auf den Bauch treten läßt; es ist eine ganz andere Note darin, dieselbe, die heute durch alle unsere populären Empfindungen gegen China hindurchklingt: der Widerwille, ja der Haß.*)

Der Umschwung ist so auffallend und energisch, daß etwas sehr Bedeutendes ihm zu Grunde liegen muß. Wirkliche Kenntnis der Chinesen ist dies nicht, denn noch immer ist uns China äußerlich und noch viel mehr innerlich eine fremde Welt. Ich glaube, der Tieferblickende wird sich nicht darüber täuschen, daß hier ein

*) Während der Drucklegung dieser Sätze kommt mir zufällig ein mitteldeutsches Blatt in die Hand (Frankfurter Generalanzeiger vom 2. November 1901), das einen Artikel über die Gutmütigkeit des deutschen Soldaten folgendermaßen einleitet: „. . . solche Züge rein menschlichen Empfindens werden auch aus China bekannt, trotzdem dort der Kampf einer geradezu verruchten Nation ohne Treu und Glauben galt, deren Rasse überdies bei jeder Berührung den Weißen mit Ekel erfüllte.“ Das ist in der That heute die volkstümliche Anschauung in Europa.

Beweggrund sich zu regen beginnt, der bei derartigen Völkerempfindungen, bei jedem leidenschaftlichen Rassenhaß immer mitspielt, ohne daß er den Trägern selbst klar bewußt zu werden braucht: nämlich das geheime Gefühl einer gefährlich werdenden Nebenbuhlerschaft!

Eine Volksmasse hat selten oder nie ein unbefangenes Urteil, wohl aber meist eine feine, natürliche, man möchte sagen, animalische Witterung für das, was ihr frommt oder schadet. So ist es auch hier: der große Weltkampf zwischen der weißen und gelben Rasse wirft deutlicher und deutlicher seine Schatten voraus und kennzeichnet sich unter anderem darin, daß die Völker Europas die Ostasiaten bereits hassen, statt sie in unvoreingenommener Objektivität zu studieren.

Mir ist der obige Gedankengang gekommen, als ich mich bemühte, in den wenigen Tagen, die mir zu Gebote stehen, die Eigentümlichkeit der Hauptstadt des Reichs der Mitte zu erfassen.

Was mir an Reiseschilderungen aus Peking augenblicklich in Erinnerung ist, geht darin auf, den Schmutz und Verfall, die jede Illusion zerstörende Prosa, mit einem Wort, die vollkommene Jämmerlichkeit dieser Stadt mit den stärksten Ausdrücken zu betonen. Der oft so vorurteilsfreie Ehlers gefällt sich darin, ganz Peking lediglich als einen einzigen, riesenhaften Misthaufen vorzuführen; nach ihm würde eine ganze Kompagnie Zolas nicht im stande sein, den Schmutz der Stadt würdig zu beschreiben. Aber auch in den Schilderungen eines Wissenschaftlers strengster Observanz, des Geologen Obrutschew, hat das Bild von Peking nicht viel andere Züge.

Und doch, wie einseitig, wie unfrei sind solche Auffassungen! Gewiß, der Verfall, der Schmutz, die graue Prosa machen sich in Pekings Straßen in einer erschreckenden Weise breit; ich könnte, wenn ich wollte, ganz dieselben Schilderungen wiederholen. Aber ist denn das Straßenleben des niederen Volkes alles oder auch nur die Hauptsache in der Residenz des Himmelssohnes? Und muß

denn die wohlfeile Beobachtung des Unterschieds zwischen Peking und einer modern gebauten, modern gesäuberten, modern beleuchteten Großstadt Europas blind machen gegen die eigenartige Größe und die kulturelle Merkwürdigkeit des Ganzen, die auch heute noch aus allem Verfall herausschaut?

Ich will hier Peking nicht beschreiben; das wird das Werk anderer sein, die ebensoviele Monate, wie ich Tage, dort weilen durften, und hoffentlich findet diese bedeutende Aufgabe ihren bedeutenden Bearbeiter. Ich will nur wiedergeben, weshalb ich fast von der ersten Stunde an, die ich in Pekings Mauern geweilt habe, das Gefühl von dieser hohen Merkwürdigkeit, dieser ernsthaften, fremden, meinethalben barbarischen Größe — barbarisch nennen wir ja meist, was uns fremd ist —, mit großer Eindringlichkeit gehabt habe, und daß dies Gefühl sich mit der zunehmenden Kenntnis stets gesteigert hat.

Der mit so ungeheurer Konsequenz durchgeführte logische Schematismus der chinesischen Kultur, der das ganze Leben des Vierhundertmillionen-Volkes durchdringt, der alle Städte gleichartig baut, alle Beamten in eine einheitliche Rangstufenleiter einordnet, alle Würden durch eine Folge gleichartiger systematischer Prüfungen regelt u. s. w., ist uns bei unserer ausgeprägt individualistischen Anlage besonders unsympathisch. Aber etwas Großartiges oder meinetwegen mindestens ein bedeutendes document humain liegt doch darin.

Dieser Schematismus nun findet seinen Ausdruck auch in der Anlage der Reichshauptstadt. Wir haben mehr als einmal in den durchwanderten Städten den offiziellen „Yamen“, die Wohnung des höchsten Ortsmandarins, besucht, jene Folge weitgedehnter Höfe, die immer einer in den anderen leiteten, bis wir endlich zu der eigentlichen Behausung des großen Mannes selbst gelangten.

Ganz Peking ist nun nichts Anderes, als ein einziger ungeheurer „Yamen“, der Yamen des Kaisers, der das Machtcentrum des Reiches bildet, wie der Mandarins-Yamen dasjenige der Stadt.

Das ist es in der That, was am unmittelbarsten imponierend wirkt: der große, einheitliche Stil der ganzen Anlage, welche die gesamte Stadt im Grunde nur als eine Folge von riesenhaften Vorhöfen gedacht hat, die den Wohnort des Himmelssohnes umgeben und eindrucksvoll zu dieser höchsten und heiligsten Stätte des Reiches hinführen.

Wie die Mandarins-Yamen nirgends durch vertikal bedeutende Bauten, sondern nur durch die horizontale Weitläufigkeit ihres Grundrisses wirken, geradeso liegt die Monumentalität der Anlage von Peking lediglich in der Flächenwirkung. Peking bedeckt einen Flächenraum von 1,13 deutschen Quadratmeilen. Es wird darin heute von London und Paris übertroffen, allein man halte sich vor Augen, daß diese Städte erst allmählich so groß geworden sind und daß sie demgemäß das Bild einer regellosen Anhäufung immer neu hinzugewachsener Straßen bilden; Peking dagegen ist von vornherein nach einem einzigen riesenhaften und dabei unendlich einfachen Grundplane so gestaltet. Die Idee dieser Stadt erscheint fertig aus dem Haupte eines Giganten entsprungen und durch einen ungeheuren Einzelwillen mit einem Male hingestellt. Es ist in Wirklichkeit nicht ganz so; auch Peking hat seine historischen Veränderungen gehabt, aber im wesentlichen stimmt es doch.

Aus jedem Plan von Peking ist die Grundanlage sofort zu erkennen. Der große Kaiser-Yamen ist nach Süden gerichtet, der Gegend, wo der Hauptteil des beherrschten Reiches liegt. Wer von dorther der Residenz naht, den empfängt bekanntlich zuerst die sogenannte „Chinesenstadt“, das südliche der beiden großen Rechtecke, aus denen Peking zusammengesetzt ist. Offiziell gilt diese noch nicht als die eigentliche Residenz; sie ist früher ein Bezirk vor den Thoren gewesen, die verhältnismäßig niedrigen Mauern sind erst später herumgefügt worden, und die amtliche Bezeichnung ist noch immer „die äußere Stadt“. Der Name „Chinesen-Stadt“ deutet darauf hin, daß China von einem fremden Stamme beherrscht wird. Nur hier vor dem Thore durfte die unterworfene Bevölkerung sich ansiedeln. Die „innere Stadt“ war dem Eroberervolke vorbehalten,

damit der Kaiser sicher in der Mitte seiner Getreuen residiere. Dieser Gedanke wird kaum erst auf die gegenwärtige Dynastie zurückzuführen sein, die ja allerdings aus der Mandschurei stammt und den Unterschied zwischen den Chinesen und den mit ihr nach China gewanderten Mandschuren noch geflissentlich wach erhält, sondern er geht wohl schon auf den ersten Urheber der Anlage von Peking, auf den großen Mongolen-Khan Kublai zurück, der ja auch ein Fremdherrscher in China war.

Noch heute ist die Chinesenstadt der eigentliche Sitz der chinesischen Kaufleute; hier allein entwickelt sich der Lärm des krämerischen Marktens und Feilschens, wie es ein großer Feudalherr wohl vor den Thoren seines Schlosses, nicht aber darinnen duldet.

An die „Chinesenstadt" schließt sich dann das nördliche Rechteck, die „innere" oder die „Tataren- oder Mandschu-Stadt". Diese erst ist, wie wir uns erinnern, von den berühmten Riesenmauern umgeben, die aus den Abbildungen von Peking so bekannt sind. Hier wohnen theoretisch, zum Teil auch noch wirklich, die Stammesgenossen der Dynastie, die Mandschu.

Inmitten der Mandschustadt findet sich dann, von neuen Mauern umgeben, durch neue Thore zu erreichen, die „Kaiserstadt", die Wohnstätte des Kaiserlichen Hofhalts, mit seinem ungeheuren Beamtenheer. In dieser Umfriedigung bergen sich außer den für diese Bevölkerung notwendigen Straßen allerlei Paläste, Klöster, Magazine, Kasernen, Stallungen und überdies die großen Kaiserlichen Gartenanlagen mit dem Lotosteich und dem Kohlenhügel.

Aber auch das ist noch nicht der innerste, heiligste, unzugänglichste Teil von Peking; innerhalb der „Kaiserstadt" ist noch einmal ein Stadtteil abgesondert, von neuem mit Graben und Mauer umgeben und von neuem durch imposante Thore verschlossen. Dies ist die sogenannte „Verbotene Stadt", in Peking selbst die heilige oder die „Purpur-goldene" genannt, weil ihre Umfassungsmauer rot gefärbt ist wie die Tempelumfriedigungen Chinas, und weil über sie nur die Goldziegeldächer der dahinter verborgenen Palastbauten hinwegschauen. Noch immer ist diese innerste Abteilung Pekings

so umfangreich, daß die eine Seite ihres Rechtecks $1^1/_3$, die andere einen Kilometer lang ist. Hier, in diesem nicht nur für die Fremden, sondern auch für die Mehrzahl der Chinesen unzugänglichen Raum konzentriert sich für die Kinder des Reichs der Mitte das ganze Mysterium, das die Person des Himmelssohnes umgiebt.

Die nordsüdliche Mittelachse der Stadt scheint bewußt als die eindrucksvolle Prachtstraße gedacht, die in allmählicher Steigung zum Sitze des Herrschers führt. Sie ist auf ihrer ganzen Länge aus großen, prachtvollen Steinquadern gefügt, in der Art wie jene früher geschilderten Kaiserstraßen außerhalb Pekings (S. 280); nur ist sie hier wohlerhalten und läuft als ein breiter, erhöhter Damm schnurgerade dahin. Zuerst führt sie zwischen zwei gewaltigen Tempelanlagen hindurch, die sogleich die ganze Riesenhaftigkeit der Dimensionen bekunden, mit denen in Peking die öffentlichen Anlagen ausgestattet sind. Zur Linken liegt der Park des Ackerbau-Tempels mit jener berühmten Stätte, wo der Kaiser alljährlich mit goldener Pflugschar das heilige Feld umpflügt und so dem Ackerbau, der Grundlage der chinesischen Kultur, die religiöse Weihe giebt. Zur Rechten der Park des Himmelstempels, in welchem jedesmal zur Wintersonnenwende der Sohn des Himmels das höchste Opfer darbrachte. Der Durchmesser des letzteren — also eines einzigen ummauerten Tempelhains, der inmitten einer Stadt ausgespart ist — beträgt anderthalb Kilometer.

In breitem Zuge durchquert die Straße dann die dichter und dichter sich scharenden Häusermassen der Chinesenstadt. Stärker und stärker wird das Gewühl der Menschen, reich und reicher die Vergoldung der geschnitzten Hausfronten. Jetzt wird ein großes Ehrenthor durchschritten; dann gelangen wir zu dem uns schon bekannten freien Platze mit schöner, breiter Marmorbrücke, die über den die innere Stadt umgebenden Wasserlauf führt. Im Hintergrunde ragt ernst und mächtig die Mauer der Mandschurenstadt empor, und durch ihr bedeutendstes Thor Tschienmönn führt die Triumphstraße hindurch.

Wohl sieht der Anblick so aus, als müsse man nun unmittel-

bar an die Palastpforte des großen Monarchen gelangen. Aber neue Mauern erheben sich dahinter, neue Thore sind zu durchschreiten, neue riesige, steingepflasterte Höfe, deren Fliesenstreifen in der Ferne perspektivisch zusammenlaufen, dehnen sich vor dem Wanderer aus. Die Spannung wächst unausgesetzt, bis man endlich vor dem imponierenden Hauptthor der „Verbotenen Stadt" steht. Hier hat die Reise für den gewöhnlichen Sterblichen ein Ende; nur sein Gedanke überfliegt die Zinnen, nur die Phantasie



Eingangsthor der „Verbotenen Stadt".

versucht, die dahinter verborgene Pracht sich auszumalen. Keine Fensteröffnung unterbricht die gleichförmige Umwallung der purpurgoldenen Stadt; geheimnisvoll geschlossen zieht sie hinter ihrem breiten Graben dahin, rätselvoll verbergend, was sie in sich schließt (Abb. S. 294).

Kenner der vorderasiatischen Antike haben mir im Angesicht meiner Aufnahme von dem Thor der Verbotenen Stadt gesagt, daß hier wohl ein guter Anhalt gegeben sei, wie man sich die verschwundenen Riesenpaläste des Nebukadnezar oder Dareios zu denken haben mag. Es stimme auch dazu, daß der Herrscher selbst in diesen Prachträumen gar nicht dauernd gehaust habe. Dareios wohnte wahr-

scheinlich in einem einfachen, wenn auch mit Kostbarkeiten ausgestatteten zeltartigen Gebäude; die Palaststätte von Persepolis wenigstens enthielt vermutlich nur offizielle Prunk- und Festräume.

Ähnlich ist es mit der „Verbotenen Stadt". Der Kaiser und die Kaiserin-Witwe wohnten in den letzten Jahren vor dem Kriege nicht darin, sondern am Lotosteich, in einem damals ebenfalls dem Volke unzugänglichen Teil der „Kaiserstadt".

Diese Stätte war zur Zeit meiner Anwesenheit in Peking natürlich allgemein zugänglich; Graf Waldersee hatte ja mit seiner Suite dort, in den Kaiserlichen Gemächern, Wohnung genommen, und oft — und mit immer neuem Interesse — bin ich an den Ufern des Lotos-Teiches umhergeritten.

Der Anblick dieser Park-Anlagen inmitten Pekings ist von überraschender Schönheit; das von dem gleichmäßigen Grau, dem Schmutz und dem Staub der Riesenstadt ermüdete Auge des Reisenden leuchtet auf, wenn er plötzlich in diese wahrhaft königlich entworfenen Anlagen tritt. Der Lotosteich ist ein künstlicher See, aber von gewaltiger Ausdehnung. Lotosblumen füllen ihn heute derartig, daß von seinem Wasser kaum irgendwo etwas zu sehen ist. Eine köstliche, schimmernd weiße Marmorbrücke mit vielen Bogen spannt sich über ihn, ein phan-



Die Umwallung der „Verbotenen Stadt". (S. 293)

tastischer Klosterbau ragt in der Ferne auf einem Hügel empor, in seinen Formen genau jene merkwürdigen, symbolisch die vier Elemente darstellenden Dagoba-Bauten des Buddhismus nachahmend, die ich im Sikkim-Himalaya gesehen habe. Inseln mit Palastbauten schwimmen in dem See, Pavillons aller Art, in buschiges Grün versteckt, umsäumen seine Ränder.

Am Ufer führt auch die berühmte Privateisenbahn des Kaisers entlang, auf der er zu seinem und seiner Damen Vergnügen in kostbar ausgestatteten Wagen spazieren fuhr — in Ermangelung einer Lokomotive, die er nicht besaß, von eifrigen Hofbeamten geschoben. Die beigegebene Aufnahme zeigt den eleganten Kaiserlichen Salonwagen des Herrschers, der innen prachtvoll mit gelber Seide gepolstert war.



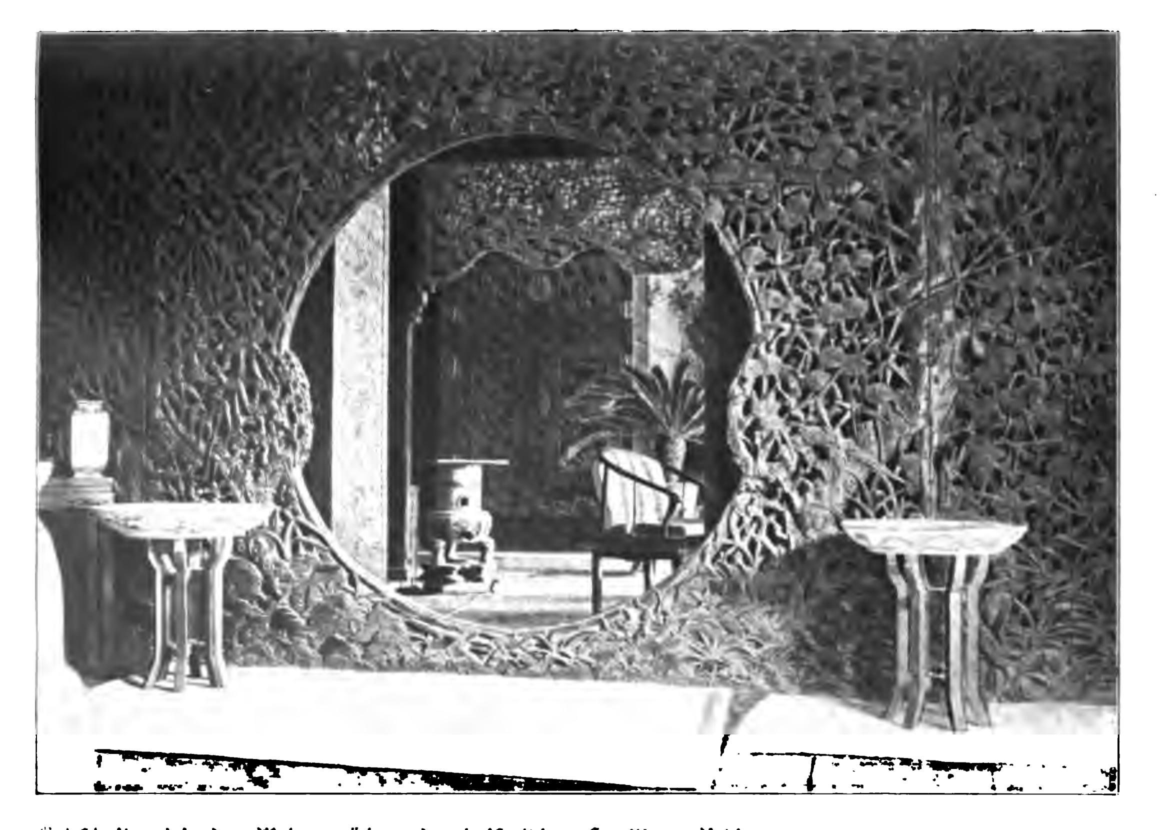
Wagen der Kaiserlichen Privat-Eisenbahn am Lotosteich.

Der Eingang zur Kaiserlichen Wohnung selbst ist sehr unscheinbar. Ein paar Stufen führen zu einem niedrigen Thoreingang, dann gelangt man mit wenigen Schritten auf den viereckigen Hof, den die Wohngebäude der Kaiserin umgeben.

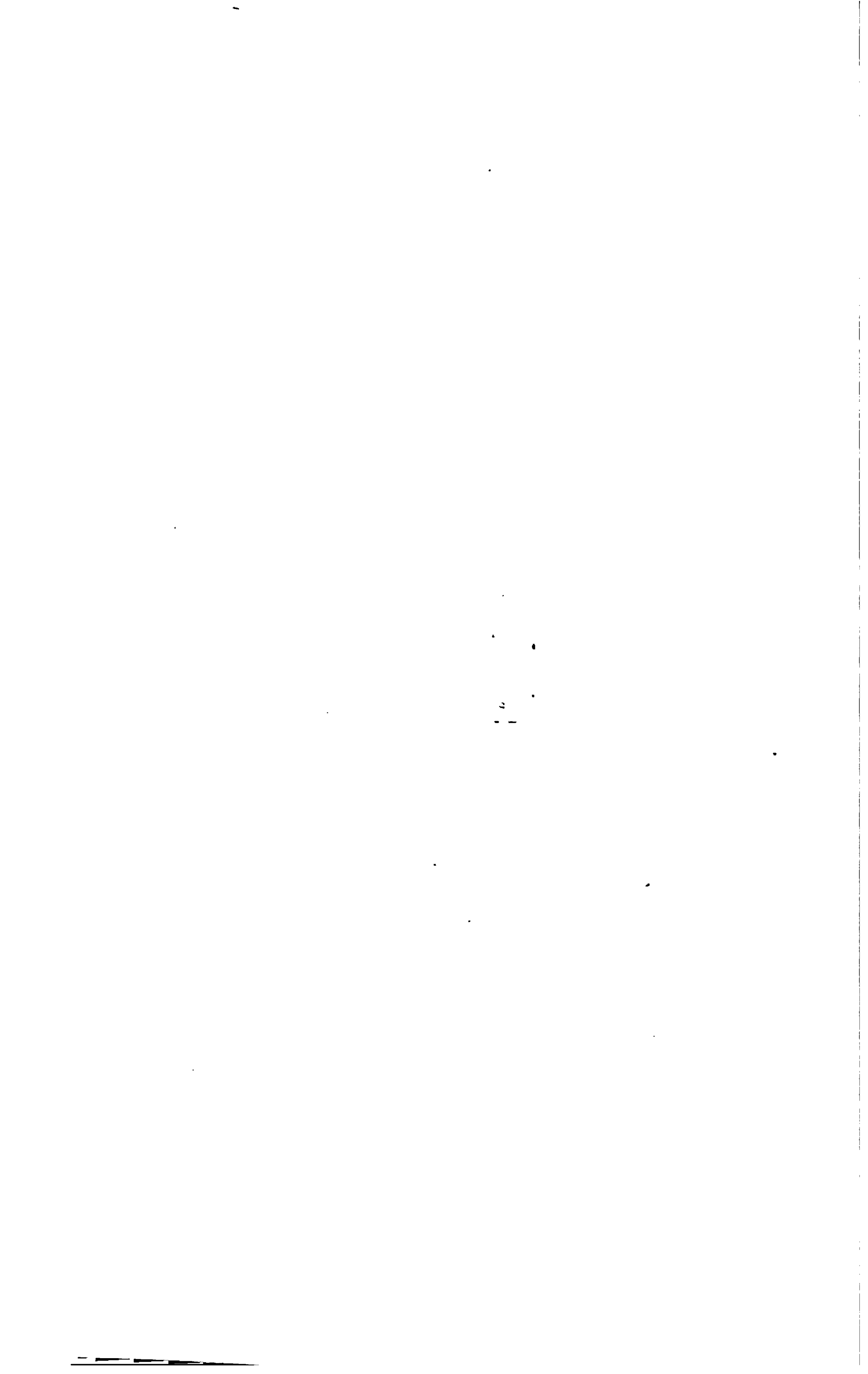
Wie bei allen Privathäusern in China, vom Bauer bis zum Minister hinauf, ist auch bei dem Kaiserpalast das Prinzip durchgeführt, daß die Räume nicht wie bei uns zu einem großen, monumentalen Gebäude zusammengefaßt werden, sondern in einzeln stehende Pavillons verteilt sind; Pavillons, die, wie die Bürger-

häuser in China, fast ganz aus Holz bestehen. Vier solcher Pavillons umgeben den mit Steinfliesen belegten Hof, den ein mächtiges Sonnendach überschattet. Mit herrlichen Porzellanvasen von gewaltiger Größe und grünen Topfgewächsen ist er prächtig und dennoch intim und behaglich ausgestattet. (Das entsetzliche Asbesthaus stand zu meiner Zeit glücklicherweise noch nicht dort.) Drei der umgebenden Pavillons gehörten verschiedenen Prinzessinnen, das vierte ist das Wohnhaus der Kaiserin gewesen. Hier wohnt Graf Waldersee.

Selbst dies Gebäude ist erstaunlich einfach, nur ein Stockwerk hoch und aus sehr wenigen Räumen bestehend. Die ungeheure Uniformität der chinesischen Kultur zeigt sich auch hier, insofern die Grundanlage der Zimmer und die Grundformen der Architektur genau dieselben sind wie bei jedem anderen Wohnhause in China. Nur die Ausführung des Details und die Kostbarkeit des Materials sind das Kaiserliche daran und bedeuten wohl den Höhepunkt chinesischen Kunsthandwerks. Von außen freilich sind augenblicklich die Wände bis auf die Spiegelscheiben der Fenster mit dicken Filzplatten für den herannahenden Winter beschlagen. Herrlich aber ist der Reichtum und der Geschmack der chinesischen Kleinkunst im Innern. Das Wundervollste, was sich an Holzschnitzerei ersinnen läßt, ist an den Zwischenwänden der Zimmer entfaltet. Das in edelstem Dunkelbraun gehaltene Holz ist in der Dicke von mehreren Dezimetern vollkommen durchbrochen gearbeitet und zeigt die reizvollsten phantastischsten Verschlingungen von Ranken, Blättern, Zweigen und allerlei Vögeln und Tieren; diese Arbeiten bedeuten vielleicht überhaupt das Höchste, was bisher auf der Erde an Holzschnitzereien geleistet worden ist. Was von den dort aufgehäuften Möbeln, Bronzen, Porzellanen und kostbaren, gestickten Seidenstoffen in ursprünglicher Aufstellung vorhanden, was bei der Einrichtung der Wohnung für den Feldmarschall dort hingeschafft oder umgeändert worden ist, konnte ich bei meinem kurzen Besuche nicht feststellen. Auch vermischt sich die Erinnerung an diese Räume mit den kaum weniger kostbar und ganz ähnlich eingerichteten Zimmern der anderen



Holzschnitzerei in den Wohngemächern der kaiserlichen Familie zu Peking



Pavillons. Jedenfalls sah ich Kunstwerke, zu deren rechtem Genuß Stunden gehört hätten. Des Staunens erinnere ich mich noch, mit dem ich das prachtvollste all der Prunkstücke betrachtete, den großen Thron der Kaiserin, eine Schnitzarbeit von einer unvergleichlichen Schönheit und Phantastik.*)

Die Erde des ausgehobenen Lotossees ist benutzt worden, um am Nordende der „Kaiserstadt“ ein paar künstliche Hügel aufzuwerfen. Einer von diesen trägt den vorhin erwähnten Klosterbau; ein anderer ist der vielgenannte „Kohlenhügel“, der seinen Namen von der Sage trägt, daß in seinem Schoße ein Berg von Kohlen für den Fall einer Belagerung aufgespeichert sein soll. Die Anlage muß schon ziemlich alt sein, denn auf dem Hügel hat sich bereits der letzte Monarch der nationalen Ming-Dynastie 1644 an einem Baume erhängt. Vor Eroberung der Stadt im vorigen Sommer gehörte der Kohlenhügel mit zu den verbotenen Teilen der „Kaiserstadt“; gegenwärtig ist er zugänglich. Bezaubernd schön ist die Aussicht von diesem, mit einem reizenden Pavillon gekrönten Aussichtspunkte, wo dem Beschauer die ganze Riesenstadt zu Füßen liegt.

Es war die späte Abendstunde eines wolkenverhangenen Tages, in der ich ihn bestieg. Die fernen Gebirge, die sonst ein so großartiges Panorama um die Flachlandsbucht von Peking bilden, waren von Dunst verhüllt; schwer lastete am Himmel eine dunkle Wolkendecke. Nur am westlichen Horizont quoll von der untergehenden Sonne eine seltsam trübe, sehnsüchtige Lichtwelle unter der Wolkenschicht herüber und vergoldete die schimmernden Palastdächer der geheimnisvollen „Verbotenen Stadt“, die unter mir

*) Es kann einem das Herz bluten, wenn man diese Dinge gesehen hat und nachher erfahren mußte, daß sie bei dem Brande der Stätte ein Raub der Flammen geworden sind. Man hoffte zu meiner Zeit, den Grafen Waldersee, der die Absicht kundgegeben hatte, all diese Dinge später unberührt im Palaste zurückzulassen, wenigstens dazu zu bewegen, diesen Thron für das Berliner Kunstgewerbe-Museum zu bestimmen. Ich fürchte aber, er ist nicht vor dem Brande in Sicherheit gebracht worden, und schon das allein macht die Katastrophe zu einem großen Unglück.

sich ausdehnte. Das übrige Peking verschwand unter dem Laub seiner zahllosen Bäume, die auf allen Höfen stehen und der Stadt, von einem erhöhten Standpunkte aus, den Anblick eines einzigen, von einer riesigen Mauer umschlossenen Parkes geben.

Die „Verbotene Stadt“ ist auch gegenwärtig noch nicht allgemein zugänglich; Amerikaner und Japaner bewachen streng die Thore, und nur im Gefolge eines höheren Offiziers ist es möglich, einen flüchtigen Gang hindurch zu thun. Ich hatte diese Gelegenheit heute Nachmittag mit Herrn von Gayl und einer kleinen Schar der schon öfter genannten Offiziere seiner Umgebung. — Allerdings war es leider nur ein hastiger Gang, etwa wie ihn ein Bauer staunend und verständnislos durch ein Fürstenschloß thut. Es sind noch zahlreiche chinesische Beamte in der „Verbotenen Stadt“ anwesend, die eine Führerrolle darin übernehmen und natürlich mit aller List den Besucher so rasch wie möglich weiter locken. So habe ich eigentlich nur den Eindruck des Merkwürdigen, Kostbaren, Eigenartigen mit hinweggenommen, ohne irgend welche nähere Einzelheiten anschaulich beschreiben zu können.



Hof in der „Verbotenen Stadt“. (S. 299)

Die „Verbotene Stadt“ besteht im wesentlichen wiederum aus einer Folge weitgedehnter Palasthöfe, zwischen deren Steinfliesen das Gras wächst. Im Hintergrunde eines jeden Hofes ragt auf prachtvoller, mehrstufiger Marmorterrasse ein großer Prunkbau auf,

wie alle Chinesenpaläste aus Holz geformt (Abb. S. 298). Kostbare Bronzelöwen stehen an den Treppenwangen, stilisierte Greifen, Kraniche oder Pfauen, archaisch steif, aber vom künstlerischen und archäologischen Standpunkte aus fabelhaft interessant. Auf den Treppenabsätzen finden wir alte Bronzevasen und ehrwürdige Schildkröten aus demselben Metall. Die großen Prunkpavillons enthalten, soviel wir sahen, keinerlei eigentliche Wohnräume, sondern nur Säle für allerlei Staatsaktionen: Thronsäle, Audienzsäle und dergleichen. Nur der nördlichste Teil der „Verbotenen Stadt" umschließt Gartenanlagen mit der ganzen bizarren Grazie der chinesischen Gartenkunst. Ungezählte kleine Pavillons, bunt wie die Affenhäuser im Zoologischen Garten, sind dazwischen verteilt. Hier wohnten ehedem die Damen des Kaiserlichen Harems. Auch ehemalige Wohnräume der Kaiserin finden sich. Ich kann ja nur roh, wie einzelne herausgerissene Noten einer reichen Musik, einiges anführen von dem, was ich sah. Soviel auch gegenwärtig schon geräubert worden ist, besonders in den ersten Tagen nach der Eroberung, so ist doch die „Verbotene Stadt" noch voll von den herrlichsten Schätzen einer originellen



Aus der „Verbotenen Stadt".

sich ausdehnte. Das übrige Peking verschwand unter dem Laub seiner zahllosen Bäume, die auf allen Höfen stehen und der Stadt, von einem erhöhten Standpunkte aus, den Anblick eines einzigen, von einer riesigen Mauer umschlossenen Parkes geben.

Die „Verbotene Stadt" ist auch gegenwärtig noch nicht allgemein zugänglich; Ameri- kaner und Japaner bewachen streng die Thore, und nur im Gefolge eines hö- heren Offiziers ist es möglich, einen flüchtigen Gang hin- durch zu thun. Ich hatte diese Gelegenheit heute Nach- mittag [illegible] Herrn von Gayl un[illegible] einer kleinen Schar [illegible] schon öfter genann[illegible] Offiziere sei- ner Umge- bung. — Allerdings war es lei- der nur ein hastiger Gang, etwa wie ihn ein Bauer stau- nend und [illegible] los durch ein [illegible] schloß thut.

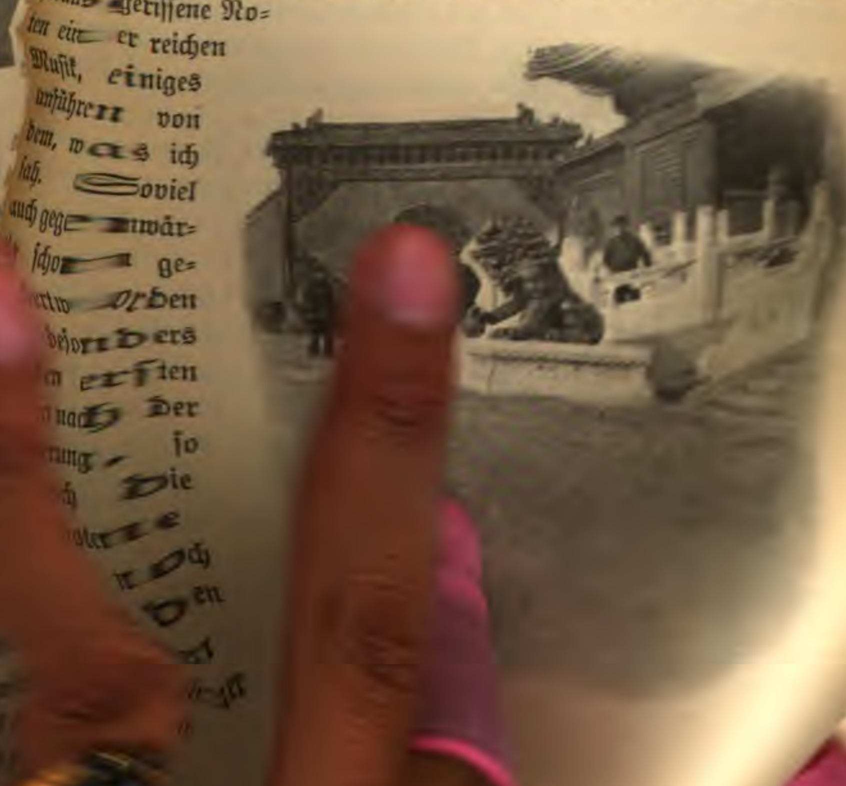


Hof in der „Verb[illegible]". (S. 299)

zahlreiche chinesische Beam[illegible] „Verbotenen S[illegible] die eine Führerrolle dari[illegible] [illegible]nen und natürl[illegible] den B[illegible] so rasch [illegible] weiter lo[illegible] eigentl[illegible] den Eind[illegible] merkwürdige[illegible] artigen[illegible] weggeno[illegible] irgend [illegible] heiten [illegible] beschr[illegible] [illegible]nen.

Di[illegible] [illegible] im w[illegible] einer Fol[illegible] das Gras[illegible] prachtvoller,

wie alle Chinesenpaläste aus Holz geformt (Abb. S. 298). Kostbare Bronzelöwen stehen an den Treppenwangen, stilisierte Greifen, Kraniche oder Pfauen, archaisch steif, aber vom künstlerischen und archäologischen Standpunkte aus fabelhaft interessant. Auf den Treppenabsätzen finden wir alte Bronzevasen und ehrwürdige Schildkröten aus demselben Metall. Die großen Prunkpavillons enthalten, soviel wir sahen, keinerlei eigentliche Wohnräume, sondern nur Säle für allerlei Staatsaktionen: Thronsäle, Audienzsäle und dergleichen. Nur der nördlichste Teil der „Verbotenen Stadt" umschließt Gartenanlagen mit der ganzen bizarren Grazie der chinesischen Gartenkunst. Ungezählte kleine Pavillons, bunt wie die Affenhäuser im Zoologischen Garten, sind dazwischen verteilt. Hier wohnten ehedem die Damen des Kaiserlichen Harems. Auch ehemalige Wohnräume der Kaiserin finden sich. Ich kann ja nur roh, wie einzelne herausgerissene Noten einer reichen Musik, einiges anführen von dem, was ich sah. Soviel auch gegenwär- [illegible]



sich ausdehnte. Das übrige Peking verschwand unter dem Laub seiner zahllosen Bäume, die auf allen Höfen stehen und der Stadt, von einem erhöhten Standpunkte aus, den Anblick eines einzigen, von einer riesigen Mauer umschlossenen Parkes geben.

Die „Verbotene Stadt“ ist auch gegenwärtig noch nicht allgemein zugänglich; Amerikaner und Japaner bewachen streng die Thore, und nur im Gefolge eines höheren Offiziers ist es möglich, einen flüchtigen Gang hindurch zu thun. Ich hatte diese Gelegenheit heute Nachmittag mit Herrn von Gayl und einer kleinen Schar der schon öfter genannten Offiziere seiner Umgebung. — Allerdings war es leider nur ein hastiger Gang, etwa wie ihn ein Bauer staunend und verständnislos durch ein Fürstenschloß thut. Es sind noch zahlreiche chinesische Beamte in der „Verbotenen Stadt“ anwesend, die eine Führerrolle darin übernehmen und natürlich mit aller List den Besucher so rasch wie möglich weiter locken. So habe ich eigentlich nur den Eindruck des Merkwürdigen, Kostbaren, Eigenartigen mit hinweggenommen, ohne irgend welche nähere Einzelheiten anschaulich beschreiben zu können.



Hof in der „Verbotenen Stadt“. (S. 299)

Die „Verbotene Stadt“ besteht im wesentlichen wiederum aus einer Folge weitgedehnter Palasthöfe, zwischen deren Steinfliesen das Gras wächst. Im Hintergrunde eines jeden Hofes ragt auf prachtvoller, mehrstufiger Marmorterrasse ein großer Prunkbau auf,

wie alle Chinesenpaläste aus Holz geformt (Abb. S. 298). Kostbare Bronzelöwen stehen an den Treppenwangen, stilisierte Greifen, Kraniche oder Pfauen, archaisch steif, aber vom künstlerischen und archäologischen Standpunkte aus fabelhaft interessant. Auf den Treppenabsätzen finden wir alte Bronzevasen und ehrwürdige Schildkröten aus demselben Metall. Die großen Prunkpavillons enthalten, soviel wir sahen, keinerlei eigentliche Wohnräume, sondern nur Säle für allerlei Staatsaktionen: Thronsäle, Audienzsäle und dergleichen. Nur der nördlichste Teil der „Verbotenen Stadt" umschließt Gartenanlagen mit der ganzen bizarren Grazie der chinesischen Gartenkunst. Ungezählte kleine Pavillons, bunt wie die Affenhäuser im Zoologischen Garten, sind dazwischen verteilt. Hier wohnten ehedem die Damen des Kaiserlichen Harems. Auch ehemalige Wohnräume der Kaiserin finden sich. Ich kann ja nur roh, wie einzelne herausgerissene Noten einer reichen Musik, einiges anführen von dem, was ich sah. Soviel auch gegenwärtig schon geräubert worden ist, besonders in den ersten Tagen nach der Eroberung, so ist doch die „Verbotene Stadt" noch voll von den herrlichsten Schätzen einer originellen



Aus der „Verbotenen Stadt".

Kultur. Was habe ich alles an Kleinkunstwerken gesehen! Vor allem die herrlichen Thronsessel, verziert mit den schönsten Leistungen jener Rotlackschnitzerei, die mit zu den größten Kostbarkeiten Chinas gerechnet wird, und überzogen mit unglaublich mühsamen und kunstvollen Seidenstickereien. Cloisonné-Vasen von Riesengröße; Drachenteppiche von ungeheurem Umfange; riesige Uhren von unschätzbarem Werte; gewaltige Himmelsgloben aus Metall mit allerlei eingelegter Arbeit; Sternkarten von zwei Metern Durchmesser, in kostbare Rahmen gespannt; eine Bibliothek, durch die man mit dem schauernden Gefühl hindurchging, daß hier Stimmen von versunkenen Jahrtausenden zu uns redeten u. s. w. Ein Thronsaal schwebt mir noch vor, von ungeheuren rot lackierten Cedernstämmen getragen; doch waren andere sehr ähnlich. Alle waren in strengen, stets wiederkehrenden Formen gehalten. Der Thron stand stets auf einer Erhöhung in der Mitte der Rückwand, von geschnitzten Balustraden umgeben; zu beiden Seiten die regelmäßig angeordneten Kostbarkeiten: gewöhnlich zwei große Porzellanschalen, zwei kostbare Gestelle mit Pfauenfederbüscheln u. s. w.

Vielgestaltiger noch war die Kleinkunst in den Weibergemächern der Haremswohnungen. Wir sahen ziemlich kleine Räume mit schön geschnitzten Thüren, die Fenster aus großen Spiegelscheiben bestehend, breite Divane rings an den Wänden. Als Schmuck dieser Zimmer waren besonders die künstlichen Blumentöpfe sehr beliebt, bei denen die Erde aus Krümelchen roter Korallen und dunkelfarbiger Halbedelsteine nachgeahmt ist. Das Bäumchen darin ist mit seinen Zweigen und Blättern ebenfalls aus kostbaren Metallen und Steinen gefügt. Oft werden ganze kleine Landschaften so dargestellt, mit Felsen aus Tigeraugensteinen und vielfarbigen Krystalldrusen. Phantastisch-fratzenhafte Tierchen, ebenfalls aus Halb- oder Ganz-Edelsteinen gebildet, hocken dazwischen.

Jene schon früher einmal (S. 199) erwähnte Technik des Schmuckes aus Metall und eingelegten Eisvogelfedern feierte hier Triumphe. Ich sah ein herrliches, weit über Manneshöhe großes, $1^1/_2$ Meter breites, bildartig in einen Standrahmen gespanntes und

mit Glas verdecktes Reliefkunstwerk, das ganz in dieser Manier gearbeitet war und Landschaften mit Bäumen, Wasserfällen, Felsen, Häusern und Menschen enthielt. Anderswo zeigten sich Standuhren mit bizarren Gestellen, die wie Bäume oder Felsgebilde aussahen, aber ganz aus Steinen von immensem Wert geformt waren. Prachtvolle Jade=, Elfenbeinschnitzereien und dergleichen gesellten sich dazu.

Auch geographische Pläne und Karten hingen zahlreich an den Wänden, weit mehr, als man sie bei uns in Fürstenschlössern zu finden pflegt, und wenn ich daran denke, mit welcher Ehrfurcht ich als gelehrter Geograph in Europa die wenigen alten, uns dort zugänglichen chinesischen Karten betrachtet habe, so kann ich mir vorstellen, an was für Schätzen der historischen Geographie ich hier so hastig vorübereilen mußte!

Besonders viel des Kostbaren enthielten die Prunkgemächer der Kaiserin, die um einen Nebenhof herumlagen. Köstliche Schnitzereien in elegantem Bambusmuster bildeten die Fensterwände; zu beiden Seiten des Thronsessels standen ein paar flache Porzellanschalen von einer Größe und Schönheit der Malerei, wie ich sie bisher noch nicht gesehen.

Kurz, es war eine ganze Welt, die sich hier vor uns aufthat, eine Welt von Kunst und Eigenart, die zu ihrem wirklichen Verständnis nicht einen solchen flüchtigen Gang, sondern ein hingebendes Studium erfordert hätte, denn sie bedeutet den Höhepunkt der gegenwärtigen Leistungen einer Kultur, die schließlich doch älter ist als die unsrige.

Da ging man nun so hindurch, nur im blöden Halb= und Viertel=Erraffen des alleräußerlichsten Eindrucks! Völlig verschlossen blieb uns, was doch zuletzt den tiefsten Reiz einer historischen Stätte ausmacht: die Fülle der Erinnerungen, die Verknüpfung der Örtlichkeiten mit den Ereignissen, die hier stattgefunden haben, die Sagen und Legenden, die sie poetisch verklären oder mit romantischem Schauer umkleiden. Daran muß aber die kaiserliche Residenz von Peking reicher als irgend ein anderes der gegenwärtigen

Königsschlösser der Erde sein; reicht doch keines, soweit mir erinnerlich ist, gleich tief in die Vergangenheit zurück.

Hoffentlich — nein, nicht „hoffentlich“ nur, es muß ja so sein! — geht der Feldzug nicht zu Ende, ohne daß dieser Palast eine würdige, allseitige architektonische, historische und künstlerische Bearbeitung findet, ehe er sich wiederum für die Menschheit verschließt. Wir verwenden Riesensummen und unendliche Mühe an die Aufdeckung der armseligen Grundrisse der verschütteten Paläste von Ninive und Babylon. Hier ist ein ähnlicher Palast vollkommen erhalten, und es ist eine so leichte Mühe, ihn allseitig aufzunehmen, seine Bauwerke und seine Kunstschätze abzubilden und sie eingehend zu beschreiben.



Der Himmelstempel.

Allein besuchte ich auch noch die Tempel des Ackerbaus und des Himmels in der „Chinesenstadt“.

Ersterer erscheint baulich unbedeutend, letzterer dagegen ungemein eindrucksvoll. Mit Recht wird er für den schönsten und besterhaltenen aller chinesischen Tempel erklärt.

Im Innern des ungeheuren Park-Areals, das noch einmal durch eine zweite Mauer mit grünen Ziegeln umkreist wird, liegt der Tempel inmitten eines künstlich angelangten Cedernhains und umgeben von einem Viereck von Pavillons mit dunkelblauen glasierten Ziegeln.

Auf einer herrlichen, kreisrunden, dreistufigen Marmorterrasse steigt er in die Lüfte, mit dreifachem Dach, oben endigend in einen birnenförmigen, vergoldeten Knauf (Abb. S. 302). Dunkelblau sind die glasierten Ziegel der drei Dächer, Hochrot und Gold die Grundfarben des unteren Stockwerks, die der oberen Blau mit Grün und Gold. Reiche Verzierungen schmücken diese Wände: allerlei Linien und Arabesken und die immer wiederkehrenden Medaillons mit heraldischen Drachen und Vögeln. Sicher ist diese Ornamentik nicht so schön wie die arabische der Alhambra; es fehlt die innere, organische Verbindung der Linien, sie zerfallen zu sehr in Einzelstücke; allein der Gesamteindruck ist doch sehr prächtig.



Eingang zum Himmelstempel. (S. 304)

Die heilige, früher so unnahbare Stätte war gegenwärtig vollkommen verlassen. Die Engländer haben den Tempelpark zum Quartier ausersehen, allein in diesem innersten Tempelhof befand sich zur Zeit meiner Anwesenheit keine Menschenseele. Schweigend, toteinsam stand das wunderbare Bauwerk in seinen leuchtenden Farben gegen den Himmel. Ich konnte ganz nach

Gefallen umhergehen, konnte mein Pferdchen mit dem Zügel an einen der Marmorpfeiler binden, konnte skizzieren und photographieren, wie ich wollte.

Vorstehende Abbildung zeigt das Detail der hölzernen Umfassungswand des unteren Stockwerks näher. Wie einfach und geschmackvoll das alles ist, wie sauber die Holzschnitzerei der Thüren, wie eigentümlich schön vor allem der Linienschmuck der unteren Thürfüllungen! Ich meine, er erinnert überraschend an modernste Linien-Ornamentik unserer zeitgenössischen Kunstentwickelung daheim.

Ungehindert konnte ich auch die geöffnete Thür durchschreiten. Der Tempel war leer. Nur eine Art Thron oder Altar stand der Thür gegenüber, ein hölzerner Podest, der auf einigen Stufen zu ersteigen war. Ein geschnitztes Gitterwerk von blauer Farbe umgab ihn; jeder Stützpfahl daran trug eine vergoldete Flamme. Herrlich war aber der Blick nach oben. Durch das ganze Bauwerk hindurch wölbt sich eine einzige riesige Kuppelhalle, von ungeheuren rotlackierten Holzsäulen getragen: vier inneren, die mit schönen Goldarabesken geziert sind, und darum einen Kranz kleinerer und einfach roter. Ich setzte meinen Apparat in die Mitte des Fußbodens und photographierte auf gut Glück nach oben in die Kuppel hinein. Das Bild gelang über Erwarten und wird einen Eindruck von der architektonischen Erscheinung des wunderbaren Werkes geben, wenngleich der Farbenzauber natürlich wegfällt (Abb. S. 305). Blau mit goldenen und grünen Ornamenten war die Farbe der Kuppeldecke, ihr höchster, durch Seitenfenster belichteter Teil strahlte in glänzender Vergoldung, und den Abschluß bildete eine schwere, kostbare Drachenschnitzerei.

Soviel über die Herrlichkeiten Pekings. Viel mehr werde ich nicht berichten können, denn meine Tage hier sind leider gezählt. Mit tiefem Bedauern werde ich diesen Ort verlassen, dessen fremdartige Größe ich mit jedem Tage mächtiger empfinde. Indessen der Winter naht und mit ihm der monatelange Stillstand aller Operationen; ich möchte diese Zeit benutzen, um einen Entschluß aus-

zuführen, der in meinem Herzen nie ganz eingeschlummert ist, nämlich noch einmal in die Tropenwelt zurückzukehren und den nur flüchtig berührten Karolinen-Inseln einige Monate des geographischen Studiums zu widmen. Wenn ich aber nicht rechtzeitig die Provinz Petschili verlasse, ehe der strenge Winterfrost eintritt, so kann es mir begegnen, daß ich überhaupt nicht mehr fortkomme, denn binnen kurzem werden der Peiho und das innere Gelbe Meer zugefroren



Die Kuppel des Himmelstempels. (S. 304)

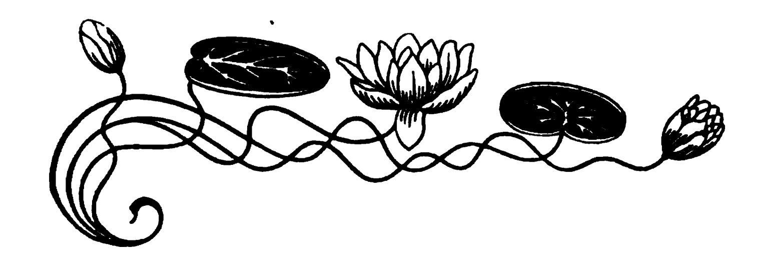
sein. Schon jetzt kündigt die Feldpost an, daß mit den letzten Tagen des November jeder Paketverkehr aufhört; nur Briefe werden noch befördert, und zwar über die Reede von Schanhaikwan, die den Winter hindurch offen zu bleiben pflegt, aber für die Einschiffung von Paketen — und natürlich auch für meine Reisekoffer — unbrauchbar ist.

Aus diesem Grunde habe ich auch darauf verzichtet, mich an der Expedition des Grafen York nach Kalgan und der Grenze der Mongolei zu beteiligen, der letzten, die noch in diesem Jahre ausgeführt werden soll; denn ich würde erst im Laufe des Dezember

nach Peking zurückkehren und dann in der Frostfalle gefangen sein. Dr. G. und W. sind gestern früh mit dem Detachement aufgebrochen. Diesmal hat sich die Militärverwaltung auch offiziell der Presse besser angenommen; die Herren sind einer Kompagnie angegliedert, so daß sie für Transport und Bewachung ihrer Bagage nicht zu sorgen brauchen und auch Verpflegungsrationen erhalten. So bin ich nun plötzlich allein.

Am 28. November wird die „München“, mit der ich vor 3 Monaten flüchtig die Inselwelt von Sydney nach Hongkong durchstreifte, zum zweiten Male von Hongkong über Saipan, Ponape u. s. w. nach Sydney zurückgehen. Das ist eine vortreffliche Gelegenheit, allein auch die einzige, dorthin zu kommen. Verfehle ich sie, dann verstreicht wieder ein Vierteljahr bis zur nächsten Fahrt. Allerdings muß ich dabei erhoffen, daß die im Sommer beabsichtigten, aber der China-Angelegenheit halber zurückgestellten Insel-Expeditionen deutscher Kriegsschiffe innerhalb der Karolinen jetzt wieder aufgenommen werden, denn sonst säße ich, sobald ich die „München“ verlassen, nur in einer anderen Gefangenschaft auf der kleinen Insel Ponape, ohne die Möglichkeit, andere zu besuchen.





Rückkehr nach dem Süden.

Peking, den 13. November.

Soeben erfahre ich, daß ich unbedingt bereits morgen von hier aufbrechen muß, wenn die ineinander greifende Kette der Reise-Gelegenheiten mich noch bis zum 28. November nach Hongkong bringen soll. Schon am 18. geht nämlich der Dampfer „Kungping", der einzige, der mir den Anschluß ermöglicht, von Tongku ab. Es gilt also, bis zum 17. abends an seinen Bord zu gelangen; eine schwierige Aufgabe, da ich jetzt allein bin. Nur unseren alten „Nömbelwon", der zu frostig, und einen Kuli, der zu dumm für die Kalgan-Reise war, haben mir die nach Norden gegangenen bisherigen Reisekameraden hier gelassen; außerdem aber den ganzen überflüssig gewordenen Rest unserer Wagen- und Pferde-Karawane, den ich für sie verkaufen soll. Bisher ist dies noch nicht gelungen, ich werde den gesamten Troß mit nach Tientsin nehmen müssen; vielleicht ist es dort möglich.

So heißt es denn nun wieder hinaus in die Kälte, in den Schmutz und Staub der Landstraße. Noch ist die Bahn von Tientsin nach Peking erst bis zur Station Yangtsun, etwa 30 von den 120 Kilometern der ganzen Bahnstrecke, in Betrieb; der Weg bis dahin muß mit Pferd und Wagen zurückgelegt werden. Die verödete Gegend gilt überdies für ziemlich unsicher; ich habe deshalb gebeten, mich dem deutschen Posttransport anschließen zu dürfen, der morgen früh um

sechs Uhr unter militärischer Bedeckung nach Tientsin abgehen soll. Ein deutscher Kaufmann aus dieser Stadt, Herr Trost, will den gleichen Weg machen und hat gebeten, mit mir reisen zu können. So heißt es also, eilig Abschied zu nehmen von all den bedeutenden und interessanten Stätten, die ich so gern noch näher studiert hätte, und von all den liebenswürdigen und hilfsbereiten Menschen, die mir in treuer Reisekameradschaft und gemeinsamem Erleben von außergewöhnlichen Ereignissen nahe getreten sind.

Am Abend war ich noch einmal in dem prächtigen Kasino des Ober-Kommandos zu Gaste, einem langgedehnten Raum der kaiserlichen Privatwohnung, angefüllt mit den kostbarsten Vasen, Uhren, Holzschnitzereien und Stoffen; noch einmal wurden die Erlebnisse der letzten Wochen durchgesprochen, dann verließ ich die Herren, offen gestanden mit dem Gefühl, daß ich die Zurückbleibenden um den zu erwartenden Winter und seine Langeweile nicht zu beneiden hätte.

Groß war dabei die liebenswürdige Sorge des Generals von Gayl um mein glückliches Heimkommen nach Tientsin; er ruhte nicht eher, als bis er noch in der späten Stunde, in der ich ihm mit aufrichtigem Dank Adieu sagte, mir einen besonderen Geleitspaß ausstellte, der mich allen deutschen und fremden Truppenkörpern angelegentlich empfahl, falls ich ihre Hilfe irgendwo unterwegs gebrauchen sollte. Dann ritt ich zum letzten Male auf meinem kleinen, silbergrauen, langhaarigen Pony über die nachtdunklen Wege am Lotosteiche und über die hallenden Riesenhöfe der großen, ernsten, wunderbaren Kaiserburg. Wie immer bei all den durch Schönheit oder Bedeutung hervorragenden Orten der Erde, die ich bisher betreten durfte, war das Herz voll Sehnsucht, wieder dahin zurückkehren zu können, hier freilich zugleich mit der Gewißheit, daß dies wohl niemals der Fall sein wird. Denn wie diese Stätten vor Ausbruch des Krieges dem Europäer verschlossen waren, so werden sie es wieder sein, wenn dereinst nach dem Friedensschlusse der Chinesenkaiser in seine Residenz zurückgekehrt ist.

Tongku, an Bord der „Kungping",
den 16. November um Mitternacht.

Es ist erreicht! Ich bin an Bord des Schiffes, das morgen in aller Frühe nach Schanghai in See stechen soll. Aber es war wirklich, was der Berliner eine „wilde Sache" nennt.

Pünktlich hielt ich am 14. früh mit meinen drei Karren, acht Tieren und sechs Chinesen vor der deutschen Post; Trost gesellte sich mit zwei weiteren Karren und entsprechendem Material dazu. Wer aber nicht kam, waren die vom Truppen-Kommando dem Postmeister zu stellenden Postkarren. Wir warteten bis acht Uhr vergeblich und entschlossen uns dann, die Kaiserlich Deutsche Feldpost unter der Bedeckung zweier bewaffneter Reiter selbst bis nach Tungtschou, der ersten Militär-Etappe, zu befördern. Diese Etappen liegen in halben Tagereisen auseinander; der Reihe nach berührten wir Tungtschou, Matou, Hoschiwu und Yangtsun. Unsere militärischen Verteidiger begleiteten uns aber nur bis zur ersten Mittagsrast, dort verließen sie uns. Da wir auf Ersatz nicht warten konnten, zogen wir von Tungtschou aus allein weiter und wie allein! Auf der ungeheuren Ebene zwischen Peking und Tientsin, dem Schauplatz der Kämpfe um das Vordringen nach Peking, sahen wir fast nur verlassene Dörfer, oder in Ruinen liegende Städte. Das ganze Gebiet, dessen jedes Fleckchen Boden in Anspruch nehmende Kultivierung eine ungemein starke Besiedelung bewies, schien fast vollkommen entblößt von einheimischen Bewohnern. Zeitweilig begegneten wir einzelnen Truppentransporten verschiedener Nationen, die Artillerie, Munition oder Proviant und andere Ausrüstungsgegenstände nach Peking brachten und mit schlecht verhehltem Mißtrauen unsere kleine Karawane vorüberziehen sahen. Bestand sie doch im wesentlichen aus Chinesen und sahen doch auch wir beiden Führer mit unseren groben einheimischen Pelzen, unseren verstaubten Schlapphüten, unseren schmutzgeschwärzten Gesichtern wirklich wie eine schwer zu definierende Mischung zwischen chinesischen und europäischen Räuberhauptleuten aus. Auf den mannigfach verzweigten Wegen, die meist zwischen unabgeernteten Kauliang-Feldern dahin-

führten, hatten wir keinen anderen Wegweiser als die Telegraphendrähte, die von Peking nach Tientsin liefen. Vier solche Leitungen, von verschiedenen Nationen angelegt, sind heute in Betrieb; drei davon waren sehr hastig hergestellt, die Drähte, an Baumäste oder flüchtig in den Boden hineingesteckte Bambusstangen angeknüpft, an Stelle der Porzellanköpfe durch abgeschlagene Flaschenhälse isoliert u. s. w. Nur eine Leitung war auch nach europäischen Begriffen tadellos, mit großen wohlgeglätteten Telegraphenmasten, richtigen Isolatoren und doppeltem Draht, das war die — japanische.

Wieder heulte uns ein wilder Sandsturm, wie am Tage vor Peking, um die Ohren, der die ganze Gegend in dahin fegende Staubwolken hüllte, in die Kleider, in die Kisten und Kasten, in die Augenlider eindrang, die Zähne vom Sand knirschen ließ und den Gesichtern die Anmut von Schornsteinfegern verlieh. Gott sei Dank kam er wenigstens von hinten und half uns vorwärts. Nachts fanden wir Unterkunft in den Etappen-Quartieren der deutschen Truppen. Die kommandierenden Offiziere sind freundlich und geben einem, was sie können; aber es ist nicht viel: etwas Bier, ein paar Eier, einen Raum, wo man auf dem nackten Fußboden sein Lager, den Schlafsack, ausbreiten kann. An Ausziehen war nicht zu denken. Kaum daß man Gamaschen und Stiefel ablegte. Wir machten die beiden Tage Märsche bis an die Leistungsgrenze unserer Tiere, um den Anschluß an die Bahn, die bis Yangtsun reicht, zu bekommen. Es war jedesmal längst Nacht, wenn wir im Quartier eintrafen. Dann hieß es, erst für die Wagen, Pferde, Leute sorgen, ehe man selbst dazu kam, etwas zu genießen.

Auf der Mitte des Weges, in der Etappe von Matou, fanden wir Alarmzustand und Doppelposten an allen Ecken des Quartierhofes, weil 500 — wieder die bewußte genaue Zahl — Boxer sich in der Nähe gezeigt haben sollten. Der Offizier, ganz aufgeregt, bat uns, im Fall eines Angriffs in der Nacht uns ebenfalls zu seiner Disposition zu stellen. — Du lieber Gott, durch diese gefährdete Umgebung waren wir ganz allein schon anderthalb Stunden in Däm-

merung und Dunkel getrottet und hatten nichts Verdächtiges beobachtet? Von neuem trat mir hier die phantastische Aufgeregtheit entgegen, die wir nun schon so oft gefunden; und auch diesmal ohne Grund, denn als nach der im Alarmzustand verbrachten Nacht die Sonne aufging, erwies sich die Gegend als leer und gänzlich ungefährdet.

Wiederum erst bei Dunkelheit kamen wir am Abend des zweiten Tages in Yangtsun an. Dieser Ort war in den Kämpfen um die Eisenbahn besonders furchtbar zerstört worden. Jetzt wimmelte er von Militär aller Nationen, das noch darauf und daran war, sich in den verwüsteten Straßen neue Quartiere zu schaffen. Nun war ich wieder ganz und gar darin in jenem unerfreulichen Treiben, das mir in den ersten Tagen meiner Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatze einen so abstoßenden Eindruck gemacht hatte. Das ganze Yangtsun war ein zwischen Ruinen aufgeschlagenes Feldlager, der Fluß voller Dschunken, die mit Kriegsmaterial beladen waren, improvisierte Kantinen in den noch erhaltenen Häusern, Wachtposten an allen Ecken, die übliche Aufregung in allen Gemütern. Auch hier erzählten sich die Soldaten Schauergeschichten aus der Gegend, von der wir eben kamen: neue Boxermengen hatten sich gezeigt, die Schienen der wiederhergestellten Eisenbahn waren nächtlicherweile aufgerissen, aus den Dschunken im Flusse war in der Dunkelheit geschossen worden u. s. w. Ich suche mir die fortwährenden Nachrichten vom Auftreten neuer Boxerbanden zum Teil so zu erklären: Getötet können die ungeheuren Menschenmengen, die vor dem Kriege diese Gegenden bevölkert haben, unmöglich sein. Sie werden sich geflüchtet haben, und zwar vielleicht in die Gebirge, ähnlich wie wir es bei Fangschanhsiën beobachteten. Auch in den Thälern bei Itschou war zu erkennen gewesen, daß die sonst menschenarmen Berggebiete voll von Geflüchteten waren. Wenn wir am Boden der Thäler dahinritten, sahen wir hoch über uns an den Bergrändern ihre kleinen Figürchen spähend herunterschauen und bei jeder verdächtigen Gebärde wieder ängstlich verschwinden. Jetzt nun, bei Eintritt des Frostes, ist es anzunehmen, daß Hunger

und Kälte die Leute wieder in ihre Dörfer treibt, wo sie versuchen, den noch auf dem Halm stehenden Kauliang abzuschneiden; wir sahen selbst unterwegs hier und dort in der Ferne im Korn vereinzelt arbeitende Leute. Die Truppen auf dem Etappenquartier sehen nun diese Menschen plötzlich in Gegenden auftauchen, wo vorher keine waren, und halten sie für Boxerbanden, vollends wenn sie gar wie Waffen blinkende Ackergeräte bei sich haben.

Mit vieler Mühe gelang es, in Yangtsun für unsere ermüdeten Tiere, die heute mehr als 100 Li zurückgelegt hatten, einen mit Trümmerschutt überdeckten Hof zu bekommen.

Am nächsten Morgen hieß es früh 5 Uhr wieder heraus, um unsere Pferde und Maultiere selbst durch die mit Posten besetzten Straßen zur Tränke an den Peiho hinabzuführen, denn die Chinesen würden dabei einfach totgeschossen worden sein. Es war eine eisige Nacht, die in die Ohren schnitt; Gesicht und Hände bluteten, aufgesprungen von der trockenen Kälte. Der Mond stand noch trübe am Himmel und warf die scharfen Schlagschatten der zerschossenen Giebel auf die schweigende Straße, und mit leisem Rascheln rieben sich im Peiho die ersten treibenden Grundeismassen an den verankerten Dschunken. Eines der Ponies entsprang und konnte erst nach langwieriger Jagd zwischen den mondbeleuchteten Ruinen eingefangen werden. Endlich mit aschfarbenem Morgendämmern war alles bespannt. Wir mußten Punkt 8 Uhr auf dem noch einige Kilometer entfernten Bahnhof jenseits des Peiho sein und auch alles Material selbst verladen haben. Aber es war geradezu wie in dem Gedicht von der „Bürgschaft", wo sich eine Schwierigkeit nach der anderen dem eiligen Wanderer entgegenstellt. Die Schiffbrücke über den Peiho war, als wir ankamen, soeben geöffnet gewesen; wir mußten selbst in wilder Eile Hand mit anlegen, um die losen Balken und Bohlen ihrer Bedeckung wieder darauf anzubringen, und dann die scheuenden Tiere über diese unsichere Bahn herüberzerren. Nun ging es im Sturm zum Bahnhof, wo zwar ein Zug stand, aber Personal, das sich irgendwie

um uns gekümmert hätte, nicht vorhanden war. Genau im Augenblick, wo wir eigenhändig die letzte Karre in den Loren verstaut hatten, setzte sich der Zug in Bewegung. So kamen wir nun in zwei Stunden nach Tientsin, ohne einen neuen Tag zu brauchen!

Gern hätte ich wohl die Fortschritte, die Tientsin unter kriegerischem Regiment seit meiner Abwesenheit gemacht, näher in Augenschein genommen, allein das Schicksal wollte es anders. Ich erfuhr beim Konsul, daß ich schon heute abend an Bord sein müsse, da die „Kungping" bereits morgen in aller Frühe in See stechen werde.

Bis vier Uhr hatte ich alle meine Besuche gemacht, Gelder erhoben, alle meine Wagen und Tiere verkauft, meine Chinesen entlohnt, mit den Bekannten im Astor House gespeist, mit anderen im Klub getrunken und all die Kisten und Kasten, die ich mitzunehmen hatte, wiederum in die Eisenbahn verladen. Der gute alte Nömbelwon verabschiedete sich von mir mit unzähligen Bücklingen und — ich war ganz erstaunt darüber — beinahe mit Rührung. Ein über das andere Mal machte er mir das Kompliment, ich hätte die richtige Art gehabt, mit den chinesischen Dienern umzugehen, weil ich eben nicht geschimpft und geprügelt hätte, wie so viele Reisende es für unumgänglich erachten.

Somit schien alles in Ordnung. Aber wehe, der Zug verbummelte sich derartig, daß ich erst nach Dunkelheit am Bestimmungsorte eintraf! Die Situation, die sich daraus ergab, kann sich der Leser unter den geordneten Verhältnissen der Heimat nur schwer vorstellen. Mit Einbruch der Dunkelheit nämlich hört in Tongku alle Arbeit auf, sämtliche Kulis verlassen die Lagerplätze der europäischen Truppen und begeben sich nach den jenseits des Peiho und weit stromabwärts gelegenen Wohnplätzen zurück; ein Kuli, der in der Nacht herumstreicht, läuft Gefahr, von den Posten erschossen zu werden.

So saß ich denn hier mit all meinem Reisegepäck auf dem unerleuchteten, mit einem Wartesaal nicht versehenen Bahnhof, ohne jede Hilfe. Ein paar russische Bahnbedienstete, mit denen ich mich

durch Gebärden zu verständigen versuchte, weigerten barsch jede Unterstützung. Überdies hatte ich keine leise Ahnung, wo auf dem nächtlichen Peiho die „Kungping“ liegen mochte.

Ich will den Leser nicht noch länger aufhalten mit der Erzählung, wie ich mir schließlich herausgeholfen, wie ich in den dunkelen Lagerstraßen von Tongku einen deutschen Wachtposten auffand und von ihm mich zu einem deutschen Kompagnie-Quartier weisen ließ; wie ich dort von dem Hauptmann die freundliche Erlaubnis erhielt, einige zur Dienstleistung sich anbietende Leute mitzunehmen, wie wir uns in der Nacht eine Dampfpinasse verschafften und endlich die weitab auf dem dunkelen Wasser ankernde „Kungping“ entdeckten. Ein paar meiner Kolli fehlen mir noch. Ob sie auf dem Bahnhof liegen geblieben oder ins Wasser gefallen sind, ich weiß es nicht — genug: es ist erreicht! Ich bin an Bord. Der Boden des Kriegsschauplatzes ist nicht mehr unter meinen Sohlen; wenn ich morgen erwache, dann geht es heimwärts, nach Süden, in das Reich der Wärme, des Lichts!

Tongku, den 17. November.

O Eitelkeit aller Berechnungen und Voraussagen in China! Wieder kommt es anders. Wir fahren noch lange nicht; die deutsche Militärverwaltung hat noch allerlei einzuladen, und obwohl jeder Tag Aufenthalt 300 Dollars Entschädigung an die Dampfschiffahrts-Gesellschaft kostet, so werden wir doch vor übermorgen nicht fahren können, und auch das nur, wenn es gut geht.

Doch was hilft es, ich muß eben warten. Gegen diesen „Kriegsschauplatz“ habe ich aber einen solchen Widerwillen gefaßt, daß ich ihn nicht mehr betrete. Ich bleibe an Bord, um mich in die Illusion wiegen zu können, daß ich ihn schon verlassen habe, und benutze die erzwungene Muße, um die Erlebnisse seit meiner Ankunft an dieser Stätte am Ende des Septembers noch einmal zu überblicken und meine Notizen darüber zu ergänzen und auszuarbeiten.

Hier sind auch jene Zeilen geschrieben, mit denen ich die Wiedergabe dieser Erlebnisse einleite (S. 126).

Jetzt noch ein Schlußwort, ehe wir zu anderen Bildern übergehen.

Wenn ich jetzt am Ufer von Tongku diesen wüsten, greulichen Riesenpackhof vor mir sehe und die ganze unerfreuliche Existenz unserer Offiziere und Mannschaften, die hier einem schweren, unendlich langweiligen Winter entgegengehen, dann habe ich das Gefühl, daß in dem Erdulden und Entsagen, das dieser Feldzug mit sich bringt, in mancher Hinsicht ein größeres Heldentum liegt, als ein heißes, aufregendes Gefecht zu Tage fördert. Das Vaterland hat alle Ursache, seinen Söhnen dankbar zu sein für die wackere Pflichttreue, mit der sie das auf sich nehmen. Ich habe mancherlei Worte der Unlust in den vorhergehenden Zeilen wiedergegeben; größtenteils aber war diese doch durch Schwierigkeiten verursacht, die in einer gegebenen, fast unlösbar verworrenen Sachlage beruhen. Angesichts dessen und angesichts der Thatsache, daß dies die erste große überseeische Expedition Deutschlands ist, kann das Volk daheim mit den Leistungen und dem Verhalten seiner Söhne wahrlich zufrieden sein.

Ich möchte, da der Zusammenhang nahe liegt, noch mit einem kurzen Wort auf die beschämende Episode kommen, die sich daheim an die sog. „Hunnenbriefe“ knüpfte. Als wir zuerst in China davon erfuhren, lachten wir darüber, weil die Angelegenheit uns wie die rasch vorübergehende Mache irgend eines kleinen giftigen Parteiblattes erschien. Später aber, als die Bewegung immer weitere Kreise zog, ergriff uns Empörung über die Leichtfertigkeit, Undankbarkeit und nationale Würdelosigkeit, mit der unsere China-Armee von eigenen Volksgenossen vor dem Auslande heruntergerissen wurde.

Wenn noch eine Widerlegung der Hunnenbriefe nötig sein sollte, so wird der ganze Geist der vorhergehenden Berichte als solche dienen können, denn sie wurden im wesentlichen vor Kenntnis der Hunnenbrief-Angelegenheit geschrieben, und sie betonen gerade

oft mit einer wenig verhehlten Ironie, wie sammetpfötig wir China angefaßt haben, so sehr, daß schließlich der Zweck der Expedition dadurch in Frage gestellt wurde. Sie lassen auch oft genug erkennen, wie stark — in Reaktion gegen die nüchterne Wirklichkeit — die romantisch aufgeregte Phantasie bei den Leuten arbeitete, und wie wenig deshalb solche Briefe, selbst wenn einige darunter echt sein sollten, wirklich als Beweisstücke gelten können.

Obwohl amtlich ein Krieg nicht erklärt worden ist, so war es doch ein solcher: Schlachten sind geschlagen zur See und zu Lande, Städte erobert, Kriegsgerichte gehalten und kriegerische Auszeichnungen verliehen worden.

Krieg aber ist Krieg, und es ergreift mich eine Stimmung bitteren Hohns, wenn ich Leute am Biertisch oder am Redaktionstisch, was manchmal keinen merkbaren Unterschied macht, über die Moral des Soldaten im Felde reden höre. Nur der darf wirklich über den Krieg urteilen, der ihn erlebt hat. Wer aber die dämonische Macht kennt, mit welcher der Kriegszustand die gewaltthätigen Instinkte in der Menschenbrust reizt, wer ferner in Rechnung zieht, welche Empfindungen unsere Soldaten gegen die Chinesen mitbrachten, wer endlich die ganze lastende Schwere dieser an starken, die Thatenlust befriedigenden Ereignissen so armen Kampagne erwägt, der muß im Gegenteil erstaunen über die maßvolle Haltung, die unsere Truppen bewiesen haben. Mir persönlich ist, solange ich auf dem Kriegsschauplatze weilte, nichts zu Gesicht und zu Ohren gekommen, was die Bewegung der „Hunnenbriefe“ daheim auch nur entfernt gerechtfertigt hätte.

Eine Anklage habe ich aber zum Schlusse (nicht mehr unter dem Datum von Tongku, sondern unter dem des Buches) zu erheben. Sie richtet sich gegen die Unterlassungssünden in der wissenschaftlichen und künstlerischen Verwertung dieser Expedition.

Immer wieder fällt einem der junge Napoleon ein, der aus eigenster Initiative bei seinem Zug nach Ägypten einen ganzen Stab von Gelehrten mitnahm, und dessen Unternehmung damit den un-

vergänglichen Ruhm gewann, eine neue Epoche der Altertums-wissenschaft hervorgerufen zu haben.

Das war vor hundert Jahren, und das war ein einzelner junger Mann. Seitdem ist ein Jahrhundert über uns hingegangen, in welchem historische Studien großartigsten Maßstabes im ganzen Volke die Ehrfurcht gegenüber den Schätzen einer noch unerforschten, alten Kultur unendlich gesteigert haben sollten. Und nun bietet sich die Gelegenheit, eine fast ebenso alte, in vieler Hinsicht sicher ebenso großartige Kultur, wie die ägyptische, in einer beispiellosen Erschlossenheit zu studieren, eine Kultur noch dazu, die nicht tot ist, sondern noch lebendig beobachtet werden kann; es thut sich nach allen möglichen Richtungen ein Studienfeld von unermessener Tiefe auf, — wir aber, die wir auf einer solchen Höhe der geistigen Interessen zu stehen vorgeben, wir, die wir uns selbstgefällig das Volk der Denker nennen, wir lassen diese Gelegenheit so gut wie ungenützt vorübergehen!

Denn das Wenige, was gethan wurde, ist so gut wie nichts, gegenüber dem, was hätte geschehen müssen. Es wurden wohl einige kartographische Aufnahmen gemacht, aber es ist noch sehr die Frage, ob die wissenschaftliche Bedeutung dieser Arbeiten auch nur dem die Wage hält, was die Japaner, dies asiatische Volk, bei ihrem Kriege mit China darin geleistet haben. Ein Schlachten-Maler ist im Stabe des Grafen Waldersee mit nach China gezogen — aber Schlachten gab es für ihn ja kaum noch zu malen. Auch ist sogar ein Berliner Professor nach China hinübergeschickt worden, um Sammlungen für die Museen zu machen, aber — man denke — im Frühjahr 1901, also dreiviertel Jahr nach dem Beginn der Angelegenheit. Das sagt alles!

Nein, was geschehen mußte, ist dies: Von vornherein oder doch noch in den allerersten Monaten sollte auf Reichskosten nicht ein Professor, sondern eine ganze Schar von Forschern hinübergesandt werden; nicht Militärs, meine ich, die das im Nebenamt sein sollten, sondern zünftige Vertreter aller möglichen Wissenszweige, die nur irgend ein Interesse an der Erschließung dieser asiatischen

Welt haben: Topographen für eine sorgfältige Landesaufnahme der berührten Strecken, Geologen für die Untersuchung des Bodens, Volkswirtschaftler, welche die Lebensbedingungen dieses merkwürdigen Millionenvolkes studierten, Handels-Kommissäre, die Produktion und Konsum erforschten, Ethnographen, Archäologen, Historiker und Kunstgelehrte u. s. w. Die Regierung hätte eine Ehre darin suchen sollen, die hervorragendsten und berühmtesten Männer der betreffenden Fächer im ganzen Vaterlande zusammenzubringen, sie durch glänzende Dotierung und durch Befreiung von ihren heimischen Berufspflichten während der Zeit gewinnen und sie in China so stellen sollen, daß sie dort ohne jede Mühe für ihr tägliches Leben ihre ganze Kraft dem Studium widmen konnten. Und als Endziel hätte von vornherein eine große wissenschaftliche staatliche Publikation über China mit bedeutenden Mitteln des Reichs ins Auge gefaßt werden müssen.

Ich klage nicht die Militärverwaltung an; diese hatte wahrlich genug zu thun mit ihrer eigensten Aufgabe. Ich klage den Reichskanzler an, daß ihm der Gedanke nicht gekommen; ich klage den Kultusminister an, daß er nicht mit aller Energie die Berücksichtigung solcher idealen Forderungen durchgesetzt hat; die Universitäten und gelehrten Gesellschaften, daß sie nicht sofort dafür in corpore ihre Stimme erhoben; die Leiter der geistig führenden Zeitschriften unseres Volkes, daß sie in diesem Punkte so schmählich versagt haben.

Hier, und nur hier, liegt eine Seite der Chinaexpedition, worüber sich das deutsche Volk wirklich in seine Seele hinein zu schämen hat.





Die Reede von Tsingtau.

Den Yangtse aufwärts!

Schanghai, den 15. Dezember.

Am 19. November konnte die „Kungping" endlich ihre Anker lichten; glücklich kamen wir über die gefährliche Barre an der Peiho-Mündung hinweg, und nach angenehmer Fahrt, unter Berührung des interessanten und malerischen Tschifu an der Nordküste der Halbinsel Schantung, traf ich am 22. in Schanghai ein, gerade noch zeitig genug, um den Anschluß für Hongkong und die „München" zu erreichen. Eine noch am gleichen Tage geführte Unterredung mit Herrn Admiral Geißler belehrte mich indessen sofort, daß für die nächsten Monate kein deutsches Kriegsschiff in den Gewässern unserer deutschen Inselkolonien kreuzen werde. Damit ist, wie sich der Leser erinnert, mein Plan bezüglich der Karolinen seines wichtigsten Punktes beraubt worden; ich gebe ihn ohne Besinnen auf.

Wieder aber ist das Geschick mir doch günstig. Eine andere wundervolle Gelegenheit bietet sich dar. Am 15. Dezember wird von Schanghai aus ein deutscher Dampfer den Yangtsekiang hinauffahren und den Versuch machen, die gegenwärtig bis zu dem Vertragshafen Itschang reichende regelmäßige Dampfschiffahrt über diesen Platz hinaus bis nach Tschungking, dem großen Handels-

Emporium West-Chinas, auszudehnen. An Bord dieses Schiffes habe ich mir einen Platz verschafft und bin sehr glücklich darüber. Ist doch gar kein Zweifel daran, daß mit der Beendigung des Krieges und dem Wiederkehren geordneter Verhältnisse für Europa die politischen Fragen, die augenblicklich das Hauptinteresse auf die Provinz Petschili lenken, gegenüber den wirtschaftlichen wieder zurücktreten werden. In wirtschaftlicher Hinsicht aber ist das Yangtse-Gebiet unfraglich von weitaus größerer Bedeutung, als der entlegenere und minder fruchtbare Norden des Reichs.

Wenn es eines Indizienbeweises dafür bedürfte, daß unter den Landschaften Chinas diese weitaus die meisten Zukunftsaussichten für den Welthandel darbietet, so würde er darin zu finden sein, daß die Engländer mit ihrem so glänzend bewährten Spürsinn für derartige Dinge sich seit längerer Zeit bemüht haben, bei einer kommenden Interessenteilung des chinesischen Reichs unter die Großmächte das „Yangtse-Thal“ als britischen Einflußbereich anerkannt zu sehen. Sir Claude Macdonald, der britische Gesandte in Peking, bezeichnete am 19. Februar 1898 vor dem Tsungli-Yamen, also bereits offiziell, als britische Interessensphäre die „Yangtse-Region und die mit dem Yangtse verknüpften Provinzen“, und Archibald Little, der unermüdliche Vorkämpfer britischer Dampfschiffahrt auf dem Yangtse, beeilte sich daraufhin, in der 3. Auflage seines gehaltvollen Buches „Through the Yangtse-Gorges“ diesen Begriff kurzerhand als das gesamte Wassergebiet dieses Stroms einschließlich seiner sämtlichen Nebenflüsse bis an deren Wasserscheiden heran zu definieren, d. h. als einen Flächenraum von 600 000 englischen Quadratmeilen mit 180 Millionen Menschen, ungefähr der Hälfte der gesamten chinesischen Bevölkerung.

Dieser Anspruch hatte sich durch die bloße hartnäckige Wiederholung, wie das so oft geschieht, fast bis zu einem anerkannten Recht verdichtet. In dem englisch-deutschen Vertrag vom 16. Oktober ist England jedoch ausdrücklich davon zurückgetreten, und das Yangtse-Thal ist als allen Nationen gleichmäßig offenstehend erklärt worden. Es muß nun aber dafür gesorgt werden, daß diese

offizielle Klarstellung bei uns keine Theorie bleiben, sondern praktische Folgen hat.

Ich halte es daher geradezu für eine nationale Pflicht, wichtiger augenblicklich als die Karolinenreise, daß wir nach jenem entschiedenen Erfolg unserer Diplomatie, der vielleicht eines der wertvollsten Ergebnisse der China-Unternehmung für uns werden wird, uns um den Yangtse kümmern, und daß sich in dieser Zeit doch jemand findet, der ihn daraufhin bereist und dazu beitragen hilft, die Augen weiterer Kreise in Deutschland auf das Yangtse-Thal und die Thätigkeit deutscher Bahnbrecher des Handels dort zu lenken.

Für mich selbst wird der Besuch Mittel-Chinas zweifellos eine wertvolle Ergänzung meiner Eindrücke im Süden und im Norden bedeuten, und obenein winkt eine verlockende Aussicht auf große Erlebnisse und auf neue mächtige Bilder an Landschaft, Volk und Kultur.

Die Wochen bis zur Abfahrt des Schiffes benutzte ich zu einem Ausflug nach dem deutschen Kiautschou-Gebiet.

Leider verkürzten widrige Winde und ungünstige Fahrgelegenheit den Aufenthalt dort auf wenige Tage, und trotz eifriger Ausnutzung der Zeit war diese doch zu kurz, um mich zu einer Schilderung der Kolonie und der staunenswerten Arbeiten dortselbst zu berechtigen. Immerhin war es mir aber doch durch ein ungemein liebenswürdiges Entgegenkommen aller dortigen Behörden möglich, einen persönlichen Eindruck von der Arbeit und den Resultaten zu bekommen, die hier in der kurzen Zeitspanne dreier Jahre gefördert worden sind (Abb. S. 322 und S. 323).

Mein Besuch fand gerade in einem Zeitpunkt statt, wo eine große Sorge der Kolonie sich gehoben hatte. Im Beginn des Jahres waren auch im Innern von Schantung mit der Boxerbewegung zusammenhängende Unruhen entstanden, deren der im November 1899 erst neu ernannte chinesische Gouverneur Yuanschihkai nicht sogleich Herr werden konnte — vielleicht hat er auch erst die Entwickelung der Dinge abwarten wollen. Im Sommer

war es so weit gekommen, daß er selbst die im Innern der Provinz lebenden Fremden zum Abzug an die Küste veranlaßte, weil er ihre Sicherheit nicht länger gewährleisten könne. Die bereits begonnenen Arbeiten an den Bergwerken und am Eisenbahnbau im Hinterlande von Kiautschou hatten daher plötzlich aufgegeben werden müssen, und eine Zeitlang schien sogar ein Angriff auf die unmittelbaren Grenzen von Tsingtau nicht ausgeschlossen.

Mit dem Herbst aber war die Grundlosigkeit dieser Besorgnisse deutlich geworden; der chinesische Gouverneur hatte sich einsichtsvoll und mächtig genug erwiesen, um die fremdenfeindliche Bewegung in seiner Provinz niederzuzwingen. Unter seinem behördlichen Schutze waren soeben, im Laufe des November, die unterbrochenen Arbeiten wieder aufgenommen worden, und mit neuem Feuer, mit vermehrten Hoffnungen sah man in Tsingtau der Zukunft entgegen.



Aus dem alten Tsingtau.

Ich habe nun durch alles, was ich hörte und sah, die Zuversicht durchaus teilen gelernt, die dort die maßgebenden Kreise beherrscht. Es ist ein prächtiger, jugendkräftiger Optimismus, der in der großartigen Anlage von Tsingtau uns entgegentritt. Ich habe zahlreiche englische Kolonien gesehen, die mich mit Bewunderung erfüllten: Ceylon, Britisch-Indien, Neuseeland, Australien, Hongkong; hier fand ich zum ersten Male mit Stolz auf deutschem

Gebiet ganz denselben großzügigen, kraftvollen Wagemut, mit dem der Engländer ans Werk zu gehen pflegt und der schon an sich eine wesentliche Bedingung für den Erfolg ist. Denn ohne Vertrauen, ohne Einsatz giebt es ja keinen Gewinn. Aber dieser Optimismus ist auch verstandesmäßig begründet. Nach allen litterarischen Studien über die Provinz Schantung und nach der Gesamtanschauung von der Zukunft des Ostens, soweit ich sie durch meine Reisen in China gewonnen habe, bin ich überzeugt, daß der Besitz des geeignetsten Hafens an der Küste von Schantung, ja der chinesischen Küste nördlich vom Yangtse-Delta überhaupt, unserer



Aus dem neuen Tsingtau.

Kolonie eine bedeutende Entwickelung sichern muß. Heute ist die Reede von Tsingtau das noch nicht, wohl aber, wenn der mächtige Molenbau gegen die Nordweststürme in der Kiautschou-Bucht fertig sein wird, den man dort der Vollendung entgegengehen sieht.

Gewiß, Tsingtau wird nicht mit Hongkong oder Schanghai in die Schranken treten können, allein auch weniger kann schon recht viel sein.

Alles kommt dabei allerdings auf eine zielbewußte Ausbildung der Beziehungen Tsingtaus zu seinem Hinterlande an, und diese wiederum ist ganz und gar an eine Bedingung geknüpft: an die Schaffung von Eisenbahnen. Ehe solche nicht in beträchtlicher Ausdehnung hergestellt sind, kann ein nennenswerter Aufschwung von Tsingtau nicht erwartet werden.*)

*) Über die deutschen Eisenbahnen in Schantung siehe die Abhandlung des Verfassers in den „Preußischen Jahrbüchern", Bd. 105, S. 226 ff.

war es so weit gekommen, daß er selbst die im Innern der Provinz lebenden Fremden zum Abzug an die Küste veranlaßte, weil er ihre Sicherheit nicht länger gewährleisten könne. Die bereits begonnenen Arbeiten an den Bergwerken und am Eisenbahnbau im Hinterlande von Kiautschou hatten daher plötzlich aufgegeben werden müssen, und eine Zeitlang schien sogar ein Angriff auf die unmittelbaren Grenzen von Tsingtau nicht ausgeschlossen.

Mit dem Herbst aber war die Grundlosigkeit dieser Besorgnisse deutlich geworden; der chinesische Gouverneur hatte sich einsichtsvoll und mächtig genug erwiesen, um die fremdenfeindliche Bewegung in seiner Provinz niederzuzwingen. [illegible]nter seinem behördlichen [illegible] waren soeben, im Laufe [illegible]mber, die unterbrochenen [illegible] wieder aufgenommen [illegible] mit neuem Feuer, mit ve[illegible] Hoffnungen sah ma[illegible] der Zukunft entgegen.



Aus dem alten T[illegible]

Ich habe [illegible] alles, was i[illegible] sah, die Zuversicht durchau[illegible]lernt, die [illegible]ebenden Kräfte [illegible]herrscht. Es [illegible]higer, ju[illegible]ptimismus, der [illegible]er großarti[illegible] von T[illegible]tgegentritt. Ich [illegible]hlreiche e[illegible]onen [illegible]ich mit Bewunde[illegible]llten: [illegible]sch[illegible]eeland, Australien [illegible] Stolz auf deutsche[illegible]

Gebiet ganz denselben großzügigen, kraftvollen Wagemut, mit dem der Engländer ans Werk zu gehen pflegt und der schon an sich eine wesentliche Bedingung für den Erfolg ist. Denn ohne Vertrauen, ohne Einsatz giebt es ja keinen Gewinn. Aber dieser Optimismus ist auch verstandesmäßig begründet. Nach allen litterarischen Studien über die Provinz Schantung und nach der Gesamtanschauung von der Zukunft des Ostens, soweit ich sie durch meine Reisen in China gewonnen habe, bin ich überzeugt, daß der Besitz des geeignetsten Hafens an der Küste von Schantung, ja der chinesischen Küste nördlich vom Yangtse-Delta überhaupt, unserer



Aus dem neuen Tsingtau.

Kolonie eine bedeutende Entwickelung sichern muß. [illegible] die Reede von Tsingtau das noch nicht, wohl aber, wenn der [illegible] Molenbau ge[illegible] Nordweststürme in der [illegible] sein wird, d[illegible]ort der Vollendung [illegible]

Gewiß [illegible] wird nicht mit Hongkong oder [illegible] in die Schranken t[illegible]n, allein auch weniger [illegible]

Alles [illegible]bei allerdings auf eine [illegible] Ausbildung der Bezieh[illegible]gtaus zu seinem [illegible], und diese wiederum [illegible]nd gar an eine Bedingung geknüpft: an die Schaffun[illegible]. [illegible] in beträchtlicher Ausdehn[illegible] kann ein [illegible] Aufschwung von Tsi[illegible]*)

*) [illegible] Schantung siehe die Abhandlung [illegible]

Doch zurück zum Yangtse!

Zunächst einige Worte über die allgemeine Bedeutung des Unternehmens, dem wir entgegengehen.

Zwei Flußadern besitzt China, die zu den großen Riesenströmen des Erdballs gehören, den Hwangho und den Yangtsekiang. Beide sind für das chinesische Land von außerordentlicher Bedeutung, beide aber in ganz verschiedener Weise.

Wild, mit stürmischem Gefäll, rauscht der Hwangho durch die Engen der Gebirge von Schansi und Honan heran, beladen mit den ungeheuren Massen des gelben Lößschlamms, den er auf seinem Wege durch die Nordwestprovinzen des chinesischen Reiches gesammelt hat. Wo beim Eintritt in die große Ebene des Ostens die Gebirgsmauern zu beiden Seiten ihn verlassen und er nun frei seinen Weg wählen kann, da gebärdet er sich wie ein plötzlich entfesseltes Raubtier, das sich je nach Laune rechts und links vernichtend über seine Umgebung stürzt. Die Erdmassen, die er mit sich führt, sinken hier bei der Verbreiterung seines Bettes zu Boden und höhen dieses unausgesetzt auf, so daß er von Zeit zu Zeit bei Hochfluten über seine Ufer tritt, um sich einen neuen Weg zu suchen. Dann brausen seine Wasser, alles Leben vernichtend, über die Fluren dahin, bis sie sich ein frisches Bett gegraben und das Spiel von neuem beginnen kann. Seit ein Volk hoher Kultur an seinen Ufern wohnt, hat dies zwar versucht, den furchtbaren Gesellen in den Fesseln riesenhafter Dammanlagen einzufangen und festzuhalten; aber das gelingt doch immer nur auf Zeit. Kommt irgend ein Augenblick in der Geschichte, wo die Aufmerksamkeit der Behörden nachläßt, so spült der Wildling die Dämme trotz ihrer Stärke hinweg und ergießt sich in um so fürchterlicherer Zerstörung über das Land. Seit historischer Kenntnis, die ja in China ungewöhnlich weit zurückreicht, hat der Hwangho oftmals seine Mündungen verlegt, und zwar in einem so beispiellosen Ausmaß, daß wir uns schwer eine Vorstellung davon machen können. Er mündet bald in der Nähe des Yangtsekiang, bald weit im Norden der

Halbinsel Schantung. Sein nördlichstes nachweisbares Bett haben wir ja im Tschungtingho, dem Fluß von Pautingfu, kennen gelernt. Auf europäische Verhältnisse übertragen, ist das ungefähr so, als wenn der Rhein bisweilen in der Nähe von Straßburg sein Bett verließe, um sich, über die Dörfer und Städte Deutschlands hinweg, einen neuen Weg bis in die Gegend der Odermündungen zu bahnen; nur daß der Hwangho viel größer und furchtbarer als der Rhein ist. Noch im Jahre 1887 hat ein Dammbruch stattgefunden, der über eine Million Menschenleben gekostet zu haben scheint. Die Chinesen nennen den Strom deshalb den „Kummer Chinas".

Aber sie haben doch nur teilweise recht. Wenn man die Verhältnisse noch eingehender betrachtet, ist vielleicht der Segen, den der Hwangho für China gestiftet hat, noch größer als seine Verwüstungen. In den ungezählten Jahrtausenden, seit er aus den Tiefen Asiens hervorkommt, hat er mit seinen Schlammmassen Schritt für Schritt die Landesgrenze gegen das östliche Meer hin vorgeschoben; er hat die unfruchtbaren Wasserflächen der dortigen Meerbusen in Land verwandelt. Der ausgedehnteste Teil der sogenannten „Großen chinesischen Ebene", die ich jüngsthin mit dem Leser auf dem Kriegspfade durchwandert habe, und in deren blühenden Dörfern Millionen und Millionen von Menschen ein zufriedenes Dasein finden, verdankt diesem Strom seine Entstehung, und wer jemals die schlammtrüben Wellen des Golfs von Petschili durchfahren hat, dem ist es gleichsam handgreiflich geworden, wie dieser Prozeß noch heute fortdauert.

Für Handel und Verkehr freilich taugt der Hwangho nicht; dazu sind, wie bereits gelegentlich der Verkehrsverhältnisse in der Provinz Schantung gezeigt wurde, seine Wasser, auch im Flachland noch, zu wild und die Sandbänke seines Bettes zu gefährlich. So reich der Landverkehr auf seinen Uferdämmen ist, auf seinen Wellen schwimmen nur wenige und unbedeutende Fahrzeuge.

Ganz anders ist es mit dem Yangtse bestellt. Auch dieser hat mit seinen Schlamm- und Schlickmassen eine blühende Landschaft aufgebaut, aber er bietet dabei eine wundervolle Schiffahrtsstraße, wie man sie so günstig nur irgend ersinnen kann.

Nicht in öde, schwer zugängliche Gewässer, wie die Ströme Nordasiens, nicht in zurückgelegene Meeresbuchten, wie der Ganges oder der Mississippi, mündet der Yangtse, sondern in den unmittelbar an seinen Thoren flutenden großen Weltverkehrsweg von Südasien nach Japan und Nordamerika. Die Stelle, wo er ihn erreicht, ist ziemlich genau die Mitte der ganzen Seeküste Chinas. Verstärkt wird die Gunst dieser centralen Lage der Mündung noch dadurch, daß durch eine eigentümliche Bildung des Küstenlandes weithin kein konkurrierender Eingang ins Innere besteht. Erst am Peiho, der nach Tientsin und mittelbar nach Peking leitet, finden wir wieder ein — nur sehr mäßig brauchbares — Fluß-Eingangsthor für den Seehandel.

Und welche Tiefe hat diese Straße! Bis nach Nanking, der alten Kaiserstadt, deren Entfernung von der Yangtse-Mündung ungefähr derjenigen von Hamburg bis nach Berlin gleichkommt, fuhr neuerdings ohne Schwierigkeiten unser Riesenpanzer „Kurfürst Friedrich Wilhelm". Kleinere Seeschiffe verkehren bis zur Stadt Hankou, die 600 englische Meilen von der Mündung entfernt liegt, und das ist, als ob Seeschiffe von Hamburg ungefähr bis nach Budapest führen.

Seit den achtziger Jahren blüht auf dieser Strecke eine rege Dampfschiffahrt, an der sich heute nicht weniger als acht Gesellschaften beteiligen: eine chinesische, die China Merchants S. N. C. (d. i. Steam Navigation Company), vier englische: die China S. N. C., die Indo China S. N. C., Greaves & Co., Mc Bain & Co., eine japanische, die Nippon Yosiu Kaisha Co. und endlich zwei deutsche: Rickmers' Yangtse-Linie und Melchers' Yangtse-Linie.

Aber die Grenze der Dampfschiffahrt liegt auch bei Hankou noch nicht. Kleinere Flußdampfer verkehren seit einigen Jahren bis zu dem noch ca. 350 englische Meilen weiter aufwärts (1750 km von der Mündung) gelegenen Vertragshafen Itschang. Die chinesische, japanische und die beiden deutschen unterhalten diesen regelmäßigen Verkehr bis zu einem Platze, der also von der Küste so weit entfernt ist, wie die Luftlinie von Berlin bis Tunis oder Sewastopol beträgt.

Ganz im Gegensatz zu seinem gewaltigen Genossen in Nord-China hat der Yangtsekiang eben seit unermeßlichen geologischen Zeiträumen sein Bett nur wenig verändert und es deshalb gut ausgearbeitet, und so bietet er mit seinen ungeheuren, ruhig strömenden Wassermassen einen Zugangsweg ins Innere des Kontinents, mit dem sich an Vollendung nur wenige Ströme Amerikas vergleichen lassen. Nur auf einer Strecke, wo der Strom die gewaltigen Gebirgsmauern zwischen West- und Central-China durchschneiden muß, hat er diese Ausgestaltung seines Bettes noch nicht vollenden können. Abgesehen davon aber stellt er eine glatte Straße von der Meeresküste bis in die westlichsten Teile des Reiches dar, eine Straße, welche die fruchtbarsten und bestkultivierten Provinzen untereinander in Verbindung setzt.

Die Bedeutung dieses langen Wasserwegs wird noch dadurch erhöht, daß sich von dem Strome regelmäßig rechts und links, wie die Äste eines Baumes, andere Wasserstraßen von ganz ähnlicher Vorzüglichkeit abzweigen, die auch die benachbarten, ähnlich von der Natur begünstigten Gebiete bis weit nach Norden und Süden mit dem Hauptstrom und seinem Verkehr verknüpfen und das alte Riesenreich in einer wunderbaren Weise erschließen helfen.

Die Hauptader, der Strom selbst, aber führt über Itschang hinaus nach dem „fernen Westen" Chinas, der größten und bevölkertsten Provinz des Reiches, die zugleich als die blühendste und gesundeste von allen gilt und unermeßliche Reichtümer birgt, nach Szetschuan.

Auch hier ist den Europäern ein Vertragshafen eröffnet worden; es ist das am Einfluß des Kialingkiang in den Yangtse gelegene Tschungking, eine sehr bedeutende Stadt, die als Handelsmetropole des ganzen westlichen Chinas gilt. Sie liegt noch 500 englische Meilen stromaufwärts von Itschang, aber diese Strecke des Stroms bietet nicht mehr dieselbe Leichtigkeit des Zugangs für die Schiffahrt. Zwischen den flachen Ebenen der Centralprovinz Hupeh und den hügeligen Becken-Landschaften, in denen der Hauptreichtum Szetschuans liegt, muß sich der Fluß, wie bemerkt, durch

eine wilde Gebirgswelt hindurchgraben. Hier liegen die berühmten „Gorges“, die Schluchten des Yangtse, eine Landschaft, die jeder Reisende, der sie zu sehen das Glück hatte, als eine der großartigsten der Erde bezeichnet. Zwischen himmelhohen, oft senkrechten Felswänden eingezwängt, rauscht der Riesenstrom dahin, und so lang auch die Äonen sind, seit denen er an der Durchsägung dieser Gebirgswälle gearbeitet hat, er hat an vielen Stellen sein Werk noch nicht vollendet: Engpässe, Klippeninseln, unausgeglichene Gefällsstufen auf dem Grunde stören seinen Weg, Geröllströme von Bergstürzen engen ihn ein, so daß der weiterhin so majestätisch ruhig wandelnde Fluß hier in gefährlichen Wirbeln und Stromschnellen und oft in schreckenerregender Geschwindigkeit seine eingezwängten Wasser vorwärts wälzt.

Trotzdem gehen jährlich viele Tausende von Dschunken zwischen Itschang und Tschungking auf und nieder. Eine Dschunke braucht, je nach der Stärke des Stromes in den verschiedenen Jahreszeiten, zur Reise stromaufwärts drei, vier, fünf Wochen. Die Fortbewegung geschieht mittels Ruder und Segel, und wo es irgend angeht, durch „Trekker“, die auf den steinigen Pfaden längs des Ufers den Kahn vorwärts ziehen. Abwärts dagegen sausen die Dschunken, durch den Strom selbst getrieben, mit solch einer Geschwindigkeit herunter, daß die ganze Fahrt von Tschungking bis nach Itschang in drei bis vier Tagen gemacht werden kann, ja zur Zeit, wo das Sommerhochwasser mit furchtbarer Gewalt abwärts schießt, schon in einigen fünfzig Stunden gemacht worden ist. Natürlich ist diese Schiffahrt, besonders die Thalreise, für die unvollkommenen Fahrzeuge außerordentlich gefährlich. Man hat berechnet, daß von einem Dutzend Dschunken, welche die Fahrt machen, durchschnittlich eine Schaden leidet und von je zwanzig eine völlig verloren geht.

Wie gewinnbringend muß also der Handel mit Szetschuan sein, wenn er trotz dieser Gefahren und Mühen aufrecht erhalten wird!

Der Gedanke lag daher nahe, die europäische Schiffahrt mit ihren so viel vollkommeneren Fahrzeugen bis nach Tschungking auszudehnen.

Greift doch von hier, wo die Gebirgsengen überwunden sind, wieder ein neues Verkehrsnetz mit zahlreichen Zweigen weit ins Innere West-Chinas hinein. Die Hauptader des Yangtse ist noch bis Suifu an den Grenzen des noch halb unbekannten Gebiets der unabhängigen Lolo-Stämme heran, ca. 240 Meilen weit, für Flußdampfer fahrbar. Dort mündet der ebenfalls schiffbare Minkiang, der nach Norden zu der Fruchtebene von Tschöngtufu hinaufleitet und es vielleicht möglich machen wird, diese selbst zu erreichen. Andere Flüsse bilden wenigstens für Dschunken schiffbare Wasserstraßen Hunderte von Meilen weit in das Land hinaus, bis in die Nordwestprovinz Kansu, bis nach West-Yünnan und in die Hochgebirge von Tibet.

Derjenige, der als der eigentliche Vater und unermüdliche Vorkämpfer des Gedankens einer regelmäßigen Dampferfahrt von Itschang nach Tschungking angesehen werden muß, ist der schon genannte Engländer Archibald Little. Er hielt die Ausführung des Planes für einen Dampfer, der stark genug wäre, die Stromschnellen in der gefahrlosesten Mitte hinaufzufahren, durchaus für möglich. Seinem Enthusiasmus gelang auch die Gründung einer englischen Gesellschaft, welche im vorigen Sommer (1900) den kleinen Raddampfer „Pioneer“ den Strom hinaufsandte.

Inzwischen hatten bereits am Anfang desselben Jahres die beiden englischen Kanonenboote „Woodcock“ und „Woodlark“ den gleichen Versuch gewagt und waren auch, allerdings mit Hülfe von Treckung, wohlbehalten bis nach Tschungking hinaufgelangt. Bei der Rückfahrt aber wurde die „Woodlark“ in der sogenannten Niukutan-Schnelle derart gegen einen Felsen geschleudert, daß sie ihren Bug an Ort und Stelle, so gut es ging, in dreiwöchiger Reparatur ausbessern mußte. Trotzdem startete der „Pioneer“ am 12. Juni von Itschang. Allein die Maschine des Schiffes erwies sich als viel zu schwach, um in freier Fahrt die Schnellen zu nehmen; Drahtseil und Dampfspill mußten angewendet werden. Nach einer äußerst gefährlichen, nervenaufregenden Reise gelang es dem Dampfer zwar, am neunten Tage Tschungking zu erreichen, jedoch

die Gesellschaft verzichtete nach dieser Erfahrung auf die Einrichtung einer regelmäßigen Fahrt und löste sich auf. Der „Pioneer" wurde — als Transport-Mittel der wegen der Unruhen aus Szetschwan flüchtenden Missionare — nach Itschang zurückgebracht und dann an die englische Regierung verkauft hat, die ihn zu einem Kanonenboot auf dem oberen Yangtse umgestalten will.

Den Gedanken der Tschungking-Fahrt hatte aber bereits auch die junge, eben erst eingerichtete Rickmerssche Yangtse-Linie aufgegriffen und ebenfalls ein Schiff für die „Gorges" mit einem Aufwand von 800000 Mark erbaut, das den „Pioneer" weitaus an Kraft und Schönheit übertraf. Keine Mittel waren gespart worden, um ihm die Eigenschaften zu geben, deren es für seine kühne Aufgabe bedurfte. Vor allem erhielt es gewaltige Maschinen, deren Kosten allein die Hälfte seines ganzen Wertes ausmachten. Als Führer hat man einen ausgezeichneten Mann in der Persönlichkeit des Kapitäns Breitag, eines höchst fähigen und unterrichteten Seemanns, gewonnen, der, nach dem Urteil seiner Bekannten, furchtlose Kühnheit und kaltblütige Besonnenheit zugleich besitzt. Zweimal hat er schon zuvor während mehrerer Wochen alle Teile der Gorges bereist, um sie mit Hilfe persönlicher Messungen und Zeichnungen genau kennen zu lernen.

Das Schiff ist kein anderes, als die uns bereits bekannte „Suihsiang", an deren Bord wir seinerzeit über die Barre von Taku zum Kriegsschauplatz gelangten (S. 100). Mit Herannahen des Frostes im Norden ihres provisorischen Dienstes enthoben, ist sie jetzt für ihre eigentliche Bestimmung bereit, und ungeschreckt durch die Unfälle des „Pioneer", soll sie diese auch zu erfüllen versuchen.

Natürlich wird dem Ereignis dieser Fahrt von seiten der ganzen Handelswelt des Ostens, welche die Bedeutung einer Erweiterung der europäischen Schiffahrt bis Tschungking wohl ermessen kann, mit größter Spannung entgegengesehen.

Heute abend saß ich noch lange mit einigen deutschen Freunden im Hotel „Astor House“ beisammen. Die Kapelle des „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ gab dort ein Konzert, und schöne deutsche Musik, Lohengrin- und Tannhäuserklänge, erfüllten mein nun so lange dieser geliebten Schätze entwöhntes Ohr mit dem alten Entzücken. Wir sprachen, wie das so nahe lag, über die Heimat, über die deutsche Flotte, über die bedeutsame Stellung Deutschlands bei den chinesischen Wirren, über das neue kühne Unternehmen, dessen Zeuge ich werden wollte, und vieles Andere der gleichen Art. Mit hoher Freude kostete ich diese Stunden aus, wo deutsche Kunst, deutsche Macht, deutsche Thatkraft hier draußen im fernen Osten so stolz und eindringlich zu mir redeten, und voll froher Erwartung der kommenden Tage ging ich gegen Mitternacht an Bord der „Suihsiang“, die am nächsten Morgen mit Anbruch des Tageslichts Schanghai verlassen soll.

An Bord der „Suihsiang“,
den 16. Dezember.

Der leuchtende Sonnenschein eines kalten Wintermorgens lachte vom Himmel, als ich heute früh aus meiner kleinen Kabine auf das Verdeck der „Suihsiang“ trat. Mehrere Stunden schon waren verflossen, seit sie Schanghai verlassen hatte; die wohlbekannten Ufer des Whangpu waren verschwunden, eine neue, fremde Welt umgab mich. Und was für eine seltsame Welt!

Nur zur Linken erblicke ich einen flachen, dünnen Küstenstreifen, niedriges Land mit einigen Büschen und Bäumen, zur Rechten dagegen dehnt sich die Flut unabsehbar in die Ferne, unabsehbar auch vor dem Bug des Schiffes und hinter seinem Steuer; außer jenem niedrigen Uferstreifen nur Himmel und Wasser um mich her! Der Eindruck eines Meeres. Aber kein Meer der Erde hat diese Farbe. Rotbraun ist sie, mit einem wundervoll goldigen Ton, den die Morgensonne darin lebendig werden läßt; eine einzige ungeheure, goldbraun leuchtende Fläche das Ganze, die ein scharfer, schneidend kalter Nordoststurm in schäumende Wogen legt. Und diese gesamte

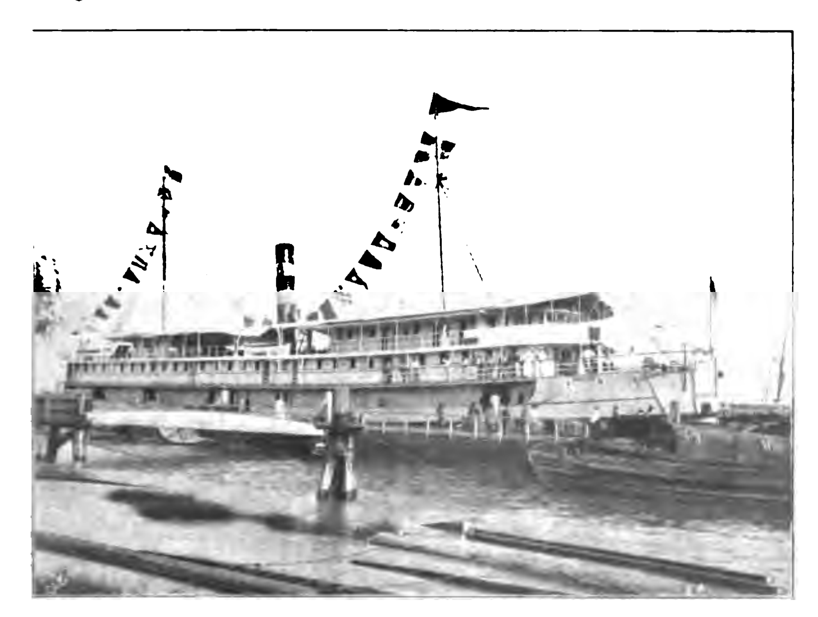
grenzenlose, goldbraune Masse ist in strömender Bewegung, sie wälzt sich unserer Fahrt in majestätischer Flut entgegen, denn sie ist der Yangtsekiang.

Der größte Fluß, auf dem ich bisher gefahren bin, ist der Nil, aber was ich dort gesehen habe, läßt gar keinen Vergleich zu mit dem Riesen, der mich hier auf seinem Rücken trägt. Wahrscheinlich ist der Nil geographisch sogar der längere von beiden, aber sein einsamer Lauf durch ausdörrende Wüsten, sein Mangel an ergänzenden Nebenflüssen bewirken, daß er an Wassermasse nicht im entferntesten mit dem Yangtse in Vergleich gesetzt werden kann.

Ein Jahrzehnt zuvor habe ich als Student gerade jene Gegenden, in denen der Strom entspringt, zum Gegenstand meiner ersten selbständigen wissenschaftlichen Untersuchung gemacht, und so etwas vergißt sich nicht; es haftet nicht nur im Geist, sondern im Gemüt wie eine erste Liebe. Eigen ist es daher für mich, nun selbst auf seinem Rücken aufwärts zu dringen und zu denken, daß vielleicht in den braunen Wellen Tropfen an mir vorüberrinnen, die in jenen geheimnisvollen Fernen niedergefallen sind und den ganzen, bisher wohl noch nie von einem einzigen Menschen nachgewanderten und noch so vielfach rätselhaften Lauf des Flusses zurückgelegt haben.

Wir entfernen uns allmählich von dem Ufer zur Linken, und siehe, jetzt endlich wird auch zur rechten Hand ein feiner, flacher Uferstreifen sichtbar, aber seltsam, wie eine Fata Morgana. Er liegt nicht auf der Flut, sondern er scheint über ihr in der Luft zu schweben. Die Luftspiegelung, die „Hegering“, wie man bei uns an der Ostsee sagt, hebt ihn empor und macht ihn vielleicht noch früher sichtbar, als die Rundung der Erde es sonst gestatten würde. Nach Osten und Westen, vor und hinter uns, freilich bleibt der Horizont noch immer grenzenlos, und die Wasserfläche scheint dort anzusteigen wie die „hohe See“. Auf ihrem Rücken ziehen Scharen von chinesischen Dschunken heran, kleine braune Tupfen in der Ferne, phantastisch bunt bemalte Schiffsrümpfe mit mittelalterlich hohem Hintergestell, wenn sie nahe bei uns vorüberziehen. Ihre

fledermausflügelartig gerippten, dunkelbraunen Segel vollenden die Fremdartigkeit des Anblicks. Auch ein Dampfer mit langer Rauchfahne zieht aus der Ferne daher und langsam an uns vorbei. Sein Aufbau in mehreren Etagen erinnert an die Mississippi-Flußdampfer: es ist einer der europäischen Steamer, die den Verkehr mit Hankou vermitteln. Achenbach würde seine Freude gehab



Ein deutscher Yangtse-Dampfer.

haben an dem Bilde des Schiffes auf dem schäumenden, braunroten, goldleuchtenden Wasser.

Eine Erinnerung macht mich lächeln. Als kleiner Knabe in der Vorschule habe ich gelernt: China hat zwei Hauptströme, den Hwangho oder den „gelben Fluß", der so heißt, weil er so viel gelben Schlamm mit sich führt, und den Yangtsekiang oder den „blauen Fluß", der seinen Namen deshalb trägt, weil sein Wasser im Unterschied von dem anderen klar und blau ist. Ich weiß nicht, ob nicht noch heute sehr viele junge Deutsche in der gleichen Weise die ersten Grundlagen ihrer geographischen Wissenschaft von China

legen. Aber die Sache stimmt doch nur für den Hwangho; der Yangtse ist weder blau, noch heißt er so, der Name, der übrigens nur am Unterlauf in Gebrauch ist, hat einen ganz anderen Sinn. Das kiang darin bedeutet einen schiffbaren Strom, tse ist „Sohn“, der dritte Bestandteil wird verschieden gedeutet. Nach der einen Meinung ist er der alte Name der Delta-Landschaft, der Provinz „Yang“, andere übersetzen ihn als Ozean. „Yangtsekiang“ würde also entweder „Sohn des Landes Yang“ oder „Sohn des Weltmeers“ heißen. Vom poetischen Standpunkt paßt der letztere Name — in seiner Beschränkung auf den untersten Lauf — besonders gut. Nicht nur der Anblick des Flusses hat etwas, das ihn weit mehr in die Familie der Meere, als der Flüsse einreihen möchte, sondern auch thatsächlich ist seine Mündung gewissermaßen ein Sohn des Meeres. Nicht die Fluten des Stroms allein, sondern die Mitwirkung von Ebbe und Flut, die bis Nanking und weiter den Fluß hinaufsteigt, hält diese riesige trompetenförmige Mündung offen, und die Ufer sind aus dem Meere emporgewachsen durch die Niederschläge der braunen Wellen.

Weiter oberhalb führt der Fluß bei den Eingeborenen verschiedene, örtlich wechselnde Namen. Am verbreitetsten ist der Name Takiang, d. h. einfach „Großer Strom“.

Ehemals erstreckte sich über das heutige Deltagebiet rechts und links ein Meeresgolf mit einzelnen Felseninseln, wie sie noch jetzt im Tschusan-Archipel, draußen vor der Mündung liegen. Das flache, neben ihnen emporwachsende Schwemmland hat jetzt einen großen Teil dieser Felsen landfest gemacht, aber sie ragen noch immer wie Inseln über der niedrigen Ebene empor. Gegen elf Uhr werden drei solcher Kegelberge am linken Ufer (zur rechten Hand also) sichtbar; phantastisch schweben sie, durch die „Hegering“ hochgehoben, frei über dem Wasser, der eine von ihnen ist von burgartigen Gebäuden gekrönt, wie die „Gleichen“ in Thüringen.

Unser Schiffchen hält sich prächtig auf seiner Jungfernfahrt durch die Yangtse-Wellen. Der Dampfer ist 60 Meter lang, hat

386 Register=Tons und eine Maschine von 1500 Pferdekräften, die in ruhigem Wasser die respektable Geschwindigkeit von 16 Knoten gewähren soll. Die Bequemlichkeiten für Passagiere sind allerdings sehr bescheiden, darin hat die „Suihsiang" geradezu etwas Spartanisches; allein ich kann nicht sagen, daß mir dies mißfällt. Man sieht, alle Energie ist auf den einen Zweck gerichtet worden, das Ziel zu erreichen. In dieser Hinsicht ist nichts gespart. Der Anblick der Maschinen ist prachtvoll; ihre riesigen eisernen Arme arbeiten mit prächtiger Ruhe und Kraft. Die Anker sind ungewöhnlich groß und schwer. Außer ihnen liegen noch zwei mächtige, mastbaumartige Balken mit Eisenbeschlag auf Deck von je etwa 50 Fuß Länge. Sie sind dazu bestimmt, oben in dem Bereich der „Gorges", wo die Anker in dem felsigen Bett vielleicht nicht genügend fassen, das Schiff zwischen den Klippen befestigen zu helfen, wenn es mit Dunkelheit seine Fahrt unterbricht. Auch eine gewaltige Stahltrosse von nicht weniger als einem Kilometer Länge steht aufgerollt an Bord. Sie soll im Notfall dazu dienen, das Schiff mit Hilfe einer vorn angebrachten Dampfwinde über die Schnellen zu ziehen. Doch ist der Kapitän entschlossen, eben nur in einem, ihm vorläufig unwahrscheinlich dünkenden Notfalle dieses an sich verächtliche Mittel anzuwenden.

„Die „Suihsiang" muß ohne das nach Tschungking kommen", sagte er, „das ist es ja gerade, worauf es ankommt; nicht bloß, daß wir überhaupt hinkommen."

Die Wahl eines Raddampfers statt eines Schraubenschiffes hat mehrere, ebenfalls aus seinen Zwecken entspringende Gründe. Erstens kann man einen Raddampfer flachgehender machen, zweitens sind die Ruderpaddeln das beste Mittel, um selbst starke Wirbel im Strom vollständig zu zerschlagen, endlich erleichtern sie ein rasches Steuern. Wenn eine kurze Biegung des Dampfers nötig wird, läßt man das eine Rad langsamer, das andere schneller gehen, um so die Wirkung des Steuers zu unterstützen.

Auch einen starken elektrischen Scheinwerfer haben wir am Bugspriet, kurz, wir sind vortrefflich gerüstet und sehen mit stolzer

Ungeduld dem Beginn unserer eigentlichen Aufgabe entgegen, deren Anfang ja erst oberhalb von Itschang liegt.

Bis dahin soll der Dampfer möglichst ohne Aufenthalt durchfahren. Ich werde also einstweilen vom Lande kaum etwas Anderes erblicken, als was man von Bord aus sieht; erst bei meiner Rückkehr, wo ich beliebige Schiffe benutzen kann, werde ich auch die wichtigeren Plätze des unteren und mittleren Yangtse besuchen können.

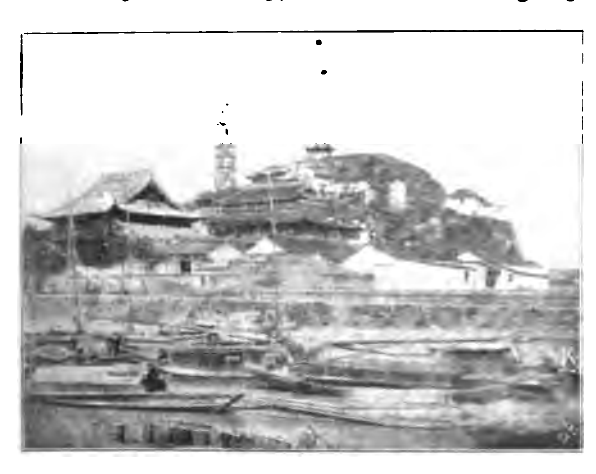
Aber auch diese flüchtige Fahrt ist interessant genug; sie gewährt wenigstens einen ersten Einblick in die große Gestaltung des Landes. Die meerbusenartige Erweiterung des Yangtse verengt sich allmählich; die beiden Ufer bleiben bald dauernd sichtbar und nähern sich mehr und mehr. Endlich, noch am Abend des ersten Tages, fahren wir doch sichtlich auf einem Strom, wenn er auch immer noch fünf bis sechs englische Meilen Breite hat und aufwärts und abwärts immer noch grenzenlos erscheint.

Vor Hankou, an Bord der „Suihsiang“,
den 20. Dezember.

Vom nächsten Tage ab begleiten vielfach malerische Berge das Ufer, besonders zur Linken, oft in schönen Steilabstürzen, dicht herantretend und Felsbildungen schaffend, die an Gebilde des Rheins, die Lorelei etwa, erinnern. Wie am Rhein alte Burgen pittoresk auf den Höhen liegen, so finden wir hier oft Klöster und Tempel von ähnlich romantischer Anlage. An einem solchen Felsen baut sich das alte Tschönnkiangfu empor, die Stätte, wo der Kaiserkanal den Yangtsekiang kreuzt (Abb. S. 337).

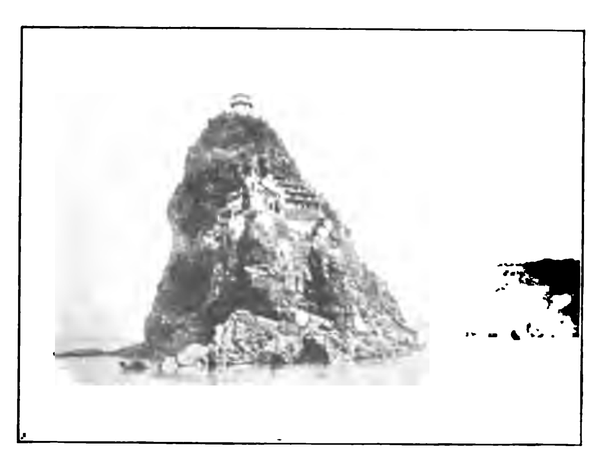
Aber auch ganz moderne Kriegsforts krönen einige von ihnen. So die ausgedehnten Anlagen bei Kiangyin oder die Forts unterhalb von Nanking. Sie sind mit den neuesten europäischen Riesengeschützen armiert und erscheinen von sehr bemerkenswerter Stärke. Im Falle einer kriegerischen Aktion im Yangtse-Thal würden sie sicher von außerordentlicher Bedeutung sein; denn so lange sie nicht eingenommen sind, verschließen sie den Yangtse unbedingt.

Ein wunderlicher, etwas tragikomischer Anblick war es freilich, im Schutze der Kiangyin-Wälle auf dem Yangtse gegenwärtig eine Flotte chinesischer Kriegsschiffe ankern zu sehen, acht Panzer mittlerer Größe und einige kleine Torpedofahrzeuge. Die Drachenflagge flatterte über ihnen, aber der Drache hatte sich ängstlich in seine Höhle verkrochen, und selbst hier war er nicht allein, denn zahlreiche europäische Kriegsschiffe verschiedener Flaggen liegen ebenfalls auf dem Yangtse, bis nach Itschang hinauf. Darunter auch deutsche: die „Hela“ bei Tschönnkiang, die „Schwalbe“ bei Nanking, der „Jaguar“ bei Wuhu, der „Iltis“ bei Hankou.



Tschönnkiangfu am Kaiserkanal.

Eigentümlich ist die Änderung der einheimischen Dschunken-Typen auf den verschiedenen Strecken des Flusses. Solche, welche die ganze Wasserstraße des Yangtse durchfahren, scheint es wenig zu geben, die vorherrschenden Formen ändern



Die kleine Waisen-Insel im Yangtsekiang.

sich fast mit jedem Tage. So waren die braunen Dschunkensegel, die ich am ersten Tage sah, am zweiten fast durchweg von weißen abgelöst worden; [und daß dies kein Zufall war, geht aus der Schilderung Goldmanns „Ein Sommer in China" hervor, der genau die gleiche Beobachtung auf seiner ersten und zweiten Tagereise gemacht hat. Darin aber habe ich es anders als er getroffen, daß ich die Zahl der Dschunken, die auf- und abwärts fuhren, immer erstaunlich groß fand. Stets bot der riesige Strom mit den Scharen dahinschwebender Segel einen Anblick, der seine hohe Verkehrsbedeutung sofort vor Augen führte.

Zugleich erweckten diese Boote im Verein mit den hochragenden Pagoden-Türmen, die wir hier und da am Ufer sahen, mit den Kloster- und Tempelbauten auf den Bergen, mit den wimmelnden Massen bezopfter Chinesen an jedem Uferplatze doch bereits vom zweiten Tage ab stark das Gefühl, in einer wie fremden, nicht mehr europäischen Welt wir uns jetzt befanden, in einer Welt, die trotz der paar hier hindurchgleitenden Europäerschiffe ganz und gar chinesisch ist.

Unweit Kiukiang überholten wir einen reisenden Mandarinen, der ein ungewöhnlich hoher Herr sein mußte. Ein chinesisches Kanonen-Dampfboot zog die kleine Flottille von sogenannten Hausbooten, in denen er mit seinem Haushalt oder Hofstaate, wie man sagen will, reiste. Sie waren voll von buntlivrierten Dienern und Frauen in phantastisch farbigen Kleidern, die neugierig vom Bord nach uns herüberschauten. Auch rotröckige Soldaten begleiteten die Schiffchen. Über und über aber waren nach chinesischer Sitte die Masten mit langen bunten Wimpeln behangen. An den Ufern stromaufwärts, wohin wir der Mandarinen-Flottille voraus passierten, schien überall eine ungeheure festliche Aufregung zu herrschen. Baldachine waren an den Landungsplätzen errichtet, und überall flatterten die Wimpel. An einer Stelle, wo ein großes Truppenlager zu sein schien, standen große Mengen von Soldaten in einer Art Parade wartend am Ufer aufgereiht, um rote Fähnlein geschart, die in gewissen Abständen in den Boden eingepflanzt waren.

Gestern kamen wir endlich vor den mächtigen Quai-Anlagen von Hankou an, dem bedeutendsten aller Handelsplätze im Yangtse-



Alte Pagode am Yangtsekiang.

thal nächst Schanghai, der durch seine wunderbar günstige Lage in einem Verkehrs-Zentrum Chinas zweifellos noch zu einer außerordentlichen Zukunft berufen ist.

Auch hier muß ich mir den näheren Besuch aber bis zur Rückkehr aufsparen; schon heute abend geht es weiter.

An Bord der „Suihsiang“,
den 21. Dezember.

„Wenn Sie glücklich nach Itschang mit Ihrem Schiff kommen, dann sind Sie auch in Tschungking. Das Wasser zwischen Hankou



Der Hankiang bei Hankou.

und Itschang ist diesen Winter so niedrig, wie lange nicht. Unterwegs werden Sie dem Steamer „Tungting“ begegnen; der sitzt schon seit Mitte November auf einer Sandbank fest und wird schwerlich vor April nächsten Jahres wieder loskommen.“

Mit diesen trostvollen Worten hat man uns in Hankou Lebewohl gesagt.

Der Kapitän hat es daher durchgesetzt, daß durch Zurücklassung eines großen Teils der Ladung der Tiefgang der „Suihsiang“ von 8 auf 6½ Fuß vermindert wurde. Immerhin ist das noch beträchtlich mehr, als die ganz flachbodigen, mit weit unbedeutenderen Maschinen versehenen Dampfer haben, die den regel-

mäßigen Dienst zwischen hier und Itschang versehen. Unsere Ladung besteht jetzt fast nur noch aus Kohle für die Maschinen.

Bis Hankou war ich neben einem Herrn der Firma Arnhold Karberg, der Agenten der Rickmersschen Reederei, der einzige Passagier der ersten Klasse gewesen. Hier kamen einige andere hinzu. Zunächst ein Ehepaar, der englische Konsul von Itschang mit seiner jungvermählten Gattin, die er eben aus Europa geholt hatte und in ihr neues Heim einführen wollte. Der Kapitän war sehr vergnügt darüber, daß diese Lady nur bis nach Itschang mitfuhr. „Späterhin", sagte er, „kann ich keine Damen mehr an Bord gebrauchen. Wenigstens nicht bei der ersten Fahrt." Ferner ein Kapitän von der englischen Armee Namens Napier, ein ungemein weitgereister Mann, herumgetrieben auf zahlreichen Gefechtsfeldern der britischen Weltmacht, und ein französischer Kapitän, Herr Bécue, der Kommandeur des in Hankou stationierten Kanonenboots „Lion", ein Riese von Gestalt und dabei von äußerst sympathischem, ruhigem Wesen. Beide begleiten sehr wahrscheinlich die Fahrt unseres Schiffes bis Tschungking, um später ihren Regierungen einen Bericht darüber abstatten zu können. Endlich noch ein junger Italiener Namens de Luca, der dem internationalen Stabe des Kaiserlich chinesischen Seezolldienstes angehört und von Peking, wo er die Belagerung mit durchgemacht hat, nach Tschungking versetzt worden ist.

Die Zahl unserer Missionare hat sich auf 21 vermehrt; englische, französische und auch ein deutscher sind darunter. Sie tragen fast alle chinesische Kleidung nebst dem Zopf, eine Tracht, die mich immer wie ein Wegwerfen der europäischen Würde berührt. Auch diese haben ihre Frauen daheim gelassen auf Grund einer Warnung aus Tschungking, die kurz vorher in einer Schanghaier Zeitung veröffentlicht worden war und die Zustände in Szetschwan noch für zu unsicher erklärt hatte. Die Zahl der europäischen Offiziere beträgt sechs, die der zum Schiffsdienst gebrauchten Chinesen: Steuerleute, Matrosen, Heizer, Küchenbediente, Stewards u. s. w. sechsundsechzig. Das macht also im ganzen hundert Menschen.

Das gefährliche Fahrwasser verbietet oberhalb Hankous, in der Nacht zu reisen, so daß wir schon nach wenigen Stunden den Anker auswarfen. Erst mit dem Morgengrauen setzte die „Suihsiang" ihren Weg fort. Ein unsäglich trüber, licht- und farbenarmer Tag; grau in grau liegt die Gegend da, die Ferne in wässerigen Dunst gehüllt. Fröstelnd steht man im Regenmantel auf Deck und sieht langsam die Landschaft vorüberziehen.

Der Yangtse durchfließt zwischen Itschang und Hankou in mächtigen Bogen und Schleifen die großen zentralen Ebenen, die den Provinzen Hupeh und Hunan angehören. Unabsehbar dehnen sich neben uns die platten Flächen aus, die wahrscheinlich von blühender Fruchtbarkeit sind — wenn man nur etwas von ihnen sehen könnte! Der Strom, der in der Hochwasserzeit große Teile dieser Gegend überschwemmt, hat sich gegenwärtig, als fröstele er selbst in diesem traurigen Wetter, so tief in sein Bett verkrochen, daß wir zwischen Ufern dahin fahren, die unser Verdeck weit überragen. Man gewahrt daher nichts als den Strom und seine Uferbänke.

Eine Weile interessiert es ja, die merkwürdige Formation dieser Bänke zu beobachten. Der mäandernde Wasserlauf hat immer ein steiles und ein sanft ansteigendes Ufer. Das steile liegt an der Außenseite der Flußschleifen, an denen der schärfste Strom geht und die Wände fortwährend unterwäscht. Da hier auch immer die tiefste Fahrrinne liegt, so pendeln wir den ganzen Tag mit dem Strom herüber und hinüber, immer dicht an das steile Ufer heranfahrend, das dann zehn, zwölf und mehr Meter vor uns aufsteigt. Große Stücke sind überall frisch von ihm abgebrochen und werden von der gestauten Flut umquirlt und allmählich aufgezehrt. Man sieht jetzt recht wohl, woher das Material kommt, welches den mächtigen Strom so reich mit Schlamm belädt, daß er ganze Provinzen an seiner Mündung aufbauen und sein Bett mit gefährlichen Sandbänken füllen kann. Das Material der Wände ist durchweg eine weiche Erde von rötlich brauner oder gelblicher Farbe, zuweilen mit blauen Schichten durchzogen. Scharf ist der mit allerlei

Grün bewachsene obere Rand abgeschnitten. Manchmal sieht man über ihm die Spitzen von gelben Kornfeldern oder die Wipfel von grünen Bäumen, deren Stämme man nicht gewahrt; sie allein verraten, daß dahinter noch Leben ist. Kleine Menschen in dem üblichen, immer wiederkehrenden Blau der chinesischen Baumwollenröcke wandern auf dem Uferdamm dahin, meist „Trekker", die an langen, langen Seilen chinesische Dschunken stromaufwärts schleppen. Das Seil ist an der Spitze des Mastes befestigt. Hier und dort sieht man auch einen Karren mit schweren Bretterrädern und davor einen grauen, langsam schreitenden Wasserbüffel gespannt.

Von Zeit zu Zeit liegt ein kleineres oder größeres Dorf langgestreckt oben auf dem Ufer, schlüpfrige Pfade führen herunter zu etlichen Dschunken, die dort vor Anker zu liegen pflegen und in den aufgewühlten Wellen unseres Dampfers hin- und herschwanken. Mit Rudern und Stangen suchen die Insassen während unserer Vorüberfahrt sie vom Auflaufen am Ufer fernzuhalten, und Schimpfworte schallen hinter uns her. Oben am Ufer sammeln sich Mengen neugierigen Volks — ich habe bisher keinen bewohnten Ort in China gesehen, wo die Menschen nicht auch immer in unbegreiflichen Zahlen auftraten. Man starrt dem unbekannten Schiffe nach. Die Kinder schreien das bekannte, für die Europäer geprägte Schimpfwort: „Kweitse, Kweitse!" d. h. „Fremder Teufel". Dies Geschrei begleitet uns den ganzen Tag.

Die Dörfer, die auch hier wie in Nord-China meist zwischen Bäumen gelegen sind, haben dunkle Dächer und ähneln in Form und Farbe oft so sehr den unsrigen, daß man ganz überrascht ist von dem heimatlichen Anblick. Nur wenn man genau zusieht, gewahrt man das Charakteristikum der chinesischen Bauart, die darin besteht, daß die Firsten und Kanten des Daches an den Enden leise aufwärts geschweift sind. Stärker ausgebildet ist dies noch bei den zahlreichen Tempeln, deren Dächer auch hier ein reiches Formwerk zeigen. Die ungeheure Uniformität des chinesischen Lebens tritt uns auch hier wieder entgegen: ein Haus ist wie das andere.

Allmählich packt uns die Ungeduld über diese starren Mauern,

zwischen denen wir eingeschlossen sind wie wilde Tiere in einem Hirschgraben. Die Phantasie tritt in Thätigkeit und malt sich allerhand Herrlichkeiten aus, die sich hinter jenem Rand unserem Auge entziehen. Allein auch dies Gefühl vergeht, wir sagen uns bald, daß die ganze Landschaft ähnlich öde und armselig sein muß. Die bedeutendsten Ansiedelungen sollte man doch wohl an diesem Strom, der gewaltigen Lebensader des Landes, erwarten.

Denn das ist sie wirklich. Der Verkehr auf dem Yangtse ist ein ganz erstaunlicher, so bedeutend, daß man fürchtet, der Übertreibung geziehen zu werden, wenn man davon berichtet. Wir begegneten auf der Strecke zwischen Hankou und Yotschou an einem Tage thatsächlich Tausenden und aber Tausenden von Dschunken. Den Strom hinauf und hinab schlossen sie sich für das Auge wie zu Herden weißer Schwäne zusammen. Dieser Teil des Stromes ist allerdings weitaus der befahrenste, weil sich auf ihm der außerordentlich starke Inlandverkehr bewegt, der aus Hupeh den Tungting-See heraufkommt und nach Hankou und dem Hanfluß geht.

Unweit der lang am Ufer hingestreckten Dorfschaft Singti trafen wir am Nachmittag den gestrandeten Dampfer „Tungting“. Eine lange, schmale Sandbank liegt hier mitten im Fluß und auf ihr, heute völlig auf dem Trocknen, der gestrandete Dampfer, von dem ich schrieb, Schraube und Steuer frei in der Luft. Erst mit dem Hochwasser, frühestens im April, wird er wieder loskommen können.

Kurze Zeit nach dieser Begegnung lernten wir kennen, wie nahe uns selber ein gleiches Schicksal war. Auf Deck wandernd, stolperte ich plötzlich vorwärts, neben mir flogen die losen Kabinenthüren des Schiffes nach derselben Seite hin auf. Geräusch war nicht hörbar, aber eine unangenehme Empfindung, wie wenn man gegen etwas Weiches, Schlüpfriges und dennoch Widerstehendes stößt, sagte mir sofort, wir sind auf Schlammboden gerannt. Doch der kurze Zwischenfall ging vorüber, die „Suihsiang“ glitt dank ihren Maschinen über das Hindernis hinweg und fuhr vorsichtig — mit halber Kraft — weiter.

Langsam und trübe sinkt der Abend hernieder; die Uferbänke werden immer einförmiger, sie strecken sich jetzt ganz wie lange Eisenbahndämme von vollkommener Gleichmäßigkeit dahin. Der Eindruck ist lastend und traurig.

Immerfort muß ich an den Nil denken, ich werde die Erinnerung nicht los. Sie liegt ja auch wirklich nahe. Geheimnisvoll, wie die Quellen des Nils, liegen noch heute die letzten Ursprünge des Yangtsekiang in den unerforschten Tiefen des gewaltigen Kontinents verborgen. Wie der Nil steigt und fällt der Strom im Jahreskreis, setzt fruchtbaren Schlamm zur Zeit der Überschwemmung über den Feldern ab und baut zur Niedrigwasserzeit Sandbänke und die Schiffahrt gefährdende Untiefen in seinem Bett auf. Wie der Nil fließt er dann zwischen scharfgeschnittenen Uferbänken hin, über die man vom Schiff aus nicht hinwegschauen kann. Wie am Nil sind vor allem die Gelände, die er durchfließt, der Sitz einer Kultur, um welche die Schauer mehrtausendjährigen Alters wehen.

Der Vergleich ist nicht ohne Nutzen, er giebt einen guten Maßstab für diese Kultur. Sie imponiert zunächst, wenn man sie kennen lernt, weil man gar so viel Ungünstiges und Verächtliches über sie gehört hat. Ich habe selbst dieser Empfindung, wie sich der Leser erinnert, nachdrücklich Worte geliehen und versucht, gerechter gegen sie zu sein. Ich will sie aber auch wiederum nicht überschätzen.

Wie kläglich ist es doch eigentlich, im ganzen genommen, was diese tausendjährige — durch äußere Kriege fast nie gestörte — Kulturentwickelung an den Ufern ihres größten Stromes zu stande gebracht hat! Eine unabsehbare Folge gleichmäßiger Dörfer, aus denen die ganze Farblosigkeit, Schwunglosigkeit, Eintönigkeit der chinesischen Welt hervorsieht. Begegnet uns einmal eine Stadt, so ist sie nicht viel anders als eine größere Anhäufung derselben grauen Kleinlichkeiten. Gewiß haben die altägyptischen Vorfahren der heutigen Fellachen im wesentlichen wohl ebenso ärmlich gelebt wie die Chinesen, aber daneben sind doch für Götter und Könige an den Ufern des heiligen Stroms Werke von unvergänglicher

Monumentalität entstanden, die für immer Zeugnis für die Erhabenheit des Geistes ablegen, der in diesem Volke gelebt hat. An den Ufern des Yangtse steht nichts Derartiges. Die wenigen Pagoden, die wir sehen, in ihrer gedrehten, Schachfiguren ähnlichen, Form und in ihrer geringfügigen Masse können mit den Monumentalbauten anderer Kulturvölker nicht verglichen werden.

Horizontale Ausdehnung, das ist, wie ich schon öfter ausgeführt habe, eigentlich das einzig wahrhaft monumentale Element bei den großen Werken der chinesischen Architektur. Man könnte das auf die ganze chinesische Kultur übertragen: sie ist eine horizontale. Das ganze chinesische Volk bildet eine ungeheure, unübersehbare Masse von einem gleichmäßig niedrigen Niveau, aus dem niemand und nichts besonders hervorragt.

Man hat bemerkt, daß die Chinesen das große Problem gelöst haben, eine möglichst große Menge Menschen in möglichst gleichmäßiger Verteilung der Güter des Lebens und möglichst allseitiger Zufriedenheit nebeneinander leben zu lassen. Dies Wort hat nicht unrecht, die Menschenzahl in China ist ungeheuer, die Reichtümer sind gleichmäßiger verbreitet als irgendwo anders, und die Leute sind thatsächlich zufrieden und glücklich, sie wollen nichts Anderes. — Wenn man sich aber vergegenwärtigt, wie dies Leben schließlich ausschaut, dann fragt man sich doch, ob diese Ideale den dafür gezahlten Preis wert sind.

An Bord der „Suihsiang“,
den 24. Dezember.

Winterlich kalt, jedoch strahlend schön ging der nächste Tag über dem Yangtse auf. Die Landschaft war von derselben Einförmigkeit wie gestern; zwei Uferstreifen, einen leichten Bogen bildend, dazwischen der breite Fluß, und in der Ferne, hinter einer Sandbank, ein paar Dschunken mit weißen Segeln. Aber wie doch die Sonne verschönt! Sie lag auf den rötlichen Uferwänden mit einem feinen, leuchtenden Ton, die Wasserfläche schimmerte wie ein glatter See von silberigem Glanz; als zarte Streifen spiegelten sich die

Dschunkensegel darin ab. Dahinter stiegen Wolken von blendend weißen Morgennebeln aus dem Flusse auf, und über all dem spannte sich der weite, lichtgesättigte Himmel aus. Das gesamte Bild bestand nur aus wenigen feinen Strichen und diskreten Farben, hatte aber gerade deshalb einen Reiz wie die genialen Landschaftsskizzen der Japaner.

Leider hielt das schöne Wetter nicht vor; gegen Mittag lagerte sich wiederum blasses, nasses Grau schwer über Nähe und Weite.

Wir passierten an diesem Tage, dem 22. Dezember, die Mündung der aus dem Tungting-See kommenden Gewässer, die einen breiten Strom bilden. In der Ferne sieht man eine mächtige Pagode malerisch auf der Spitze eines Hügels: sie gehört zu der Stadt Yotschou, dem wichtigen Vereinigungspunkt des Verkehrs, der aus der Provinz Hunan in die Yangtse-Straße einmündet. Von hier kommt die Hauptmasse der Dschunken her, die man auf dem Yangtse bis Hankou abwärts trifft; weiter oberhalb des Tungting-Sees ist der Fluß erheblich weniger mit Fahrzeugen besetzt.

Der nächste wichtige Hafenplatz am Yangtse ist die erst vor kurzem durch die Energie der Japaner dem europäischen Verkehr erschlossene Stadt Schasi, die wir zwei Tage später erreichten. Schasis Bedeutung beruht in seinen Kanälen; der eine führt vom Yangtse aus nach Süden zum Becken des Tungting-Sees hinüber, der zweite stellt die Verbindung mit der wichtigen Wasserstraße des Nordens, dem oberen Han, her. Die Stadt gilt bei den Chinesen für einen weit bedeutenderen Handelsort, als das viel früher mit europäischen Kaufleuten besetzte Itschang, und sie bietet dem am Yangtse nicht verwöhnten Europäerauge auch immerhin einen verhältnismäßig großartigen Anblick. Schasi liegt hart an dem hohen, steil zum Flusse abstürzenden Ufer; mächtige, aus alten Zeiten stammende Steinquais, die in mehreren Terrassen schräg emporsteigen, schützen dieses vor Unterwaschung, und zahlreiche Steintreppen führen zum Flußufer hinab, an dem unabsehbare Mengen von Dschunken aufgereiht sind. Die Schätzung zweitausend war

nicht zu hoch für die Anzahl der gegenwärtig hier vor Anker liegenden hochbordigen Fahrzeuge, die in ihrem gelbglänzenden, wohlgeglätteten und gefirnißten Holz ausgezeichnet gehalten sind. Außerordentlich war wieder das Gewühl der blau gekleideten Menschen, welche die Terrassen und Treppen erfüllten. Oben auf der Uferrampe ließen die kleinen, stark riechenden Garküchen, offenen Werkstätten und Kramläden nur einen schmalen Pfad für den wimmelnden Verkehr frei.

Die Bevölkerung von Schasi gilt für besonders fremdenfeindlich; Archibald Little erzählt, daß er einige Jahre früher hier mit Steinwürfen vom Ufer vertrieben wurde. Mein halbstündiger Spaziergang, den ich während des kurzen Aufenthalts unseres Schiffes oben auf der Uferrampe mitten durch das Menschengewühl machte, zeigte mir indessen ganz dieselbe harmlose Freundlichkeit, die ich überall gefunden habe. Man sah sich wohl nach mir um, aber niemand belästigte mich; man wich höflich aus, und ein Lächeln meinerseits verfehlte nie, eine gleiche Antwort auf den Gesichtern der Umgebung hervorzurufen.

An einer Stelle des Quais hatte sich ein altes, halbblindes Männchen mit einem Guckkasten aufgestellt; eine dichte Menge Chinesen hockte auf kleinen Bänkchen darum herum, die Augen an die verschiedenen Gucklöcher gedrückt. Ich trat neugierig näher. Kaum aber hatte man mich bemerkt, als die rückwärts Stehenden den Vorderen auf die Schultern tippten, um anzudeuten, daß ich auch sehen wolle. Unverzüglich wurde mir ein ganzes Bänkchen freigemacht, mit fröhlichem Lachen scharte sich das Publikum um mich, während ich Platz nahm. Niemand fiel es aber ein, mich im geringsten zu belästigen. Ich muß wieder fragen, ob bei uns wohl einem Chinesen gegenüber Ähnliches geschehen würde.

Der Guckkasten selbst war auch ein interessantes Kulturzeugnis. Bekannt ist die außerordentliche Vorliebe des Chinesen für das Theater. Die Aufführungen sind gewöhnlich große Haupt- und Staatsaktionen mit phantastischen Kostümen in einer seltsamen, für uns gekreischten, für das Ohr des Chinesen augenscheinlich geho-

benen Sprache. Dieses Schaugerät hier war nichts Anderes als der Ersatz eines Theaters. In einer Folge von bunten Bildern mit scenischen Darstellungen, auf Pappdeckel gemalt, die von Zeit zu Zeit an Bindfaden hochgezogen und mit anderen vertauscht wurden, spielten sich die einzelnen Vorgänge des Theaterstücks ab, und der Guckkastenmann rezitierte dazu die Stimmen des Textes, ganz mit dem üblichen quäkenden Tonfall, und begleitete seine Rede mit den klirrenden Schlägen eines kleinen Metallbeckens, in Nachahmung der ohrenzerreißenden, jedem europäischen Theaterbesucher auf die Dauer unerträglichen Beckenschläge, welche die Rezitation auf der wirklichen Bühne begleiten.

Fortdauernd hatten wir während dieser Tage mit Schwierigkeiten des Fahrwassers zu thun; die Breite des Stroms wechselt sehr, je breiter er aber ist, um so flacher ist er natürlich und um so vorsichtiger muß gefahren werden. Unausgesetzt wird auf beiden Seiten unseres Vorderschiffes die Tiefe gelotet, und mit wunderlicher Eintönigkeit klingen dort den ganzen Tag über die Rufe der damit betrauten Chinesen, kaum verständlich in ihrer verquollenen Aussprache der englischen Zahlen: ten feet, eleven feet, forteen feet — aber manchmal auch nur nine feet, eight feet — jetzt wird die Sache bedenklich! — seven feet! Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgt man der weiteren Entwickelung der Dinge — 6½ feet jetzt? Das ist ja die Tiefe unseres Boots. 6 feet! ruft der Mann — da, der bekannte Stoß! Wir sind wieder festgerannt!

Diesmal beansprucht es eine volle halbe Stunde Arbeit der mächtigen Maschinen, um uns los zu ziehen.

Zeitweilig muß sogar überhaupt gestoppt werden. Wir werfen Anker, ein Boot wird ausgesetzt, und mit langer Bambusstange wird sorgfältig ausgeprobt, wo sich ein brauchbarer Fahrkanal findet. Die Lage des Flußbettes ändert sich so schnell, daß kein Lotse sie zu jeder Zeit kennen kann. Glaubt der zurückkehrende Offizier einen Kanal gefunden zu haben, dann wird wieder gefahren — langsam, ach, ganz langsam. Wird es gelingen? Oder werden

wir schließlich noch das Schicksal der gestrandeten „Tungting“ zu teilen haben? — Nein, es gelingt: „seven feet!“ ruft der lotende Chinese, „eight feet — ten feet! — forteen feet!“ Hurra, wir haben wieder tiefes Wasser!

Trotz dieser Zwischenfälle aber — der Leser hat es vielleicht schon empfunden, ohne daß ich es erst sage — bekommt doch die Fahrt durch die einförmigen Ebenen Hupehs allgemach für mich eine bleierne Monotonie, eine Reizlosigkeit, gegen die meine Seele nicht mehr ankämpfen kann. Vergebens sagt sie sich zuletzt, wie interessant doch auch das vom wissenschaftlichen Standpunkt ist, gerade eben die Langweiligkeit zu konstatieren. Aber selbst dies nützt auf die Dauer nichts.

Oder wie? Bin ich etwa schon übersättigt und reisemüde? Ich, der ich sonst immer — mit einer kleinen Dosis geheimer Renommisterei — zu sagen pflege: „Es giebt für ein offenes Auge überhaupt keine langweiligen Gegenden auf der Erde!“ Hat die rastlose Folge gewaltiger Eindrücke, die ich auf meiner so seltsam ereignisreichen Wanderung um die Welt erlebe, doch schließlich meine Empfängnisfähigkeit zerstört?

Es mag daran wohl etwas sein. Aber in der Hauptsache liegt der Grund für meine heutige Stimmung doch noch mit an etwas Anderem — am Datum! Es ist ja der 24. Dezember heute — der „Heilige Abend“.

Heiliger Abend!

Ich stehe einsam vorn am Bugspriet, und wie das Wasser des Stroms unablässig aus der verschleierten Ferne heranzieht und leise rauschend um die gespannte Ankerkette quillt, so strömen mir die Gedanken über das Herz, Nähe und Ferne in Raum und Zeit miteinander verknüpfend und in tiefe, sonst kaum leise gefühlte Beziehungen setzend. Drinnen in dem kleinen „Salon“ putzt der erste Maschinist ein dürftiges Bäumchen mit Glaskugeln, bunten Papierfähnchen und Lichten aus, das wir uns von Hankou aus

schon mitgenommen haben. Wir werden nachher um den Baum herumstehen und ein Glas Sekt trinken, fremde Leute verschiedener Nationen, die sich vordem nie gesehen haben und auch später schwerlich wieder sehen werden. Wir werden dann nachher vielleicht bei einander sitzen und heimatliche Lieder singen. Das ist schön, aber nicht genug für das Herz heute. Die Gedanken wandern heimwärts nach Berlin, wo es jetzt erst gegen den Mittag geht und die Straßen noch voll fröhlich hastender Menschen sind, erglühend in der Vorfreude des heutigen Abends, den sie im Kreise derer verleben werden, die sie am meisten lieb haben auf der Erde. Es ist schwer, sich das hier recht vorzustellen.

Schon einmal, vor drei Jahren, war ich am Christabend fern von der Heimat. Damals saß ich tief in den Waldgebirgen Ceylons in einem der hübschen, von den Engländern angelegten Rasthäuser; nur mit einem Reisegenossen, auf Quadratmeilen herum sonst kein Europäer. Wie wundervoll war aber jener Abend gewesen. Die leichte Rührung der Stimmung paßte so schön zu der weichen, duftgesättigten Tropennacht. Aus den Büschen drang das einschläfernde Geräusch der zahllosen Grillen; zu der offenen Veranda, auf der wir in bequemen Lehnstühlen träumten, schwirrten große, schwerfällige Nachtschmetterlinge aus dem Dunkel herein und taumelten mit klingendem Laut gegen die Glocken unserer Windlampen; Hunderte und Tausende leuchtender Glühwürmchen durchschwärmten wie lebendig gewordene Weihnachtslichter die schweren Schattenmassen der Baumwipfel draußen. Damals war das Herz frei gewesen, und das Bewußtsein, an einem solchen, sonst so ganz der Heimat gehörenden Tage in dieser fremdartigen Umgebung zu weilen, erhöhte gerade noch das Gefühl des Ungewöhnlichen, das ich beglückter Sterblicher erleben durfte.

Heute ist es anders, heute ist es tiefe, leidenschaftliche Heimatssehnsucht, die mich ganz und gar ausfüllt. Derjenige Leser, der vielleicht später den zweiten Teil meines Reiseberichts einmal in die Hand nimmt, wird dann auch erfahren, weshalb.

Bei meiner Abreise aus Europa nahm ich mir vor, die zu erwartenden Ereignisse aufzufassen wie den Zaubertraum des Sul-

tans aus „Tausend und einer Nacht“, der den Kopf unter das Wasser steckt, ihn sofort wieder heraushebt und gleichwohl in dieser Sekunde sieben Jahre wunderbarer Schicksale zu erleben glaubt. Heute kommt mir wirklich dies Gefühl, als seien die verflossenen mehr als sieben Monate, deren Erlebnisse so reich waren wie die Jahre manch anderen Menschenlebens, ein wunderlicher Traum gewesen; ein Traum aber, von dem ich doch endlich erwachen möchte; gegen den ich mich im Augenblick wehre wie gegen einen Alpdruck, ohne ihn abschütteln zu können.

Wird es denn noch einmal dazu kommen, daß ich daheim wieder erwache, und wird dann wirklich alles wieder so sein, wie es war? Das wunderbare Rätsel vom Wesen der Zeit und ihrem Vorüberfließen an uns tritt einem nirgends so eindringlich entgegen, wie auf Reisen meiner Art, wo kein Tag dem andern gleicht, wo jeder ein neues, anders geartetes Glied zu der Kette der Erlebnisse hinzuschmiedet, wo man weit mehr als im stillen Leben daheim unablässig Pläne für die nächste Zukunft ersinnen muß, spannungsvoll ihre Entwickelung verfolgt und dann nachher rückschauend das wirklich Geschehene mit ihnen vergleicht.

Der erste Offizier ruft mich jetzt in den Salon: das Bäumchen brennt mit kleinen Kerzen, die aus größeren mühsam zurecht geschabt sind; eine bescheidene, aber nett erdachte Dekoration aus deutschen Schiffsflaggen und darunter verborgenen elektrischen Glühlämpchen giebt dem kleinen Raum doch etwas Warmes und Festliches. Die Gläser erklingen auf dies und das und vor allem auf das Gelingen unserer Fahrt. Wir sprechen viel von den „Gorges“, den Schönheiten, die wir in den nächsten Tagen sehen, und den interessanten Erlebnissen, die wir haben werden. Der Kapitän ist gehalten und schweigsam; er kann wohl am besten von uns den Ernst seiner Aufgabe ermessen. Draußen aber zieht das graue Wasser des Yangtse aus unsichtbarer Ferne heran und rauscht am Schiff vorüber, unablässig — ganz wie der Strom der Zeit und des Geschehens unaufhaltsam an uns Menschen vorübergleitet.

An Bord der „Suihsiang“,
den 25. Dezember.

Heute, am ersten Weihnachtsfeiertage, gelangte unser Dampfer endlich wohlbehalten nach Itschang, dem bisherigen Endpunkt der Dampfschiffahrt auf dem Yangtsekiang. Die Landschaft hat sich stark verwandelt. Schon am frühen Morgen begannen hübsch geschwungene, begrünte Berge die Ufer zu begleiten. An einer Stelle traten sie auf beiden Seiten dicht an den Fluß heran, um hier mit steilen, doch mäßig hohen Felswänden in das Wasser abzustürzen. Diese Stelle trägt den Namen der „Tigerzahn-Enge“; sie ist das letzte der cañonartigen Felsenthore, die der Yangtse zu durchschreiten hat, ehe er in die großen Ebenen von Centralchina gelangt. Für den stromauf Kommenden, dessen Auge durch die endlosen Flachländer ermüdet ist, macht diese breite Felsenpforte immerhin schon Eindruck.

Itschang ist einige Meilen oberhalb davon und zwar eigentümlich malerisch gelegen. Schon von weitem gewahrt man über der niedrigeren hügeligen Umgebung eine Anzahl pyramidisch geformter Berggipfel von dunkelgrüner Färbung. Der Strom macht hier einen starken, schöngeschwungenen Bogen und hat an seiner Außenseite diese Berge offenbar seit uralten Zeiten angeschnitten, so daß sie mit überaus steilen, glatten Wänden unmittelbar aus dem dunklen Wasser aufsteigen. Der höchste von ihnen, von den Europäern „die Pyramide“ genannt, ist von einer so erstaunlich regelmäßigen Kegelform, daß er von gewissen Punkten aus, wo er drei geradlinige, gegen die Spitze konvergierende Kanten zeigt, in überraschender Weise der großen Cheopspyramide von Gizeh ähnelt. Wie bei dieser, ist auch hier die Spitze etwas abgeplattet. Die Höhe dieses seltsamen Naturgebildes ist freilich nahezu die doppelte des künstlichen Bauwerks der Ägypter (Abb. S. 359).

Auf der Innenseite des genannten Flußbogens liegt die Stadt. Zur Zeit des Niedrigwassers, wie jetzt, ist dort ein breiter Streifen des Flußbettes trocken und dient der Bevölkerung zum Tummelplatz für allerlei Zwecke. Nachmittags spielt gewöhnlich die Be-

satzung des kleinen englischen Kanonenboots „Esk“, das bei Itschang dauernd stationiert ist, Fußball, unter ungeheurem Jubel der zuschauenden Chinesen. Weiterhin erhebt sich auf dem trockenen Flußsande eine improvisierte Stadt von gelben Mattenhütten, den Wohnstätten der fluktuierenden Schifferbevölkerung. Zur Zeit des Hochwassers verschwindet diese Stadt wieder. Hinter dem Sande steigt das Flußufer 10 bis 12 Meter steil an und ist, ähnlich wie in Schasi, größtenteils mit alten und neueren Steinrampen befestigt. Der Wasserstandsunterschied zwischen Sommer und Winter ist ganz gewaltig, er beträgt gelegentlich 50 und mehr Fuß.

Der „Pyramide“ gerade gegenüber liegt das europäische Settlement mit seinen wenigen, aber stattlichen zweistöckigen Steinhäusern; weiter stromauf sieht man die dunklen Haufen der chinesischen Häuser. Auch diese drängen sich, wie in Schasi, dicht an den Uferrand, ja zum großen Teil noch über diesen hinaus; die Häuser stehen hier wie Pfahlbauten auf großen Stangengerüsten, zwischen denen zur Hochwasserzeit der Fluß hindurchbrausen muß. Gegenwärtig sind diese hochragenden, alten, geschwärzten Bauten nicht ohne pittoreske Wirkung.

Das malerisch Bunte des Bildes, das wir vor uns sehen, wird noch vermehrt durch die unübersehbare Zahl blitzblanker Dschunken, die ganz wie in Schasi nach Tausenden zählen, hier aber nicht in einer mehrere Kilometer langen Reihe am Ufer aufgestellt sind, wie dort, sondern in dichten Massen bis weit in den Strom hinein liegen, und zwar in regelmäßiger Anordnung, so daß richtige Straßen wie durch eine schwimmende Stadt hindurchführen. Alle diese Dschunken sind mit spitzigen bunten Wimpeln in schreienden Farben geschmückt.

Die Chinesen lieben solchen Wimpelzierat sehr und legen ihn auch wohl ohne besondere Veranlassung an; heute thaten sie es vielleicht mit in Nachahmung der weihnachtsfestlichen Ausschmückung im europäischen Settlement. So trägt das englische Kanonenboot „Esk“, ein kleines altertümliches Schiffchen, außer vollständiger Flaggenparade einen sehr hübschen Schmuck aus grünen

Zweigen und Guirlanden an Masten und Raaen. Ähnlich sind zwei Schiffe der früher genannten europäischen Dampfschiffslinien geschmückt, die gerade hier liegen. Auch am Ufer ragen Mastbäume mit Guirlanden und Nadelholzzweigen auf, und die europäischen Gebäude lassen bunte Fahnen flattern. Auf dem blaugrauen Sande des Ufers marschierte überdies gerade, als wir ankamen, ein langgezogenes Regiment chinesischer Soldaten einher, zum Teil in rotbordierten Jacken steckend; auch ihnen wurde eine übermäßige Menge breiter oder langer und spitzer Fahnen vorausgetragen.

Unser Eintreffen war natürlich noch ein festlicher Umstand mehr. In dichtgescharten Mengen betrachteten die Chinesen am Ufer das neue Fahrzeug, das stattlichste, das sie bisher gesehen, und das zum ersten Male hier stolz die schwarz-weiß-rote Flagge zeigt. Zahlreiche Boote nahten sich uns, sobald wir geankert. Zuerst kam das Zollboot mit seiner spitzen gelben Drachenflagge, dann eine Menge chinesischer Sampans und schließlich der große Leichter des Agenten unserer Firma. Auf diesem thaten die Kulis ein Übriges, um ihre besondere Feststimmung energisch zum Ausdruck zu bringen. Sie brannten Unmengen der bekannten chinesischen „Feuerkracher“ ab, Schnüre von einer Art Platzpatronen, die an langen Stangen gehalten werden und langsam fortglühen. Unter fortwährendem heftigen Knattern fallen die geplatzten Hülsen herunter.

Zu alledem bilden die düsteren, in dem regendunstigen Wetter nur undeutlich sichtbaren Bergmassen im Westen einen eindrucksvollen Hintergrund. Wie riesige, blauschwarze Mauern erheben sie sich, ihre Zinnen in die schwer herniederhängenden Wolken tauchend, und umgürten den ganzen westlichen Horizont. Das sind also die Gebirge, durch die der große Strom, der uns bis hierher getragen, jenen engen, vierhundert Meilen langen Durchweg geschnitten hat, auf dem seit Jahrtausenden das Leben zwischen dem mittleren und westlichen China auf und nieder flutet? Es ist schwer, zu denken, wie das möglich sein soll. Kein Spalt, keine Einsattelung verrät die Stelle eines solchen Weges; wie eine unübersteigbare Grenze

der Civilisation liegt die finstere Gebirgswelt da, drohend und doch geheimnisvoll lockend zugleich.

Man kann sich denken, wie meine Sehnsucht, die Schönheiten und Gefahren dieser fremden Welt kennen zu lernen, sich jetzt steigert, wo ich unmittelbar an ihrer Grenze angelangt bin. Sämtlichen Passagieren war schon in Schanghai bekannt gegeben worden, daß die letzte Entscheidung, ob der Dampfer in dieser Jahreszeit und bei diesem Wasserstand die Fahrt von Itschang nach Tschungking wagen solle, einzig und allein vom Kapitän nach örtlichen Erkundigungen in Itschang selbst getroffen werden würde. Nur mit dieser ausdrücklichen Bedingung waren Billets verabfolgt worden.

Wir hatten kaum Anker geworfen, als der telegraphisch angewiesene Agent der Gesellschaft in Itschang, ein chinesischer Kaufmann, mit dem chinesischen Lotsen, einem als vorzüglicher Kenner des Gebiets bekannten Manne, an Bord kam und die ausschlaggebende Unterredung mit dem Kapitän stattfand. Ich wohnte ihr mit der größten Spannung bei. Schon das Äußere der drei Persönlichkeiten war interessant zu verfolgen. Der germanische Kapitän, mit scharfgeschnittenem, luftgerötetem Gesicht, kraftvoll und elegant in seiner Erscheinung, kurz, klar, energisch, vielleicht sogar etwas herrisch in der Ausdrucksweise, stellte knapp und zielbewußt seine eingehenden, sachlichen Fragen. Der Lotse, ein großer, stämmiger Mann aus dem Volke mit einem etwas hinkenden Fuß und ernstem Gesicht, machte entschieden einen guten Eindruck. Durch die Einfachheit und Bestimmtheit, mit der er auf jede Frage antwortete, ohne sich zu besinnen, aber auch ohne je irgend etwas zurückzunehmen oder eine Unsicherheit zu verraten, erschien er sofort als ein Mann, der seine Sache verstand. Der Agent in vornehmer, olivfarbener Seidengewandung endlich, der zwischen beiden vermittelte, war einer jener zartgebauten, feingesichtigen Chinesen mit ausdrucksvollen Händen, in denen man sofort das Produkt einer alten Civilisation erkennt. Aufmerksam las er mit klugen Augen die Worte von den Lippen der Sprecher und versuchte sie dann mit möglichst derselben Klarheit und Präcision zu übertragen.

Rasch ergab es sich, daß der Kapitän und der Lotse genau die gleichen Stellen der „Gorges“ als die wichtigsten im Auge hatten. Es waren nach ihrer Meinung vor allem zwei, die gefährlich werden konnten; die erste war der sogenannte Sintan, eine Stromschnelle, die etwa 50 Meilen oberhalb von Itschang lag. Hier hatte vor einer Reihe von Jahren ein Bergrutsch stattgefunden, und der in das Flußbett hinabgestürzte Geröllkegel verengte den Lauf desselben fast bis zur Hälfte und staute das Wasser zu einer Stromschnelle, deren Fall bei Niedrigwasser, wie jetzt, natürlich besonders steil war. Die Geschwindigkeit des Stroms blieb aber doch beträchtlich hinter der Kraft unseres Schiffes zurück, und da nach Versicherung des Lotsen auch die Stromtiefe hier weitaus größer war als unser Tiefgang, so hielt der Kapitän diesen Strudel für kein Hindernis.

Hier warf der Lotse ein, er fürchte aber, daß unser Schiff zu lang sei, um die notwendige kurze Biegung richtig auszuführen.

„Das überlassen Sie mir“, erwiderte hier der Kapitän scharf, „die Schiffsführung ist meine Sache, antworten Sie auf meine Fragen.“

Die übrigen größeren Schnellen des Stroms, so der Tatungtan, der Kunglingtan unterhalb des genannten Sintan und einige andere werden durchgesprochen, sie erregen aber keine entscheidenden Bedenken. Nur der oberste von allen, ein einige Stunden unterhalb von Tschungking gelegener Strudel, kam noch als besonders gefährlich in Betracht, weniger seiner Kraft, als der geringen Wassertiefe wegen.

„Ist der Lotse sich wirklich ganz sicher, daß der „Rapid“ gegenwärtig mindestens sieben Fuß Wassertiefe hat?“

„Ganz sicher.“

„Ist er auch absolut klar darüber, daß die „Suihsiang“ 6½ Fuß Tiefgang besitzt?“

„Er ist es.“

„Hält er unter diesen Umständen die Passage also für möglich?“

„Ja."

„Meint der Lotse auch den richtigen englischen Fuß?"

„Nein, er meint den chinesischen."

„So! In welchem Verhältnis steht der zu dem englischen. Ist er größer oder kleiner?"

„Der Lotse denkt, daß der chinesische etwas größer ist."

„Das muß ich erst feststellen."

Einer der Anwesenden besitzt einen chinesischen Zollstab. Er wird gebracht, und es zeigt sich thatsächlich, daß der chinesische Fuß nahezu einen Zoll länger ist als der englische. Der Kapitän legt den Stab auf den Tisch:

„Wir fahren, meine Herren!"





Die „Suihsiang“ bei Itschang.

In den Schluchten und Stromschnellen des Yangtsekiang.

Itschang, den 1. Januar 1901.

Der 27. Dezember! Ich werde mein Leben lang diesen Tag nicht vergessen. —

Sein Morgen brach noch trüber an als die vorhergehenden. Es regnete, und die fernen Berge, aus denen der Yangtse kam, lagen heute ganz unsichtbar hinter grauen Wolkenschleiern. „Ich fahre keine Minute früher, als bis ich genau sehen kann“, sagte der Kapitän. Daher lichtete die „Suihsiang“ erst gegen acht Uhr ihren Anker und glitt langsam stromaufwärts, an den dunklen Häusermassen Itschangs vorüber. Die eigentliche Reise, um derentwillen das Schiff tausend Meilen weit vom Meere heraufgekommen war, begann.

Rasch war die Stadt hinter uns verschwunden, wir schwammen auf einer breiten Stromfläche, die zur rechten Hand flache Ufer zeigte, zur linken aber von steil aus dem Wasser aufsteigenden Felsen begrenzt war. Am Fuße dieser Felsen fuhren wir entlang. Es war, als suche die „Suihsiang“ wie ein belebtes Wesen, wie ein spürender Hund, die Stelle, wo der Yangtse aus diesen Wänden ins Freie heraustreten mußte. Sichtbar war sie von weitem nicht; im Hintergrunde schien die Wassermasse völlig geschlossen und glich einem See, nicht einem Flusse.

Endlich aber, nach fünf Meilen Fahrt etwa, schoben sich die Felsen rasch auseinander: der Eingang der herrlichen Itschang-Gorge (gorge = Schlucht, Engthal) lag vor uns. Geradlinig streckte sich ein mächtiges Thal mit düsteren Steilwänden weit, weit in die graue Ferne, in der Tiefe ausgefüllt von der Wasserfläche des Stroms, aus der die Uferwände unmittelbar emporwuchsen.

Das Ganze erinnerte ganz außerordentlich an einen norwegischen Fjord, zumal da sich die oberen Gehänge der Uferfelsen in schwer herniederhängenden Wolkendecken verbargen, wie die Zinnen der norwegischen Fjordwände so gern thun. Kulissenförmig hintereinander vorspringende Felsgebilde gliederten auf beiden Seiten die Thalwand und gaben dem vorausfliegenden Blick eine scheinbar endlose Perspektive. Ruhig, majestätisch, spiegelklar kam der gewaltige Yangtse zwischen diesen Wänden, die am Eingang der Itschang-Schlucht etwa 200 Meter Abstand haben mögen, herangezogen. Wie tief muß hier das Flußbett sein, daß die ungeheure Wassermasse trotz ihrer Zusammendrängung auf so engen Raum fast ohne jeden Wirbel einherfließt.

Es war eine Art feierlichen Gefühls, mit der ich jetzt das Schiff in das hohe, schweigende Thal einfahren sah, wie in einen gigantischen Saal, den die Natur selbst geformt hatte: die Wolkenbank über uns war seine lastende Decke, die von den vorspringenden Uferfelsen wie von Riesenpilastern getragen wurde; der dunkle, spiegelnde Fluß sein glänzendes Parkett.

Allgemach klärte sich, während wir fuhren, das Wetter auf, die Wolken stiegen höher und höher an den Bergwänden empor. Um so riesiger erschienen aber nur die Felsen, da sie immer noch ihr Haupt darin verbargen.

Das Gestein war ein gelblicher, an Aussehen dem Buntsandstein ziemlich ähnlicher Kalk, der in so regelmäßigen, fast horizontalen Bänken lagerte, daß die Wände oft wie künstliches Mauerwerk aussahen. Unten, im Bereich des Sommerhochwassers, erschienen sie nackt und glatt, in ihren Absätzen vielfach natürliche Treppen bildend; weiter oben waren sie, infolge der Feuchtigkeit des Thals,

reich mit grüner Buschvegetation bekleidet, die oft ein überraschend hübsches Bild gewährte. Gelegentlich, wo ein schmales Seitenthal in das Hauptthal mündet, lagen ein paar chinesische Häuser in dichtem Baumgrün so lieblich da, wie thüringische Waldmühlen. Aber auch an den steilen Wänden des Hauptthals hatte sich der unglaubliche Fleiß des chinesischen Bauers eingenistet. Wo irgend ein etwas schrägerer Abhang die Möglichkeit dazu bot, sah man durch Aufmauerung von Terrassen kleine wagerechte Ackerstückchen hergestellt, auf denen Gemüse, oft in schwindelnder Höhe über dem Thalboden, wuchs.

Zahlreiche chinesische Dschunken in den verschiedensten Größen kamen uns entgegen oder wurden überholt (Abb. S. 362). Staunend blickten die Insassen dem seltsamen Ungetüm nach, das mit seinen mächtigen Ruderfüßen die stille Wasserfläche in so gefährlichen Wellen aufriß.

Die aufwärtsfahrenden Dschunken bewegen sich immer dicht an den Felsen entlang, weil sie sich, wo irgend möglich, von Kulis treideln lassen. Jede Dschunke führt eine Anzahl solcher für diesen Zweck mit sich: vier, zehn, zwanzig und mehr, je nach ihrer Größe. An der Spitze des Mastes ist ein langes Bambusseil befestigt, das sich am anderen Ende in eine Anzahl kleiner Stricke teilt. Je einen davon legt sich ein Kuli über Schulter und Brust, und dann ziehen sie mit taktmäßigem Schritt, indem sie mit alten Treckergesängen in seltsamen Melodieen und seltsamem Dialekt sich selber anfeuern. Uralte Treidelpfade ziehen sich, oft in beträchtlicher Höhe, an den steilen Felsen dahin, und wie die Gemsen klettern die „Trekker" auf ihnen entlang. Ich bin später versuchsweise darauf herumgestiegen, mußte aber selbst das vorsichtigste Vorwärtstasten an Stellen einfach aufgeben, wo diese Leute ohne jedes Zaudern, noch dazu mit ihrer Last, wie auf ebenem Boden vorüberliefen. Die Pfade waren vielfach kaum so breit wie die Sohle des nackten Fußes, und die daneben aufstrebende Felswand war ganz glatt poliert von den Röcken der sich daran entlang pressenden Kulis, die in unzählbaren Mengen seit unbekannten Jahrhunderten immer denselben Weg

gewandert sind. Sehr häufig waren durch das immer an denselben Orten am Boden oder um eine Felsenecke schleppende Bambusseil mehrere Centimeter tiefe Rinnen in den harten Stein geschliffen.

Oft genug freilich werden die Felsen doch so steil, daß jeder Pfad aufhört. Dann laufen die Kulis hinab zur Dschunke, steigen



Modell einer Dschunke (Itschang).

ein und rudern mühsam gegen den Strom weiter, bis ein neuer Pfad erreicht ist.

Thalabwärts fahren die Dschunken dagegen in der Mitte des Stromes, sie lassen sich von der raschen Strömung treiben, und die Trekker hocken gemütlich auf dem Verdeck und singen dort zu ihrem Vergnügen.

Sechs Meilen oberhalb des Eingangs der Itschang-Schlucht liegt das kleine Dörfchen Pingschanpah, eine schmale Häuserreihe,



Die Itschang-Schlucht des Yangtsekiang bei Pingschanpaß

eingeklemmt zwischen Strom und Felsenwand. Hier befindet sich eine Zollstation; ein Europäer, ein junger Däne, ist verurteilt, in dieser Einsamkeit verloren zu leben. Als Wohnung dient ihm ein Hausboot, das am Ufer verankert liegt. Jetzt stand er in seiner Thür und begrüßte mit lebhaftem Taschentuchschwenken den Dampfer, diesen rasch wie eine Erscheinung an ihm vorübergleitenden Boten seiner heimatlichen Civilisation.



Höhlenbewohner am Yangtsekiang.

Bald hinter Pingschanpah macht das Thal eine plötzliche, nahezu rechtwinklige Wendung. Die Schlucht sieht daher hier völlig geschlossen aus, wilde Felsenwände starren ringsum gen Himmel, und es erscheint unerfindlich, wie wir weiterkommen sollen. Zur Warnung für die fortwährend den Fluß herabkommenden Dschunken ließ die „Suihsiang" ihre starke Dampfpfeife ertönen; in großartigem, langnachhallendem Echo gaben die Felsen den ungewohnten Laut zurück. Dann fuhr das Schiff mit eleganter Wendung um die scharfe, bei der Enge des Flusses nicht ungefährliche Ecke und drang nun in den zweiten Teil der Itschang-Schlucht ein.

Dieser ist noch enger als der erste, und die Felsen werden zugleich immer gewaltiger und bizarrer. Höhlen durchsetzen vielfach den Kalk. In manchen von ihnen haben sich Steinbrucharbeiter fast wie die alten „Cliffdweller" von Arizona in den Klüften

des Coloradothals angesiedelt, und ihre Herdfeuer rauchen zwischen dem Gestein. (Abb. S. 363).

Gegen den oberen Uferrand hin nimmt dieses barocke Gestaltungen an, ähnlich den Bildungen der Sächsischen Schweiz. So sah ich einen natürlichen Brückenbogen gleich dem Prebischthor in luftiger Höhe sich frei über eine mit Grün erfüllte Schlucht schwingen.

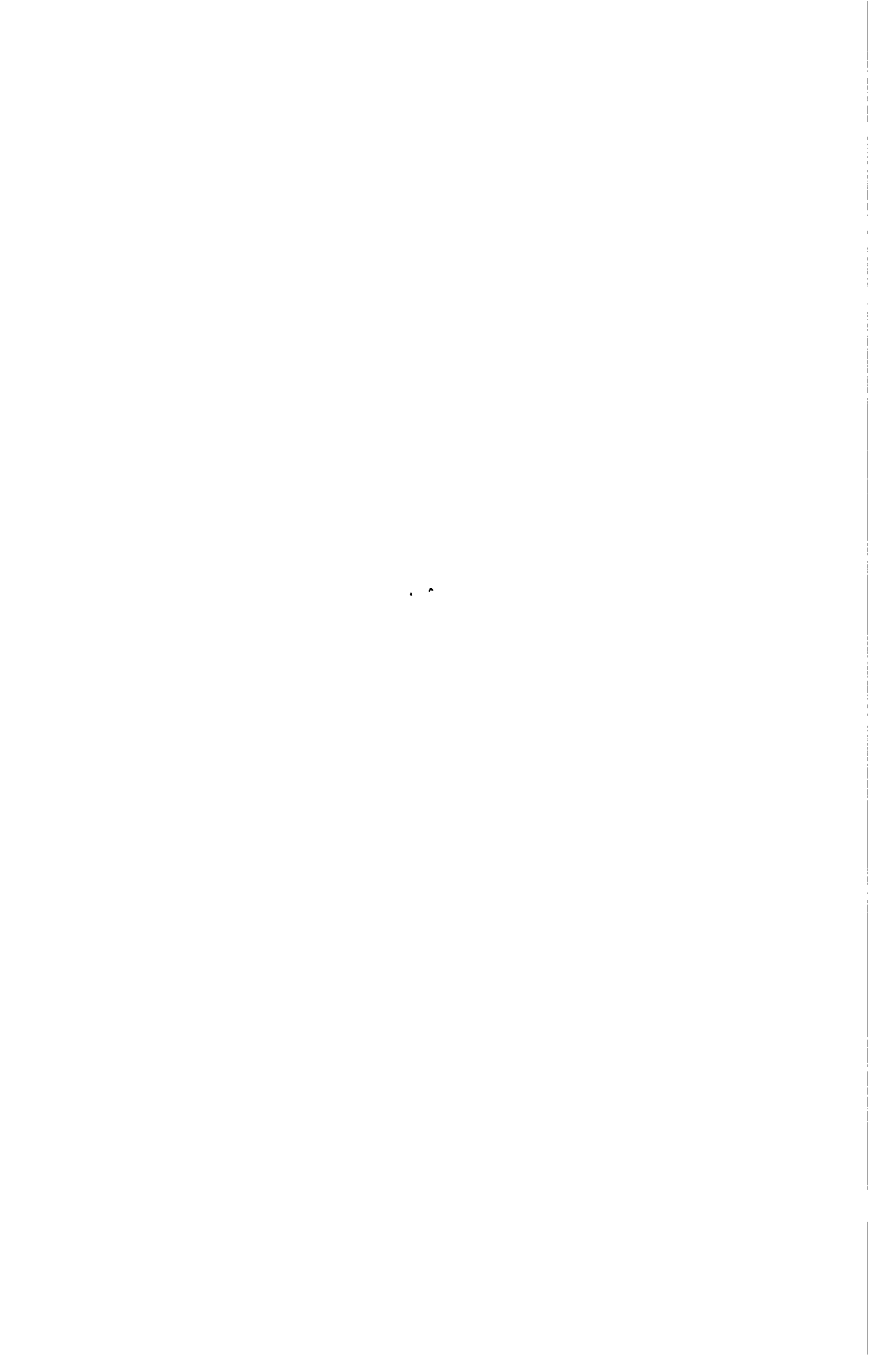
Eins der imposantesten Gebilde ist die „Himmelsnadel", ein Riesenfels von mehreren hundert Metern Höhe, der kegelförmig wie die Spitze eines gigantischen Münsters emporsteigt.

Ebenso plötzlich aber, wie sich der Eingang der Gorge gezeigt hatte, trat uns ihr Ende entgegen. Die Felsen, deren phantastische, den Dolomiten der Alpen sehr ähnliche Zinnen jetzt reichlich 1000 m über dem Wasserspiegel aufragten, thaten sich auseinander, und an Stelle der Engschlucht dehnte sich ein wohl eine Meile breites Thal von vollständig anderem Typus aus. Die weicher ansteigenden Thalgehänge waren mit Vegetation bedeckt, Laub-, Nadelholz und Wäldchen dichter Bambus; Schlängelpfade stiegen die Höhen hinan, größere Ansiedelungen, Tempel, Klosterbauten winkten hier und dort zwischen dem Grün, reizvoll auf steilen, vorspringenden Felsen gelegen. Die Thalsohle aber war von einem wilden Granit- oder Gneisgetrümmer erfüllt.

Mit dieser plötzlichen Ablösung des Kalks durch das Urgestein hängt unzweifelhaft auch der Wechsel der Landschaft zusammen. Es war ganz überraschend, wie jetzt das Bild des Flusses den Stromschnellen des Nils oberhalb Assuans glich, wo ja auch jene breite Zone von Granit von dem Flusse durchbrochen werden muß. Zahllose Gneisklippen von den verschiedensten Größen wurden von dem vielfach geteilten Strom umspült. Das in rauhe Spitzen und Zacken zerrissene Gestein glänzte wie poliert und war hart wie Stahl, so recht geeignet, um das stärkste Schiff beim Anprall wie Glas zu zertrümmern. Die Durchfahrt zwischen diesen Klippen erforderte die angespannteste Aufmerksamkeit. Bei der außerordentlichen Unregelmäßigkeit des Flußbettes konnte unmittelbar neben einer Tiefe von zwanzig und mehr Metern ein Felszacken bis nahe an die



Granitthal oberhalb der Itschang-Schlucht



Oberfläche reichen. Wirklich sah ich an einer Stelle des Stroms, wo sonst ringsum breites, freies Wasser schien, eine kleine Felszacke etwa einen Fuß hoch mitten aus dem Wasser aufragen. Ein Steigen der veränderlichen Flut um nur einen halben Meter mußte das Gebilde unsichtbar machen; und wieviel ähnliche konnten bei dem gegenwärtigen Wasserstande gerade eben unsichtbar sein?

Die ruhige Sicherheit aber, mit welcher Kapitän Breitag das Schiff vorwärtsleitete, ohne daß es auch nur seine Schnelligkeit verringerte, ließ uns zu einem Gefühl wirklicher Besorgnis nicht kommen. Und in der That, für einen Schiffsführer, der mit scharfem Blick aus der Bewegung und Färbung des Wassers die Beschaffenheit des Grundes herausfühlt, der feste Nerven hat und die Eigenschaften seines Schiffes völlig kennt, ist hier auf den Strecken, wo das Wasser ruhig fließt, noch nichts Ernsthaftes zu fürchten. Die wirkliche Gefahr beginnt erst bei den „Rapids", den Stromschnellen.

Innerhalb dieses Gneisthals, ungefähr dreißig Meilen oberhalb von Itschang liegt die unterste dieser Schnellen, der „Tatungtan."

Der Dampfer „Pioneer", der im vergangenen Sommer, allerdings bei Hochwasser, die gleiche Fahrt machte, hatte hier einen ganzen Tag liegen müssen, ohne hinüber zu kommen. Seine Maschinen hatten nicht ausgereicht, die Kraft die Stromes zu überwinden, er mußte endlich am Drahtseil hinübergezogen werden.

Mit welcher Eleganz unsere „Suihsiang" diese Schnelle nahm, mag man daraus ermessen, daß ich im Salon saß, um in mein Tagebuch Eintragungen zu machen, als plötzlich jemand hineinrief:

„Wollen Sie sich denn den „Tatung" nicht ansehen? Wir sind ja schon beinahe hinüber."

Wahrhaftig, ein Blick durchs Fenster zeigte mir wild brausende Wellen rings um das Schiff, wir waren mitten im Strudel, und ich hatte es nicht gemerkt!

Die Stromschnelle entsteht hier dadurch, daß eine Anzahl größerer Granit-Inseln das Strombett verengen. Das Wasser drängt

sich in verschiedenen Armen zwischen ihnen mit solcher Kraft hindurch, daß es, gerade wie im Nil bei Assuan, oft eine gewölbte Oberfläche hat. Pfeilschnell schießen die thalwärts fahrenden Dschunken zwischen den Klippen hindurch, und Trümmerwerk, das hier und dort an den Felsen hängt, kündigt an, wie oft sie dabei gegen die Felsen geschleudert werden.

Höchst verdienstvoll ist es daher von der chinesischen Regierung und ein Beweis, wie groß die Wichtigkeit des Yangtse-Verkehrs für dies Reich ist, daß hier und an all den übrigen besonders gefährlichen Stellen des Stroms eine Anzahl chinesischer Rettungsboote bereit liegt: kleine, rot angestrichene Ruderboote, die außerordentlich geschickt gehandhabt werden. Die Regierung zahlt pünktlich für jeden Geretteten eine gewisse Summe, und daher ist diese öffentliche Einrichtung eine von den wenigen in China, die tadellos arbeiten. In früheren Zeiten soll es freilich infolge einer Ungeschicklichkeit oder vielleicht in irgend einem Zusammenhange mit religiösen Vorstellungen eine Zeit lang die Bestimmung gegeben haben, daß für einen Toten etwas mehr gezahlt wurde als für einen Lebendigen. Die Folge davon war, daß die „Rotboote", wie sie im Volksmunde heißen, zwar ebenso eifrig nach der Unglücksstätte eilten, aber die im Strome treibenden Schwimmer sorgfältig so lange untertauchten, bis sie ertrunken waren. Dann brachten sie die Leichname wohlbehalten ans Ufer.

Die aufwärts fahrenden Dschunken haben an den Schnellen eine harte Arbeit. Sie müssen, weil sie gezogen werden, hart am Ufer entlang fahren, wo der Strom besonders gefährlich ist. Ihre gewöhnliche Kuli-Mannschaft reicht zum Hinüberschaffen bei weitem nicht aus. Es müssen Hilfskräfte angenommen werden; bei den ganz großen Dschunken oft an hundert Leute. Ganze Trekkerdörfer haben sich daher längs der Schnellen angesiedelt.

Es ist ein interessantes Schauspiel, ein solches Hinüberseilen mit anzusehen. Wenn die Dschunke am Fuße des Falles angekommen ist, so pflegt sie durch einen Böllerschuß die gefährliche Fahrt feierlich einzuleiten; vielleicht soll auch irgend welche Einwirkung

auf die Flußgötter damit ausgeübt werden. An langen, neuen Bambusseilen — die am Ufer stets in Mengen zum Verkauf stehen — zieht die Herde der Trekker und setzt sich dabei gegenseitig durch Gesang und allerlei wilde Schreie in eine künstliche Aufregung, die sie verhindert, auch nur einen Augenblick in ihrer Arbeit nachzulassen. Währenddessen tönen von der langsam, ganz langsam die schäumenden Wasserberge aufwärtsgleitenden Dschunke unablässig dumpfe Trommelschläge, Signale, mittels deren man sich über die tosende Flut hin verständigt und die Bewegung lenkt. Das Überschreiten einer solchen Stelle ist für die größeren Dschunken in der Regel die volle Arbeit eines Tages.

Wir dagegen, die wir mit eigener Kraft fuhren und unabhängig vom Ufer waren, konnten die Mitte des Stromes wählen, wo das Bett am breitesten ist und infolgedessen die Wirbel am geringsten sind, und glitten mit der Kraft unserer Maschinen stolz und mühelos über den „Tatung" hinweg; in zehn Minuten hatten wir die Felsengruppe passiert, und der breite Fluß zog wieder klar, glatt und tief vor uns dahin.

Ich stieg zur Brücke hinauf.

„Gratuliere, Kapitän", sagte ich, diesem die Hand schüttelnd, „die „Suihsiang" macht ihre Sache famos!"

„Gratulieren Sie heute Abend", erwiderte er lächelnd, „wenn wir den „Sintan" hinter uns haben, dies hier ist noch nichts."

Die Tatung=Schnelle lag neun bis zehn Meilen hinter uns, als die „Suihsiang" plötzlich ihre Fahrt hemmte, sich dem Ufer zur Rechten näherte und in einer Bucht ruhigeren Wassers hinter einer in den Fluß vorspringenden breiten, mit Geröll bedeckten Halbinsel Anker warf.

Die offenere Thalweitung, in die wir nach Austritt aus der Itschang=Schlucht eingetreten waren, näherte sich hier wiederum ihrem Ende. Von neuem traten die Berge nahe zusammen; vor uns lag der Eingang in die berühmte Nieoukan=Mafei=Schlucht, die trotz ihres unpoetischen Namens — die Chinesen nennen sie nach

der Gestalt einiger Felsbildungen darin die „Ochsenlunge- und Pferdeleber-Schlucht“ — für die großartigste aller Yangtse-Schluchten erklärt wird. Den Einblick in diese selbst verbarg uns noch die vorlagernde Halbinsel; nur die düsteren Mauern der Berge sahen wir über sie emporragen, so trotzig geschlossen, als sei dort die Welt zu Ende.

Daß sie es nicht war, bewies die dunkle Flut des Yangtse, die raschströmend, mit kleinen Wirbeln und Streifen, im Bogen um die Felsenecke herumgeschossen kam.

Unmittelbar hinter jener Halbinsel — und das war der Grun unseres unerwarteten Aufenthalts — lag, uns noch unsichtbar, die zweite der großen Stromschnellen des Yangtsekiang, der „Tunglingtan“, gerade im Eingang der Schlucht, und der chinesische Lotse, der in Itschang so zuversichtlich aufgetreten war, hatte erklärt, bei dem gegenwärtigen Wasserstande sei die Passage doch so schwierig, daß er unbedingt noch einen ortskundigen Hilfslotsen haben müsse.

Der Kapitän war ärgerlich über die Verzögerung, er hielt den Tunglingtan durchaus nicht für derartig gefährlich; seine Gedanken waren vielmehr schon voraus bei dem Sintan, der weiterhin im Hintergrund der Nieoukan-Schlucht lag, und den wir etwa in einer Stunde von hier erreichen sollten. Nur diesen fürchtete er ernstlich. Trotzdem entsandte er ein Boot mit dem ersten Steuermann Hinrichsen und dem Chinesen zum Ufer, wo, etwas oberhalb von unserm Ankerplatz, noch im Schutz der Halbinsel, wiederum eine der erwähnten Rettungsstationen lag.. Sie bestand aus drei oder vier kleinen, offenen, rotangestrichenen Ruderbooten und einem größeren, verdeckten, in dem der Stationsleiter hauste.

Die Erkundigungen bei diesem lauteten ungünstig; es lägen verborgene Felsen im Strom, und es sei besser, nicht weiter zu fahren. Indes ließ sich schwer feststellen, ob nicht lediglich chinesisches Übelwollen diesen Rat diktierte. Endlich gelang es doch, einen der Schiffer als Hilfslotsen zu gewinnen, allerdings erst, als ihm zugesichert war, daß man ihm weiter oberhalb in der Stadt Kweitschou den behördlichen Schutz des Kreis-Mandarins aus-



Eingang der Nieukan-Masei-Schlucht

wirken würde; andernfalls würden ihm seine Genossen die Augen ausstechen.

Während dieser Unterhandlungen hatte sich einer unserer Missionare, Herr Davidson, der als ausgezeichneter Photograph bekannt war, mit einem sehr schönen großen Apparat ans Land begeben, um die ungewöhnlich günstige Gelegenheit einer Aufnahme unseres Schiffes inmitten dieser großartigen Scenerie zu benutzen. Wir waren darüber alle erfreut und bestellten uns natürlich sämtlich Abzüge. Niemand ahnte, daß drei Viertelstunden später Platte, Apparat und die „Suihsiang" selbst in der Tiefe des Yangtse verschwunden sein sollten.

Ein Viertel vor Zwölf hatten wir geankert, etwas vor halb Eins kehrte das Boot mit Hinrichsen, der noch die Schnelle selbst in Augenschein genommen hatte, zurück, wir wanden den Anker wieder auf und drangen stromaufwärts vor.

„Na, nun ist es Zeit, die Korkwesten anzuziehen!" rief uns Hinrichsen zu — am Morgen dieses Tages war in jede Kabine eine solche gelegt worden —, er that das aber so lachend, daß wir es für einen Scherz hielten.

Ich habe eine kleine Skizze der Örtlichkeit beigefügt, die nachträglich aus dem Gedächtnis entworfen wurde und daher keine kartographische Genauigkeit beansprucht, aber zum Verständnis der Vorgänge beitragen wird. Der Leser sieht darauf unseren Ankerplatz und die Richtung, in der wir um die Halbinsel herumfuhren (Abb. S. 370).

Vorn auf dem Vorderdeck standen wir fünf: die Kapitäne Napier und Bécue, Herr de Luca und Herr Wilton, ein junger englischer Beamter aus Itschang, der als Konsul nach Tschungking gehen wollte, und ich in einer Reihe, um die Fahrt zu verfolgen. Das landschaftliche Schauspiel war wundervoll. In dem Maße, wie wir um die Halbinsel herumbogen, entrollte sich der Einblick in die majestätische Schlucht. Wirklich, das übertraf doch an erhabener Großartigkeit noch bei weitem, was uns die Itschang-Gorge geboten hatte! Düster, schwärzlich-blau wuchsen die Wände aus der Flut empor, zur Linken in völlig senkrechter, anscheinend sogar

überhängender Kluft, zur Rechten kaum minder steil. In einiger Entfernung machte die Schlucht eine Biegung, so daß sich dort die dämmerig-blauen Berge zu schließen schienen. An dem schmalen Bande Himmel, das über den Thalwänden hing, blickte zwischen den grauen Wolkenfetzen hier und dort ein Fleckchen Blau hervor. Allein das helle Tageslicht, das von dort herabströmte, blieb an den oberen Felspartien haften; in die schattige Tiefe drang es nur gedämpft hinab, und fast schwarz an Farbe kam der Fluß herangezogen. Das Ganze war ein Bild, so düster erhaben, wie sich die Phantasie den Wandel des Acheron durch die Klüfte der Unterwelt ausmalen mag. — Daß am Eingang dieser Welt der Tunglingtan und weiterhin in der Ferne der noch unsichtbare Sintan wie geheimnisvolle Ungeheuer auf uns lauerten, stimmte wohl zu dieser Vorstellung.

a Halteplatz des Schiffes
b Verborgene Klippe
c Standort der Rettungsboote
Stromschnelle
Richtung der Schiffsbewegung

Obwohl nun der Kapitän den Tungling etwas mißachtet hatte, so ließ sich doch schon von weitem erkennen, daß er so leicht wie der Tatungtan nicht zu nehmen sein würde. Eine rundliche, dunkle Felseninsel ragte ziemlich genau aus der Mitte des Strombettes auf, um die der Fluß in zwei Armen herumfloß. Den rechten (linker Hand von uns) machte eine Anzahl kleinerer Klippen und Zacken, die das Wasser in schäumenden Wirbeln aufrissen, unfahrbar; der andere dagegen quoll in breiter, einheitlicher Masse über eine verborgene Felsstufe, mit so reißender Strömung freilich, daß wir zweifelnd einander ansahen. War es möglich, daß ein Schiff mit eigener Kraft dort hinaufkletterte?

Hinreichende Tiefe schien ja vorhanden zu sein; nur gegen das Ufer rechter Hand verrieten Wasserwirbel die Anwesenheit unsichtbarer Klippen.

Um die Stromschnelle in ihrer Mitte zu fassen, mußten wir, wie das Kärtchen zeigt, eine S-förmige Biegung ausführen, ein Manöver, dessen Schwierigkeit in dem wildströmenden Wasser auch dem Laien einleuchtete. Der Kapitän hatte zu dem Lotsen und dem gewöhnlichen chinesischen Steuerer auch noch den ersten Steuermann Hinrichsen mit auf die Brücke beordert; dieser überwachte die Bewegungen des Ruders, er selbst hatte die Hand an dem Maschinen-Apparat. Mit stummen Fingerzeigen gab der Lotse die Fahrtrichtung an. Langsam glitt die Felseninsel, wie eine riesige Schildkröte, näher und näher heran; stärker und stärker brauste die schwärzliche Flut um den Bug unseres Schiffes, das, mit bester Cardiffkohle zur höchsten Kraftleistung angespannt, von der mächtigen Arbeit seiner Räder leise erzitterte, wie ein lebendiges Wesen in höchstgesteigerter Muskelanspannung. Schon tönte deutlich das schwere breite Rauschen der eigentlichen Stromschnelle zu uns heran — es waren Minuten von wundervoller Spannung, von einer Konzentration des Lebensgefühls, wie ich sie auch auf dieser so ereignisreichen Weltumwanderung nur selten erlebt hatte.

Da! — was war das!? — Ein dumpfes Krachen, ich weiß nicht, ob gehört oder gefühlt — das Schiff erbebt in seinem ganzen Körper und steht plötzlich still — — — wir sind gegen einen verborgenen Felsen gerannt! So heftig, daß zwei meiner Nachbarn zu Boden gefallen sind. — —

Ich will im folgenden versuchen, genau meine Empfindungen während der Katastrophe zum Ausdruck zu bringen, und da muß ich nun sagen, daß mein erstes Gefühl bei diesem Stoß durchaus nicht das des Schrecks war. Das Bewußtsein war ja auf Zwischenfälle gefaßt, und daß ein ernstlicher Schade geschehen sei, kam mir zunächst noch gar nicht in den Sinn. Es war nur eine Empfindung des Ärgers, daß etwas Störendes eintrat, was uns vielleicht eine Weile aufhalten würde, ähnlich wie das mehrfache Anrennen zwischen Hankou und Itschang uns aufgehalten hatte.

Unmittelbar nach dem Stoß hatten die Maschinen gestoppt;

langsam trieb das Schiff von der Stelle ab. Dann aber begannen die Räder wieder zu arbeiten, und mit einer etwas stärkeren Wendung nach links bewegte sich die „Suihsiang" von neuem voraus.

„Kommen Sie doch her!" rief ich, nach hinten gewendet, meinen Freunden zu, die — besser als ich wohl die Natur des Stoßes beurteilend — zu ihren Kabinen gelaufen waren und dort in zweifelndem Abwarten standen, „wir fahren ja schon wieder weiter!" Und als ich dabei auf dem Hinterdeck die Missionare mit verstörter Hast sich die Korkwesten über ihre chinesischen Kaftane binden sah, dachte ich bei mir: „Du lieber Gott, habt Euch nicht!" Dann wandte ich mich von neuem dem Schauspiel vor mir zu.

Jetzt aber erfolgte plötzlich ein zweiter Stoß; allerdings sehr viel schwächer als der erste, allein er gab doch auch mir nun das Gefühl, daß dies Fahrwasser höchst unheimlich sei und die „Suihsiang" wohl hier werde umkehren müssen.

„Wie schade, wie schade!"

Wirklich hört die Vorwärtsbewegung wieder auf, die Räder stehen, wir treiben zurück, rascher und immer rascher. Von neuem mich umschauend, gewahre ich jetzt, daß ich ganz allein auf dem Verdeck bin; ich neige mich über Bord und sehe, daß die Wasser des Yangtse schäumend über die Radkästen quellen — wir haben also wirklich ein Leck und sinken — sinken rasch!

Auf Grund der Beobachtungen von Offizieren und Mitreisenden, die ich später sammeln konnte, ist die Ursache der Katastrophe der „Suihsiang" folgende gewesen: Um jene scharfe Rechtsdrehung des Schiffes oberhalb der Geröllhalbinsel herauszubekommen, die nötig war, das richtige Fahrwasser zu erreichen, benutzte der Kapitän zur Unterstützung des nicht ausreichenden Steuers die Hilfe der Maschine, indem er das rechte Schaufelrad hemmte und nur das linke gehen ließ. Dadurch verlor das Schiff zu viel an Fahrt; der 8—10 Meilen starke Strom faßte es vorn am Backbord und drückte es nach rechts

aus der Richtung. Hierbei rannte es nun mit der Steuerbordseite auf jenen verborgenen Felsen. Ob dessen Lage den Lotsen vorher genau bekannt gewesen ist, läßt sich schwer feststellen. Jedenfalls machten sie kurz vorher mit ihren Händen so widersprechende Bewegungen, daß der Steuerer vollständig verwirrt wurde und der Kapitän zu Hinrichsen sagte: „Du, faß doch das Steuer mit an!“ Ehe dieser aber wirksam eingreifen konnte, war der Stoß schon geschehen. In diesem Augenblick erst, d. h. als es zu spät war, wiesen die Lotsen, leidenschaftlich durcheinander schreiend, nach der Backbordseite hinüber.

Der Kapitän war nun zuerst wirklich, ebenso wie ich, nicht der Meinung gewesen, daß der Schaden ernstlich sei, und machte deshalb, als das Schiff wieder abgekommen war, den Versuch, von neuem vorzudringen. Sehr bald aber erreichte ihn die Nachricht, daß das Wasser stromweise in den Schiffsraum eindringe. Der Stoß scheint an der Steuerbordseite tief unten den Schiffsboden auf eine ziemliche Strecke hin aufgeschlitzt zu haben, so daß das Wasser gleichzeitig in mehrere Abteilungen einbrach. Aus den Kohlenbunkern kam es dann in den Maschinenraum gestürzt.

Sobald Breitag diese Sachlage bekannt war, versuchte er nur noch, das Schiff so rasch wie möglich auf den Strand zu setzen. Allein auch dies Manöver mißlang, einmal, weil das Fahrzeug vorn rasch sank und dadurch sehr bald das Steuer hinten aus dem Wasser herauskam, zweitens weil die steigende Flut das Feuer in den Maschinen auslöschte. So war unser Schiff nach wenigen Minuten nur noch ein hilflos treibendes Wrack.

Gleich nach dem ersten Stoß war aber etwas eingetreten, was sehr bezeichnend für die Pflichttreue einer chinesischen Schiffsmannschaft ist. Sofort stürzte alles, was an chinesischen Matrosen und Heizerpersonal in der Nähe war, zu unseren beiden Rettungsbooten, ließ sie zu Wasser und entfloh damit, ehe es gehindert werden konnte. Sogleich aber vollzog sich von selbst, wenigstens für das eine der Boote, die Rache. Während es noch unmittelbar in der Nähe der Radkästen war, erfolgte jenes versuchsweise Wieder-

angehen des Schiffes. Dabei schlugen die mächtigen Paddeln das Boot sofort um, und sämtliche Chinesen ertranken; der umgestürzte Kahn und die Leichen trieben gemeinsam den Fluß hinunter.

Dies alles geschah im Handumdrehen, noch ehe der zweite schwächere Stoß erfolgt war.

Wir trieben jetzt ziemlich dicht an der vorher umfahrenen Geröllhalbinsel vorüber, und der Kapitän versuchte, dort Anker zu werfen. Der erste Steuermann selbst stürmte die Treppe hinab, rief vergebens nach Hilfsmannschaft und löste schließlich, so rasch er konnte, allein die Ankerwinde. Das schwere Eisen rasselte zur Tiefe, aber — es faßte auf dem Steingrunde nicht; unheimlich leitete die Kette das dumpfe Knattern herauf, mit dem der Anker unten über den harten Felsboden glitt.

Gleichzeitig hatte der erste Maschinist, ebenfalls eigenhändig — auch hier war das chinesische Personal sofort nach oben geflüchtet — die letzten Befehle des Kapitäns an der Maschine auszuführen versucht, dann jedoch, als die Feuer ausgelöscht waren, die Ventile im Kessel geöffnet, so daß der aufs höchste gespannte Dampf in weißer, zischender Säule durch die Schornsteine entwich.

Inzwischen war man sich aber auf der chinesischen Rettungsstation über den Vorfall klar geworden; wie der Blitz sausten die roten Sampans heran; von der unteren Galerie des Hinterschiffs sprangen die Passagiere teils in die Boote, teils daneben ins Wasser und wurden dann aufgefischt. Schon sah ich das erste Boot vollbeladen dem Strande zueilen. Auch jetzt noch müßte ich aber etwas Unrichtiges sagen, wenn ich behaupten wollte, daß ich besondere Aufregung empfunden hätte. Ich ging ohne Hast in meine Kabine, legte mir die Schwimmweste um, steckte ein Portefeuille mit wichtigen Papieren aus einem am Riegel hängenden Rock in die Jacke, die ich trug, faßte meine immer griffbereit liegende Ledertasche mit den Tagebüchern, und da es draußen wieder regnerisch aussah, nahm ich auch den Waterproofmantel über den Arm; dann stieg ich hinab zur unteren Galerie. Wenn ich diese, ich möchte sagen wissenschaftlich objektiven Beobachtungen über meinen Seelen-

zustand mitteile, so thue ich es in dem Vertrauen, daß der Leser mich richtig versteht und nicht denkt, daß es mir darauf ankommt, mich besonderer Kaltblütigkeit zu rühmen. Im Gegenteil, ich glaube nach mehrfachen ähnlichen Erfahrungen, daß die Ruhe in der Gefahr selbst gerade der gewöhnliche Zustand bei einem normalen Menschen ist. Die verschiedenen schrecklichen Möglichkeiten, die eintreten könnten, überlegt man sich erst nachher; in den Augenblicken selbst denkt man nur daran, zweckmäßig zu handeln, und hat dabei das instinktive Gefühl, daß Ruhe die erste Notwendigkeit ist. Etwas Anderes muß es ja wohl sein, wenn durch besondere Umstände jene fürchterliche, blitzartige Furchtansteckung innerhalb einer entsetzten Masse eintritt, die man Panik nennt. Das habe ich, Gott sei Dank, noch nicht mitgemacht.

Auch hier kam es nicht dazu. Doch fand ich unten im Schiff jetzt immerhin ein angstverwirrtes Getriebe. Die noch immer zahlreichen Chinesen unserer Bedienung, wie Stewards, Köche, Kohlenzieher u. s. w. fingen an den Kopf zu verlieren. Mit wildem Geschrei drängten sie sich zu den Booten und zwar hochbepackt mit all ihren wertlosen Siebensachen, die sie durchaus retten wollten. Sie verstopften damit die Gänge und brachten die ganze Bewegung zum Stocken. Ich traf unten mit Napier und Bécue zusammen. Wir warfen uns dazwischen und entrissen den Nächsten die überflüssigen Kolli; sie selbst, herrschten wir sie auf Pidgin-Englisch und mit der Gebärdensprache an, könnten sich retten, soviel sie wollten, aber mit ihrem Kram die Boote überladen, das ginge nicht. Gott sei Dank, es half; sie warfen ihre Sachen hin und kletterten ohne sie über die Brüstung, um in die Boote hinabzuspringen. Ich that das nun auch und kam, auf die Köpfe zweier Zopfträger fallend, ganz wohlbehalten unten an.

Schon aber war das Boot fast zum Sinken überladen, und immer noch sprangen neue nach. Dies war nun eine wirklich recht ernsthafte Gefahr. „Abstoßen, abstoßen!“ schrieen wir von unten. In diesem Augenblick sehe ich die Gestalt des Kapitäns sich durch die Menge Bahn brechen und mit starker Faust die unvernünftig

Hinzudrängenden zurückhalten, bis unser Boot vom Schiffe frei und von einem anderen, eben ankommenden abgelöst war.

Immer wird mir dieses letzte Bild der schönen, kraftvoll schlanken Figur Breitags in der Erinnerung bleiben, wie er, in der eleganten, schwarzen Kleidung, die er zu tragen liebte, frei an der Außenkante der Reeling stand und, den einen Arm um einen eisernen Stützpfeiler geschlungen, die Rettungsarbeiten dirigierte. Er selbst hätte in diesen Minuten ganz ebensogut wie wir hinunterspringen können; er that es aber nicht, sondern blieb an Bord, bis nichts mehr zu retten war.

Ohne Unfall brachte uns das Boot an das Ufer, ziemlich genau der Stelle gegenüber, wo wir vor einer halben Stunde geankert hatten. Die Uferhöhe hinaneilend, sahen wir dem jetzt in der Mitte des Stromes abwärts treibenden Schiffe nach. Zischend tönte das Geräusch des Dampfes herüber, der aus den beiden Schornsteinen in zwei weißen Säulen aufstieg. Schnell wurde das Fahrzeug für das Auge kleiner und kleiner, und zugleich sah man, wie das Vorderteil rascher und rascher sank und bald vom Wasser überspült wurde. Wunderlich hob sich hinten das Steuerruder und der Schiffsbauch mehr und mehr aus den Wellen. Jetzt war die „Suihsiang" schon so weit von uns entfernt, daß wir keine Menschen mehr darauf unterscheiden konnten. Wir hatten immer noch gehofft, sie würde irgendwo ans Ufer getrieben werden, jedoch die Strömung riß sie immer wieder in die Mitte hinein. Und dann begab sich etwas Schreckliches. Mit zunehmender Raschheit tauchte das Vorderteil unter; zuletzt stand das ganze Schiff — ein schauerlich seltsamer Anblick — buchstäblich senkrecht auf dem Kopf, die vordere Hälfte war unter Wasser verschwunden, die hintere ragte gerade hoch in die Luft, so daß die Schornsteine wagerecht lagen.

In diesem Momente glaubten wir aufschäumende Wellen und weiße Dampfwolken um den fernen Schiffsrumpf zu sehen, ein dumpfes Dröhnen wie von einer Explosion erscholl herüber, und langsam glitt das Schiff senkrecht in die Tiefe — binnen wenigen Augenblicken war alles verschwunden! Ruhig wälzte der Fluß

seine dunklen Wasser thalwärts durch die seltsame Felsenwelt, und keine Spur zeigte sich mehr auf ihnen von dem stolzen, schönen, starken Schiff, das vor einer Stunde denselben Weg aufwärts gedampft war.

Ich hatte gleich nach dem zweiten Stoß auf meine Uhr geschaut; jetzt sah ich wieder danach. Es war genau Eins; zwanzig Minuten nur hatte die Katastrophe von dem ersten Aufrennen auf die verborgene Klippe bis zum Versinken des Schiffes, das fast eine Million gekostet hatte, gedauert.

Hier und dort am Ufer zerstreut wanderten Gruppen der Geretteten, welche die chinesischen Sampans an verschiedenen Stellen abgesetzt hatten. Man winkte einander zu, sich zu sammeln.

Was aber mochte aus den noch zahlreichen Menschen geworden sein, die nicht in die Rettungsboote gelangt und mit der „Suihsiang“ stromabwärts getrieben waren? Zwar waren die „Rotboote“, nachdem sie uns ans Ufer gesetzt hatten, dem Schiffe nachgeeilt, allein sie hatten es noch lange nicht erreicht, als die Katastrophe erfolgte.

Mühsam wanderten wir über das weglose Steingeröll des Ufers stromabwärts, um über ihr Schicksal Sicherheit zu gewinnen. Die bei der Rettung ins Wasser Gefallenen trotteten dabei zähneklappernd auf und nieder, um sich zu erwärmen, und einer klagte dem anderen, was er bei dem Schiffbruch verloren habe. Es giebt gewisse Unbegreiflichkeiten im Leben, und dazu gehört auch die Thatsache, daß buchstäblich nicht ein einziger der Passagiere seine Habe versichert hatte. Ich auch nicht. Der größere Teil meines Gepäcks war zum Glück in Schanghai zurückgeblieben. Immerhin aber hatte ich doch unter anderem zwei Koffer mit Wäsche und Garderobe, zwei wertvolle photographische Apparate nebst allen bisherigen Aufnahmen vom Yangtse, alle meine Bücher über China, eine schöne Winchester-Büchse und etwa 240 Dollars in barem Silber eingebüßt. Allein mein Verlust war doch gegenüber manchem anderen geringfügig. Die Herren de Luca und Wilton z. B. hatten sich auf nicht weniger als drei Jahre für ihren Aufenthalt in

Tschungking mit europäischer Ausrüstung versehen. Alle diese Kisten und Büchsen lagen auf dem Boden des Yangtse. Verschiedene der Missionare hatten überhaupt all ihren irdischen Besitz verloren. Einer hatte sich in jahrelanger Entbehrung ein Piano erspart, das ihn unten im Schiffsraum mit in die Einsamkeit begleitete; ein anderer — und das war wohl der schlimmste Fall — sah alle seine Aufzeichnungen über 23 Jahre hindurch fortgesetzte Reisen und Beobachtungen im fernen Westen Chinas versinken. Er war mit der Absicht nach Tschungking zurückgekehrt, jetzt ein Buch über die Provinz Szetschwan als Lebenswerk zu schreiben. Wahrlich, da war es kein Wunder, wenn man hier und da Thränen in den Augen dieser Männer erblickte.

Eine Meile mochten wir so etwa abwärts gewandelt sein, als wir endlich von fern eine Gruppe geretteter Passagiere uns entgegenkommen sahen. Es waren die Letzten der „Suihsiang“. Sie hatten sich, während das Schiff abwärts trieb und vorn immer mehr sank, auf dem Hinterdeck zusammengeschart. Mehrfach waren chinesische Dschunken an ihnen vorübergefahren, keine einzige aber hatte auf ihre Hilferufe beigedreht; kaltherzig hatten die Insassen sie ihrem Schicksal überlassen. Endlich hatte sich das Schiff so hoch aufgekippt, daß ein Verweilen nicht länger möglich war. Jetzt gab der Kapitän das Zeichen, ins Wasser zu springen, um nicht von dem sinkenden Schiff mit hinabgerissen zu werden. Während aber die meisten, des Schwimmens unkundig, noch unschlüssig zaudernd sich anklammerten, erfolgte der letzte Moment.

Ob wirklich eine Explosion der Kessel stattgefunden, war nicht ganz klar, aber ein dumpfes Dröhnen und Brausen betäubte die Ohren, weißer, zischender Dampf umhüllte alles; dann verschwand das Schiff unter ihren Füßen in den Wellen.

Jetzt indessen trat ein wunderbarer Glückszufall ein. Während noch die meisten hilflos wie Pudel im Wasser paddelten, kam plötzlich aus der Tiefe mitten unter sie das Kabinenhaus des Hinterdecks heraufgeschwommen, das sich, wohl durch den Auftrieb der eingeschlossenen Luft, vom Verdeck gelöst hatte. An ihm klammerten sich

die Geängstigten an. Wenige Minuten nachher kamen die chinesischen Rotboote heran und fischten sie aus dem Wasser auf. Einige der noch an Bord gesehenen Chinesen fehlten, alle Europäer aber waren zur Stelle; nur Hinrichsen noch nicht und der Kapitän.

Endlich fanden wir hinter einem Felsvorsprung auch den ersteren von beiden. Welch ein Bild aber bot er dar! Der schöne, große Mann, dessen heitere, ruhig sichere Art ihm alle zu Freunden gemacht hatte, schien durch das Unglück seines Schiffes völlig gebrochen; das Haar hing ihm wirr ins Gesicht, seine nassen Kleider schlotterten um die vor Frost und Aufregung bebenden Glieder, und aus dem langen Vollbart tropfte das Wasser.

„Sind alle gerettet?“ rief er uns hastig entgegen.

„Ja, wenigstens alle Europäer. Aber wo ist der Kapitän?“

„Der Kapitän? Ja, der ist weg, der liegt da unten!“

„Was! Breitag ertrunken? Aber das ist ja undenkbar!“

So riefen wir, wie von einem Donnerschlag betäubt, durcheinander. Wie war denn das möglich? Dieser Mann mit den eisernen Muskeln, der als einer der besten Schwimmer bekannt war, sollte allein umgekommen sein, während alle anderen, von denen die Mehrzahl nicht schwimmen konnte, gerettet worden waren?

Und doch blieb es dabei. Hinrichsen erzählte, wie der Kapitän noch im letzten Augenblick neben ihm auf der Reeling gestanden und zu ihm im Schifferjargon gesagt habe:

„Nu is 't Tid, Hinrichsen, wi möht nu jumpen (springen)!“

Dann sei er vorangesprungen, und Hinrichsen habe ihn noch, ehe er selbst ins Wasser sprang, mit ruhigen, kräftigen Stößen dem Ufer zuschwimmen sehen.

Angekommen ist er dort nicht. Vielleicht, daß ihn ein Schlag gerührt, vielleicht daß ihn ein Wirbel in die Tiefe gezogen — vielleicht auch, und das war damals die vorherrschende Meinung, daß er nicht hatte gerettet sein wollen.

Ernst und still unter dem Eindruck dieses erschütternden Abschlusses ratschlagten wir, was nunmehr zu thun bleibe. Ein Teil

der Reisegesellschaft, eine Anzahl der zuerst ans Land Gekommenen, hatte bereits eine Dschunke mieten können und war damit, ohne sich um die übrigen zu kümmern, stromabwärts davongefahren. Wir anderen teilten uns jetzt, um ebenfalls Fahrgelegenheiten zu suchen. Kapitän Bécue, ein Missionar Wilson, der zum großen Glück für uns chinesisch sprach, und ich bildeten nebst einigen unserer chinesischen Stewards vom Schiff eine dieser Abteilungen. Vergeblich riefen wir die vielfach auf dem Strom abwärts treibenden Dschunken an, uns mitzunehmen; ohne Antwort fuhren sie vorüber. So wanderten wir in dem feinen, kalten Regen, der zu fallen begann, Meile für Meile stromab, auf einem schlüpfrigen Kletterpfade, der oft hoch die Felsenwände hinauf und dann wieder zum Ufer abwärts stieg; an Chinesenhütten vorbei, die so schmutzig oder von so finster blickendem Gesindel bewohnt waren, daß sie vom Verweilen abschreckten. Endlich trafen wir eine Art kleinen Marktfleckens, dessen malerische Lage uns schon bei der Fahrt stromaufwärts angezogen hatte. Wie ein italienisches Bergnest lag er mehr als hundert Meter hoch enggedrängt auf einer vorspringenden Felsnase. Neugierig scharte sich das Volk in dichten Haufen um uns, als wir die kleine, gepflasterte, aber doch schrecklich schmutzige Straße betraten.

Hier gelang es endlich unserem Missionar, in langwieriger Unterhandlung, eine Dschunke für Jtschang zu mieten. Heute indessen, hieß es, sei es schon zu spät, die Fahrt über den Tatungtan abwärts könne bei diesem Licht nicht mehr gewagt werden.

So blieb uns denn nichts übrig, als in einem kleinen, finsteren Theehause über Nacht zu bleiben. Jn dem mit gestampfter Erde belegten Hauptraume saßen wir, in unsere Mäntel gehüllt, die durchweichten Füße an einem Kohlenbecken trocknend, während in dichten Gruppen die Chinesen der ganzen Nachbarschaft um uns herumhockten, uns anstarrten und ihre Bemerkungen über die Fremdlinge machten. Etwas unheimlich wurde uns dabei doch zu Mute, als unser Missionar uns mitteilen konnte, das Gespräch wende sich auf die Vorgänge im Norden. Sie schienen nur sehr mangelhaft darüber unterrichtet, hatten aber doch gehört, daß ihr Kaiser von den

Europäern schlecht behandelt worden sei. Einer der Chinesen wandte sich zuletzt an uns mit der Frage, ob denn das wahr sei. Natürlich fuhren wir auf unseren Missionar los: „Herr, der Teufel soll Sie holen, wenn Sie uns jetzt nicht herauslügen!“ Und so beeilte sich denn der gute Wilson, den Chinesen zu versichern, daß sie ganz falsch berichtet sein müßten; kleine Mißverständnisse wären offenbar aufgebauscht worden, längst seien diese aber vorüber, und eitel Freundschaft und Wohlwollen herrsche auf beiden Seiten, so daß es eine helle Freude sei.

Wir bekamen inzwischen ein altes mageres Huhn, das wir uns mit Reis kochen ließen. Leider war aber außer der Reisbrühe nichts davon zu genießen. So nährten wir uns denn von ein paar kleinen, süßlichen chinesischen Kuchen, die mit Mohnkörnern bestreut waren, und tranken Samschu, chinesischen Schnaps, dazu. Endlich war es so weit, daß einer nach dem andern von den Chinesen seine Pfeife ausklopfte und nach Hause ging; die Thüren der Herberge wurden geschlossen, und wir legten uns auf zwei tischartige Brettergestelle, in unsere Mäntel gewickelt, zum Schlummer nieder. Wie dieser auf der Marterbank ausfiel, und mit welcher Freude wir das Wiederaufleuchten des Tages durch die zugigen Ritzen unserer Hauswände verfolgten, kann man sich denken.

Gegen sechs Uhr pochte es am Thor, die Bootsleute erschienen, wir beglichen unsere kleine Rechnung — zum Glück hatte ich noch ein paar Dollars in der Tasche gehabt — und kletterten dann zu dem Boote hinab.

Glatt ging die Fahrt von statten, ohne Zwischenfall schossen wir einige Meilen unterhalb über die brausenden Wasser der Tatung-Stromschnelle thalwärts.

Es mochte etwa zehn Uhr sein, als wir uns einem großen Dorfe am rechten Ufer näherten, um dort den Versuch zu machen, ein paar Eier zu erhalten. In diesem Augenblick sehe ich in der Ferne, wo schon die Felsen zum Eingang der Itschang-Schlucht zusammentraten, ein merkwürdiges, kleines Ding auf dem Wasser heransausen, was keine Dschunke sein konnte.

„Ist's möglich, eine Steamlaunch!"

In der That, es war das kleine Dampfboot des englischen Kanonenbootes „Esk", das in Itschang liegt. Durch die gegen Mitternacht in Itschang eingetroffene erste Abteilung der Geretteten war natürlich alles in dem kleinen europäischen Settlement lebendig gemacht worden, und der Kommandant der „Esk" hatte sofort die Dampfpinasse klar machen, sie mit Mengen von wollenen Decken, mit Kognak, Kaffee, Zigarren, Brot und Konserven beladen lassen und war selbst, trotz Nacht und Regen, uns entgegengedampft. Mit Jubelgeschrei empfingen wir ihn, und ich erinnere mich nicht, daß mir je im Leben ein Topf heißen Kaffees und eine Büchse Cornedbeef so ausgezeichnet geschmeckt haben wie hier.

Während wir noch hielten, kam von oben ein zweites Boot mit einigen anderen Passagieren ebenfalls heran, und endlich trieb auch der Rest, vornehmlich von der chinesischen Schiffsbesatzung, auf einer Riesendschunke vorüber, die Hinrichsen eigenhändig mit einem großen Ruder steuerte. Er trug jetzt chinesische Kleider, was zu seinem großen, urgermanischen Vollbart wunderlich genug aussah.

Auch ihm wurde von unseren Vorräten hinübergesendet. Er verteilte dies aber gewissenhaft in kleine Portionen an die nicht weniger hungernden und frierenden Chinesen. Hier ist doch ein Unterschied von chinesischer Art, der wert ist, hervorgehoben zu werden. Die chinesischen Matrosen hatten, wie man sich erinnert, gleich in den ersten Momenten nach dem Unfall in unseren Rettungsbooten treulos zu flüchten gesucht; dieser deutsche Schiffsoffizier hielt nicht nur bis zuletzt an Bord aus, sondern er hat auch nachher nicht eher geruht, als bis er alle Passagiere befördert wußte und die Reste der chinesischen Besatzung um sich gesammelt hatte, um sie selbst nach Itschang zurückzuführen.

Wir andern stiegen jetzt in die Dampfpinasse über, nahmen unsere chinesische Begleitung ins Schlepptau und kamen so gegen 2 Uhr mittags wohlbehalten in Itschang an.



Zurück nach Schanghai.

Schanghai, den 18. Januar 1901.

Noch ein Wort über die öffentliche Bedeutung des Schiffbruchs der „Suihsiang“, die über den bloßen Verlust von Leben und Gut weit hinausgeht.

Für die Chinesen, die jede Erweiterung des europäischen Verkehrs in ihrem Lande hassen, ist das Ereignis natürlich ein Triumph. Nicht wenige werden darin ein unmittelbares Eingreifen der zürnenden Flußgottheit selbst sehen, und die Neigung der Regierung, ihr Land durch seine natürlichen Hindernisse verteidigen zu lassen — wie sie sich z. B. in den Schwierigkeiten gegenüber der Beseitigung der Barren von Taku oder von Wusung ausspricht —, wird dadurch noch vermehrt werden.

Ein Triumph war es auch in gewissem Sinne für die Engländer, denn die deutsche Firma hatte ja die Absicht gehabt, die ungenügende Leistung des englischen „Pioneer“ auszustechen.

Für die deutsche Schiffahrt auf dem Yangtsekiang, die, wie ich berichtete, in den letzten Jahren mit so glänzendem Anlauf ins Werk gesetzt worden ist, bedeutet der Verlust der „Suihsiang“ zweifellos einen schmerzlichen Schlag. Man hat inzwischen die Stelle, wo die „Suihsiang“ gesunken ist, untersucht; das Schiff liegt in der erstaunlichen Tiefe von 23 Faden, — also mehr als 40 Meter — und das bei niedrigstem Wasserstand des Flusses! An ein Heben ist daher, wie ich höre, nicht zu denken. Aber selbst, wenn es gelänge,

so werden die Pläne auf die Erschließung Szetschwans durch eine regelmäßige Dampfschiffahrt zunächst doch für eine längere Zeit zurückgestellt werden müssen.

Es giebt Autoritäten, die eine solche überhaupt für immer als unmöglich ansehen. Ich gehöre zu diesen nicht, denn wir Kinder des 19. Jahrhunderts sollten gelernt haben, in Bezug auf Verkehrsfragen mit dem Gebrauch des Wortes „unmöglich" sparsam umzugehen. Allein obwohl ich infolge der Katastrophe nur einen Teil der Strecke kennen gelernt habe, so ist mir doch ihre Natur und die Art ihrer Gefahren vollkommen deutlich geworden, und so glaube ich, auf Grund des Augenscheins, des litterarischen Studiums und der mündlichen Unterredung mit verschiedenen anderen Kennern, sagen zu können, daß es mit den bisher angewendeten Mitteln allein nicht gehen wird. Es wäre vielleicht möglich gewesen, bei größerem Geschick oder Glück mit der „Suihsiang" wohlbehalten aufwärts über den Tunglingtan zu kommen; ich halte es aber beinahe für undenkbar, auf der Rückreise bei dem gleichen Wasserstande in der rasenden Geschwindigkeit der Thalfahrt die verborgenen Klippen zu vermeiden. Ähnlich wird es bei den übrigen Schnellen stehen.

Wenige Meilen weiter oben in derselben Nieoukan-Masei-Schlucht lauert der Sintan, d. h. der neue Strudel, der vor einigen Jahrzehnten durch einen Bergrutsch gebildet worden ist. Hier schießt der Strom beinahe in rechtem Winkel um ein Flußknie. Etwas weiter folgt der Yetan, wo der Strom auf einer Strecke von 30 Metern ca. 2 Meter Fall hat, und den der „Pioneer" mit seiner Maschine nicht mehr forcieren konnte. In dreitägiger Arbeit erst gelang es ihm, sich an einer am Ufer befestigten Stahltrosse mit dem Dampfspill hinaufzuarbeiten. Weiter oberhalb giebt es noch einen Sintan, der ebenfalls durch einen Bergrutsch, und zwar erst 1896, gebildet worden ist. Mit Mühe ist der Strom durch Arbeiten der Provinzial-Regierung damals erst wieder fahrbar gemacht worden, allein die Gefährlichkeit dieser Schnelle erhellt daraus, daß (nach Archibald Little) der bisherige Prozentsatz der zwischen Itschang und Tschungking scheiternden Fahrzeuge ums doppelte emporgeschnellt

ist. Kurz, die Fahrt ist bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge noch ein vabanque-Spiel, das wohl einmal, zweimal, vielleicht noch ein paar Mal gelingt, dann aber doch mit Sicherheit scheitern muß.

Es ist nun wohl stolz und erfreulich, daß sich die deutsche Schiffahrt durch diesen Mißerfolg nicht abschrecken lassen will, den Verkehr mit Szetschwan doch durchzusetzen,*) allein es werden weit umfassendere Vorkehrungen als bisher getroffen werden müssen.

Die Konstruktion anderer Schiffstypen allein wird wenig ändern. Die prachtvolle Maschine unseres Schiffes war kräftig genug für alle Erfordernisse, und dabei hatte der Dampfer nur $6^{1}/_{2}$ Fuß Tiefgang. Ein noch flacheres Schiff bei gleicher Maschinenkraft wird sich kaum bauen lassen.

Was not thut vor einer Erneuerung des Versuchs ist zunächst eine sehr viel genauere hydrographische Vermessung der Strecke. Wir hatten den Yangtse-Atlas des Jesuitenpaters Chevalier an Bord, der entschieden eine sehr verdienstvolle Arbeit ist, allein für die Zwecke der Schiffahrt nicht entfernt ausreichen kann.

Indes die kartographische Festlegung des Reliefs wird bei den eigentümlichen Verhältnissen immer unvollkommen bleiben müssen, weil jede Wasserstandsveränderung das ganze Kartenbild weitgehend

*) Ich traf in Schanghai einen Mitinhaber der Firma Rickmers, der mir dies sagte. Seither ist dann eine Verschiebung eingetreten, welche die oben angedeutete Aussicht noch verstärkt. Die Firma Rickmers hat nämlich ihre Yangtse-Linie an die „Hamburg-Amerika-Linie" verkauft. Nun steht aber hinter der anderen deutschen Yangtse-Linie, der Melchersschen, niemand anders als der „Norddeutsche Lloyd." Wir haben somit die Freude, daß die beiden thatkräftigsten, kapitalmächtigsten Schiffahrtsgesellschaften Deutschlands auf diesem wichtigen Schauplatz stehen, und dürfen deshalb mit Sicherheit erwarten, daß sie die deutsche Schiffahrt auf dem chinesischen Riesenstrome mit bekannter Energie und bekanntem Glück weiter heben und ausbauen werden.

Daß insbesondere der Gedanke der Szetschwan-Fahrt wieder aufgenommen werden soll, geht aus den Äußerungen hervor, die der Generaldirektor Ballin in der bekannten Audienz beim Kaiser im letzten Sommer gethan hat, und wonach die Hamburg-Amerika-Linie entschlossen ist, im Zusammenwirken mit dem Norddeutschen Lloyd die deutsche Dampfschiffahrt auf dem Yangtse so weit wie möglich auszudehnen.

ändert. Der Fluß wechselt alljährlich seine Wassermasse in einem Maßstabe, gegen den das Schwanken des Nils weit zurückbleibt. Der tiefste Stand ist im Februar, der höchste im Juli und August. Die dann aus dem Becken von Szetschwan durch diese eine Rinne zu Thal jagenden und zwischen ihren engen Wänden eingepreßten Wasser steigen bis 30 und mehr Meter über den Niedrigstand an. Ja, in Kweifu sah Ebbecke eine Wassermarke von 1881 an einem Hause, die ca. 200 Fuß über dem damaligen Spiegel des Flusses lag! Zur Hochwasserzeit braust der Fluß als ein einziger Wildstrom abwärts; zur Niedrigwasserzeit löst er sich auf in einzelne ruhige Strecken, unterbrochen von wasserfallartigen Stromschnellen. Je nach dem Stande des Wassers ist auch die Gefährlichkeit dieser einzelnen Punkte ganz verschieden. Bei hohem Wasserstande liegen zwar gewisse Klippen tief genug, dafür tauchen aber andere wieder unter die Oberfläche, die sonst sichtbar sind. Ein Schiffersprichwort daselbst sagt: Wenn der Yetan gefährlich ist, dann ist der Sintan nichts; ist aber der Sintan nichts, dann fürchte den Yetan! Es muß deshalb außer der kartographischen Festlegung der Felsen auch noch eine genaue örtliche Markierung der gefährlicheren unter ihnen mit Hilfe von Stangen stattfinden, die auch bei höchstem Wasserstand sichtbar bleiben.

Noch besser wäre es, die schlimmsten von ihnen wegzusprengen.

Allein auch das genügt noch nicht, um allen Gefahren zu begegnen. Obwohl die „Woodlark" die Stelle ihres Unfalls mit großen weißen Buchstaben am Felsen gekennzeichnet hatte, wäre doch der „Pioneer" um ein Haar von dem wütenden Strome ganz an dieselbe Stelle der Felswand geschleudert worden; den linken Radkasten hat er sich schon daran beschädigt. Vollends bei der sausenden Thalfahrt, in der die Schiffe vielleicht mit 25 Meilen Geschwindigkeit hinabjagen müssen, um in den Schnellen steuerfähig zu bleiben, wird ein geringer Defekt der Maschine oder der Steuerung die größten Gefahren hervorrufen. Es empfiehlt sich daher vielleicht, an diesen Stellen Vorrichtungen am Ufer anzubringen, wo

leicht und sicher eine Stahltrosse befestigt werden kann, an welcher sich der Dampfer ruhig emporwindet oder herabläßt. Die Schwierigkeit dieses Festmachens am Ufer bereitete seiner Zeit dem „Pioneer“ große Not. Ob sich der gleiche Zweck mit einer schweren, im Strom liegenden Kette, die das Schiff wenigstens streckenweise benutzt, noch besser erreichen läßt, dürfte zu untersuchen sein. Immer ist dabei auf die außerordentlichen Veränderungen besonders zu achten, die der Wasserstand für die ganze Gestaltung der Schnelle hervorruft.

Endlich müßte ein Warnungsdienst für die den Strom herabkommenden Dschunken eingerichtet werden. Während sie bei der Bergfahrt sich am Ufer halten, des Treckens wegen, lassen sie sich stromabwärts steuerlos in der am wenigsten gefährlichen Strommitte zu Thal treiben. Die Gefahr, daß sie dabei gegen den dort passierenden Dampfer geschleudert werden, ist so groß, daß hierin ein wesentliches Hindernis der Schiffahrt erblickt werden muß. Bei der Fahrt des „Pioneer“, so langsam sie von statten ging, sind doch zwei Dschunken von ihm zum Sinken gebracht worden, und neun Chinesen sollen dabei umgekommen sein.

Die Hauptfrage nun, ob alle diese Arbeiten, die bei der großen Länge der Strecke sehr weitläufig sind, sich lohnen würden, glaube ich zuversichtlich bejahen zu dürfen. Der Verkehr mit Szetschwan ist schon jetzt so bedeutend und überdies noch solcher Steigerung fähig, daß, wenn die Herstellung einer regelmäßigen und sicheren Dampfschiffs-Verbindung mit Tschungking gelingt, eine reiche Verzinsung des aufgewendeten Kapitals gewiß ist.

Viel könnte ich nun dem Leser von meiner Rückreise auf dem Yangtsekiang erzählen, denn ich benutzte jetzt meine Freiheit von einem bestimmten Schiff, um in längeren Aufenthalten hier und dort das Land genauer kennen zu lernen, als es vorher möglich war. Allein ich fürchte, die ungeheure Uniformität und Monotonie aller Kulturerscheinungen in China würde sich unwillkürlich auch meinen Schilderungen mitteilen.

Wenn ich trotzdem meinem zweiten Aufenthalt in Itschang noch

ein paar Worte widme, so geschieht es hauptsächlich, um dem Gefühl Ausdruck zu geben, daß es doch wirklich noch verblüffend gute Menschen in der Welt giebt. Ich meine damit einmal den größten Teil der europäischen Ansiedler Itschangs überhaupt, die sich in der liebenswürdigsten Weise der rückkehrenden Schiffbrüchigen angenommen haben; ich meine aber ganz besonders meinen lieben Freund Menze. Dieser Mann, ein junger, deutscher Beamter des kaiserlich chinesischen Seezolldienstes, war ein guter Bekannter Breitags gewesen. Noch am Vorabend der Katastrophe hatten wir drei mit einander an seinem Kamine Punsch getrunken. Er hatte diesem zur Reiseunterhaltung für seine Passagiere fast seine ganze Bibliothek, Bücher im Werte von mehreren hundert Dollars, mitgegeben, mir überdies einen zweiten photographischen Apparat, größer als der meinige, nebst Platten geliehen. All dies war nun mit der „Suihsiang" versunken. Nichtsdestoweniger war er nachher derjenige, der wohl am meisten für uns gethan hat. Als die ersten Schiffbrüchigen mitten in der Nacht eintrafen, ließ er ein ganzes Dutzend bei sich nächtigen, eine volle Stunde hat er bewiesenermaßen nichts gethan, als kaltes Fleisch für die gleich Wölfen Ausgehungerten zu schneiden, und eine Woche lang spazierte nachher fast der gesamte Inhalt seines Kleider- und Wäscheschranks auf zahlreichen Personen in Itschang herum und wanderte zum Teil nach Schanghai, während er selbst sich einen zwölfpfündigen Schnupfen zuzog, weil er alle seine Morgenschuhe weggegeben hatte. Ich habe dann während der acht Tage, die ich warten mußte, bis ein Schiff nach Itschang kam, bei ihm gewohnt und nicht nur die denkbar liebenswürdigste Gastfreundschaft genossen, sondern bin nachher ebenfalls mit seinen Oberhemden und Kragen, mit seinen Pudyamas und mit seinen Dollars — die sich der gute Junge selbst erst leihen mußte — nach Schanghai zurückgekehrt. Ja, er hatte nicht geruht, bis er mir für diese Rückreise auch noch seinen zweiten photographischen Apparat aufgenötigt hatte. Und das alles gegenüber einem wildfremden Menschen, dessen Namen er nie zuvor gehört hatte, und mit dem ihn nichts verband, als daß er Deutscher war.

Während dieser acht Tage nahm ich Gelegenheit, einige der wunderbar romantischen Punkte in der Umgebung Itschangs zu besuchen.

So machte ich noch einmal mit Menze und dem bei den französischen Patres untergebrachten Kapitän Bécue auf einem hübschen Hausboot, das ein dortiger Europäer besitzt, unter schwarz-weißroter Flagge einen Ausflug zu dem Eingang der Itschang-



Europäer-Hausboot auf dem Yangtsekiang.

Gorge. Es ist eine vergnügliche Art, in diesen Hausbooten zu reisen; man nimmt außer den rudernden und trekkenden Kulis seinen Koch und seinen Leibdiener mit, nebst allerlei wohlthuenden Getränken, und sitzt behaglich im Feldstuhl auf Deck oder auf bequemen Kissen in der geheizten Kabine. Wieder entzückte mich der Blick in das majestätische Eingangsthor der Yangtse-Schluchten, den ich diesmal vielleicht noch schöner hatte. Wir stiegen bei dem am Eingange der Itschang-Gorge gelegenen Dörfchen aus, wo ein von einer kecken Brücke überschrittener Seitenbach mündet (Abb. S. 390), und auf vielen

ein paar Worte widme, so geschieht es hauptsächlich, um dem Gefühl Ausdruck zu geben, daß es doch wirklich noch verblüffend gute Menschen in der Welt giebt. Ich meine damit einmal den größten Teil der europäischen Ansiedler Itschangs überhaupt, die sich in der liebenswürdigsten Weise der rückkehrenden Schiffbrüchigen angenommen haben; ich meine aber ganz besonders meinen lieben Freund Menge. Dieser Mann, ein junger, deutscher Beamter des kaiserlich chinesischen Seezolldienstes, war ein guter Bekannter Breitags gewesen. Noch am Vorabend der Katastrophe hatten wir drei miteinander an seinem Kamine Punsch getrunken. Er hatte diesem zur Reiseunterhaltung für seine Passagiere fast seine ganze Bibliothek, Bücher im Werte von mehreren hundert Dollars, mitgegeben, mir überdies einen zweiten photographischen Apparat, größer als der meinige, nebst Platten geliehen. All dies war nun mit der „Suihsiang" versunken. Nichtsdestoweniger war er nachher derjenige, der wohl am meisten für uns gethan hat. Als die ersten Schiffbrüchigen mitten in der Nacht eintrafen, ließ er ein ganzes Dutzend bei sich nächtigen, eine volle Stunde hat er bewiesenermaßen nichts gethan, als kaltes Fleisch für die gleich Wölfen Ausgehungerten zu schneiden, und eine Woche lang spazierte nachher fast der gesamte Inhalt seines Kleider- und Wäscheschranks auf zahlreichen Personen in Itschang herum und wanderte zu[illegible]il nach Schanghai, während er selbst sich einen zwölfpfündige[illegible]fen zuzog, weil er alle seine Morgen[illegible] schuhe weggegeben hatte [illegible]e dann während der acht Tage ich warten mußte, bis [illegible] nach Itschang kam, bei i[illegible] wohnt und nicht nur di[illegible] liebenswürdigste Gastfr[illegible] genossen, sondern bin na[illegible]lls mit seinen Oberk[illegible] Kragen, mit seinen Budr[illegible] mit seinen Dollar[illegible] [illegible] Junge selbst ers[illegible] te — nach Sch[illegible] [illegible], er hatte ni[illegible] bis er mir [illegible] ge[illegible] einen zweiten [illegible]hischen A[illegible] auch [illegible] alles gege[illegible] wildfremd[illegible] hatte. [illegible] vor gehö[illegible] mit de[illegible] Namen [illegible] war [illegible] als daß [illegible]

Während dieser acht Tage nahm ich Gelegenheit, einige d
wunderbar romantischen Punkte in der Umgebung Itschangs z
besuchen.

So machte ich noch einmal mit Menze und dem bei d
französischen Patres untergebrachten Kapitän Bécue auf eine
hübschen Hausboot, das ein dortiger Europäer besitzt, unter schwar
weißroter Flagge einen Ausflug zu dem Eingang der Itschan



Europäer-Hausboot au[illegible]kiang.

rge. Es ist eine [illegible]che Art, in diesen Hausbooten
en; man nimmt au[illegible]dernden und treffenden Kulis f
und seinen Le[illegible]t, nebst allerlei wohlthuenden
n, und sitzt beh[illegible]eldstuhl auf Deck oder auf beque
in der geheizte[illegible]ieder entzückte mich der Blick in
he Eingan[illegible]tse-Schluchten, den ich dies
noch schön[illegible]gen bei dem am Eingange
Gorge g[illegible] aus, wo ein von einer
rschritten[illegible]t (Abb. [illegible]

Hundert Stufen die Höhe der Felsenwand hinan; eine Wanderung, die durch die ganze Scenerie und durch die Terrassen-Äcker, an denen wir vorüberkamen, lebhaft an die Weinbergslandschaften des Rheinthals erinnerte. Es war heute ein klarer Tag, der einen wundervollen Blick von oben in den mächtigen, in blauer Ferne sich verlierenden Felsenkorridor hinab gewährte. Das Wasserband in der



Seitenthal der Itschang-Schlucht.

Tiefe schimmerte wie Silber, und als kleine Punkte lagen überall, so weit das Auge reichte, die auf- und abwärts schwimmenden Dschunken darauf. Von ihnen allen scholl Gesang, aus Nähe und Ferne. Die Akustik der umschließenden Felsenwände vereinigte alle diese Klänge und verschönerte sie zu einer einzigen eigentümlichen Harmonie. Es war ein sehr sonderbarer, aber wunderhübscher poetischer Eindruck: das ganze große Thal war voll von Klang, wie fernes, wirres, aber nicht unschönes Glockengeläute tönte es; man hätte meinen können, an einem hellen, frohen Sonntag über dem Rheinthal zu stehen.



Bergkloster unweit Itschang



Und das ist nun vielleicht schon Jahrtausende so!

Dann wandten wir uns in ein Nebenthal des Yangtse, das mit seinen senkrechten Felsenwänden, unten von einem klaren Flüßchen durchströmt, wieder lebhaft an die Sächsische Schweiz erinnerte.

Hoch oben an der einen Wand, nur durch einen schmalen, in die Felsen gehauenen Pfad erreichbar, lag eines jener phantastischen Höhlenklöster der Buddhisten, ganz in den Berg hineingewühlt. Ein mächtiger, weit ausgespannter Steinpfeiler trug die Hauptwölbung der Höhle, von der aus sich geheimnisvolle Kammern verzweigten.

Ein anderer Ausflug führte mich stromabwärts zu einem Bergkloster, das kühner als irgend ein Ritterschloß des mittelalterlichen Europas auf einem jäh aus der Tiefe aufsteigenden Felskegel liegt, erreichbar nur durch eine Bogenbrücke, zu der man auf einem schmalen, über den Rücken eines scharfen Bergkamms dahin führenden Pfad gelangt. Die beigegebene Abbildung wird die Gestaltung besser als alle Worte kennzeichnen.

Vier Mönche nur hausten in dem kleinen, wie ein Raubvogelnest auf dem Felsen liegenden Klösterchen; sie hatten aber dem knappen Raum noch ein Gärtchen abgespart, das nach chinesischer Art mit allerlei bizarrem Zierat ausgeputzt war (Abb. S. 392). Schwindel erregte der Blick über die kleine Umfassungsmauer in die dämmerige Tiefe, aber der Gedanke, hier oben in dieser adlerhaften Freiheit weltflüchtigen Frieden zu suchen, hatte etwas wunderbar Anziehendes.

Die Chinesen machen oft einen so nüchternen Eindruck, aber diese Klosteranlagen sind von einer beinahe wilden Poesie.

Ich stand dann auch oben auf dem Gipfel der „Pyramide", jenes Berges, von dem ich früher erzählte, und sah noch einmal hinüber zu den düsteren Gebirgen, zwischen denen wir gescheitert waren; ich sah hinab auf das jenseits des großen Stromes in prachtvoller Panorama-Ansicht unter mir gebreitete Itschang. Wie viele Jahrhunderte — ich kann ruhig sagen Jahrtausende — kroch

und wimmelte hier nun an dieser Stelle, wo der Yangtse die Berge verläßt und das Tiefland betritt, dieser graue Ameisenhaufen von menschlichen Wesen, unablässig erneut in sich ablösenden Geschlechtern? Hinter den Häusern von Jtschang lagen die redenden Spuren davon. An Stelle der blühenden Gärten und Felder, die wir erwarten würden, dehnte sich eine völlig kahle, graurötliche Fläche aus, fernhin, fast so weit das Auge reichte, über Hügel und Senkungen hinweg. Das Ganze zeigte sich mit unzähligen, dichtgedrängten

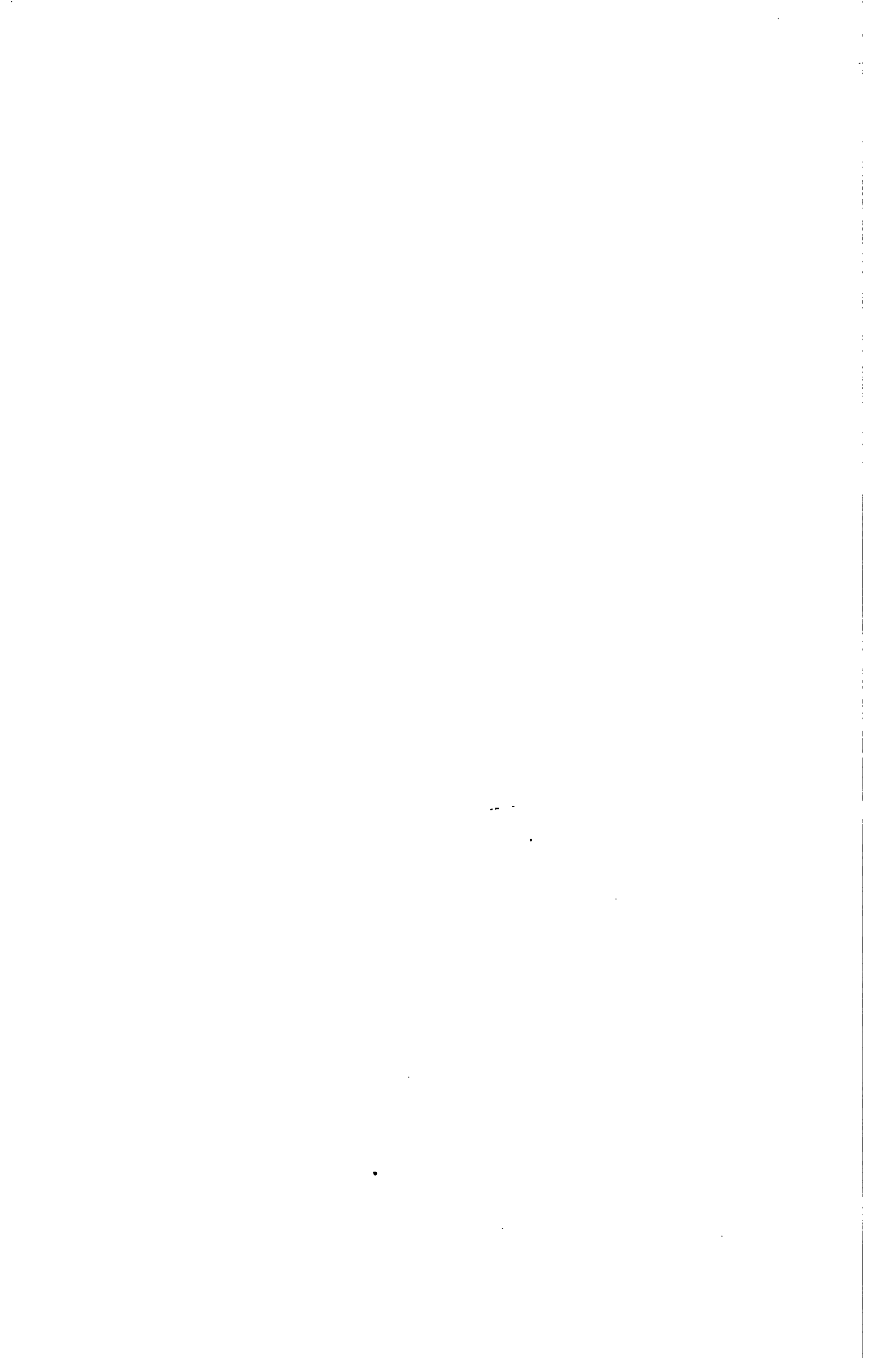


Klostergarten. (S. 391)

Buckeln überdeckt. Es waren die Gräber von Jtschang — ein geradezu schauerlicher, Anblick! Ganz ohne Schmuck, ganz ohne irgend welche ästhetische Umgebung, wie wir das bei Grabstätten anderer Völker finden, ist Grabhügel neben Grabhügel gereiht, aber ihre Stätten sind fortan der Kultur entzogen. Es wirkte wie eine düstere Symbolik für die nutzlose Last, die China mit seiner ewig rückschauenden Geistesrichtung auch kulturell aus versunkenen Jahrtausenden mit sich herumschleppt.

Eigen war es dann bei der Thalfahrt nach Hankou, alle die Stätten wieder zu sehen, an denen wir zwei Wochen zuvor mit

Höhlenkloster unweit Itschang



der „Suihsiang“ so voller Hoffnungen und Erwartungen aufwärts vorübergefahren waren. Bis ins Letzte war das Bild dasselbe: Die Einförmigkeit der Ufer, die mißfarbigen, menschenwimmelnden Ansiedelungen, die Segel auf dem Fluß, die Wolkengebilde und die Lichtstimmungen. Und als ich einmal des Nachts, wo der Dampfer, ganz wie die „Suishiang“, sich auf dem Fluß verankert hatte, einsam am Bugspriet stand und das trübe Wasser ganz genau so um die Ankerkette und den Schiffsbug rauschen und gurgeln hörte, wie damals am Weihnachtsabend, da überlief es mich fast wie ein Grauen. Ich mußte mich fragen, ist denn alles, was du erlebt hast, nicht Traum und Gaukelspiel? Ist wirklich inzwischen das alles geschehen? Kannst du jetzt nicht mehr, wie ehedem, dich umdrehen und mit ein paar Schritten in der erleuchteten Kajüte des Kapitäns sein und ein fröhliches Glas mit ihm trinken? — Nein, das ging nicht mehr an! Wohl aber war es möglich, daß, während ich hier, wie ehedem, in das geheimnisvolle Wasser starrte, unten auf dem finsteren Grunde der treibende Leichnam Breitags gegen die Ankerkette stieß. —

In Hankou weilte ich diesmal mehrere Tage. Mit Bewunderung beobachtete ich den Aufschwung dieses Platzes, den man so gern als das künftige Chicago des Ostens, die kommende Handelsmetropole Innerchinas bezeichnet, und mit Freude vor allem den bedeutenden Anteil, den daran der deutsche Handel nimmt. Mit hohem Interesse lernte ich auch das Walten eines der hervorragendsten und besten aller lebenden Chinesen etwas näher kennen, Tschangtschitungs, des mächtigen und einsichtsvollen Generalgouverneurs der Provinzen Hupeh und Hunan. Ich sah seine Eisenwerke in der Stadt Hanyang, wo er Eisenbahnschienen für die Eisenbahn Hankou—Peking, Kanonen, Gewehre, Munition und dergleichen für den Bedarf seiner eigenen Truppen herstellt. Die umstehende Aufnahme machte ich in dem Augenblick, wo gerade ein paar weißglühende Stahlblöcke aus dem Ofen unter die Walzenpresse kamen, um zu Schienen ausgedehnt zu werden. Ich erhielt ferner unter

liebenswürdigster Führung eines der deutschen Militär-Instrukteure Tschangtschitungs, des Herrn Oberleutnants Fuchs, einen Einblick, wie seine Soldaten nach deutschem Muster gedrillt, seine Offiziere in den Wissenschaften und Künsten unserer Kriegsakademieen ausgebildet werden. Ich sah endlich auch den mehr als bescheidenen „Yamen“, die Wohnstätte, dieses seltsamen Mannes, mit dem die



Aus den Eisenwerkstätten Tschangtschitungs.

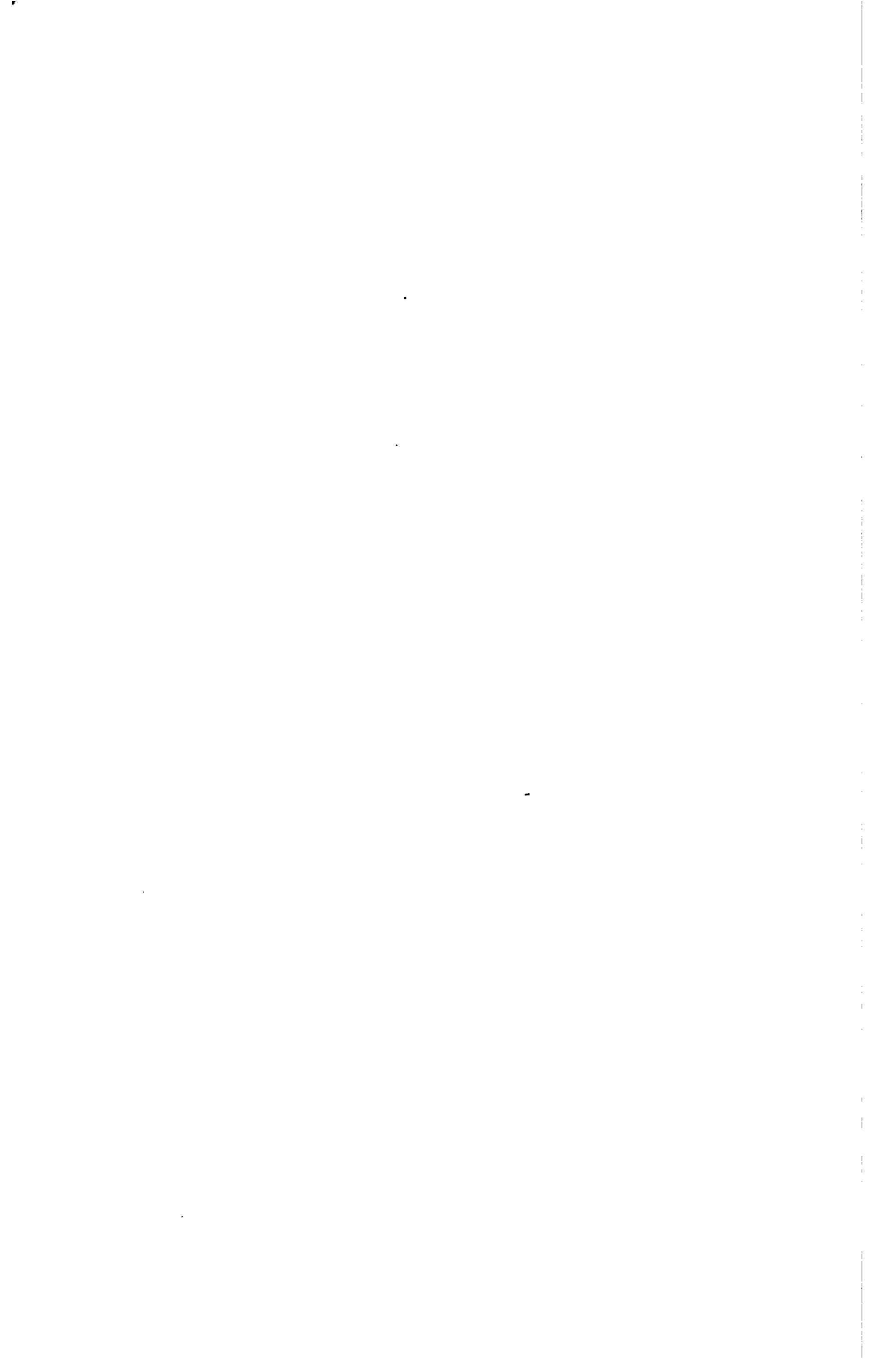
europäische Diplomatie fast ernsthafter als mit dem chinesischen Kaiser rechnet, der über Leben und Tod von vielen Millionen unumschränkt gebietet, durch dessen Hände die Schätze von Königreichen rollen, und der, obwohl ein echter Chinese, doch persönlich arm ist und alle seine Mittel lediglich für das öffentliche Wohl verwendet.

Endlich besuchte ich diesmal auch das altberühmte Nanking, an dem ich aufwärts zur Nachtzeit vorübergefahren.

Nankings Name war früher in Europa vielleicht noch populärer als derjenige von Peking; in keinem Buche, das die Kurio-



Im Innern von Nanking

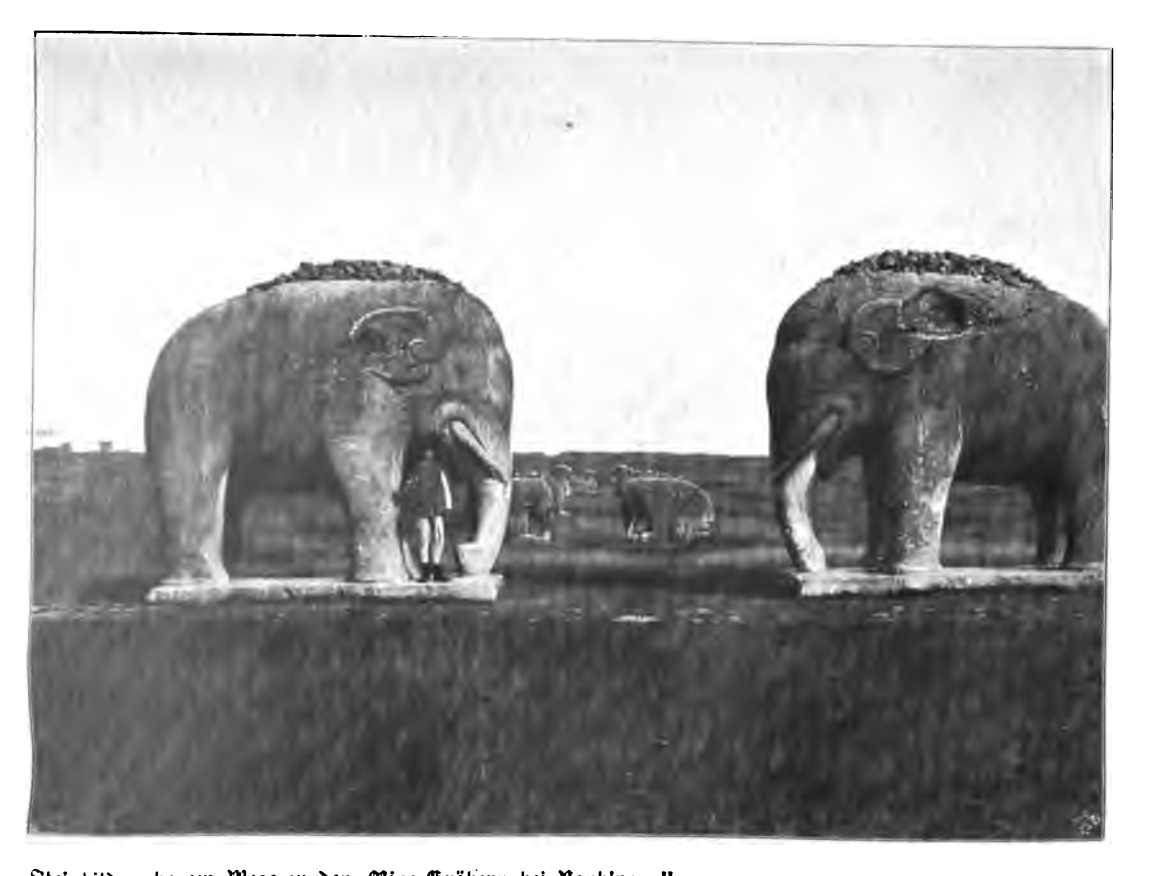


sitäten Chinas schildert, fehlt die Beschreibung des berühmten Porzellanturms, der dort gestanden. Er ist 1864 mit all der alten Herrlichkeit dieser Stadt, die noch zur Zeit der ersten Herrscher der Ming-Dynastie die Hauptstadt ganz Chinas war, vom Erdboden weggewischt worden durch eine der fürchterlichsten Volksbewegungen, die der Erdball gesehen hat, durch die Taiping-Rebellion. Gerade dadurch ist Nanking aber heut eine der eigentümlichsten Stätten geworden, die man auf der Erde sehen kann. Unweit des Flusses zieht die mächtige, alte, dunkelfarbige Stadtmauer entlang. Durchschreitet man ihr eindrucksvolles Thor, so findet man auf der anderen Seite nicht etwa eine Stadt, sondern die Mauer läuft nach beiden Seiten in die Ferne hinaus, um hinter Bäumen und Hügelwellen dem Auge zu entschwinden, und vor einem liegt eine offene Landschaft. Äcker, Gärten, kleine Wäldchen wechseln miteinander ab, hier und dort liegt eine dorfartige Ansiedelung; dazwischen hindurch führt eine mit Bäumen eingefaßte Landstraße, auf der man stundenlang dahinwandern kann, ohne durch die Umgebung irgendwie auf den Gedanken gebracht zu werden, daß man sich im Bannkreis einer Stadtmauer befinde. Gelegentlich sieht man auf weitgedehntem, freiem Hügelrücken eine Gruppe von Klostergebäuden liegen (s. nebenstehende Abbildung); anderswo völlig natürliche Gestrüpphalden, die vortreffliche Jagdgründe für allerlei Wild abgeben müssen; kurz, was wir sehen, ist das, was die Engländer und mit ihnen auch die übrigen Fremden in China „country“ nennen. Um so verwunderlicher berührt es, wenn dann zuweilen in weiter Ferne bald einmal zur Rechten, dann wieder zur Linken ein Streif krenelierten Mauerwerks erscheint und anzeigt, daß wir uns innerhalb des Weichbildes einer Stadt befinden. Nankings riesige Mauer, die ganz und gar erhalten ist, hat einen Umkreis von 16 englischen Meilen. Um diesen Raum einigermaßen dicht auszufüllen, würde eine Bevölkerung von Millionen nötig sein, und sie ist auch wahrscheinlich einmal vorhanden gewesen. Gegenwärtig giebt es nur noch in einem entfernt vom Flusse belegenen Teil des Weichbildes eine richtige Stadt, deren Bevölkerung auf etwa 80000 Menschen

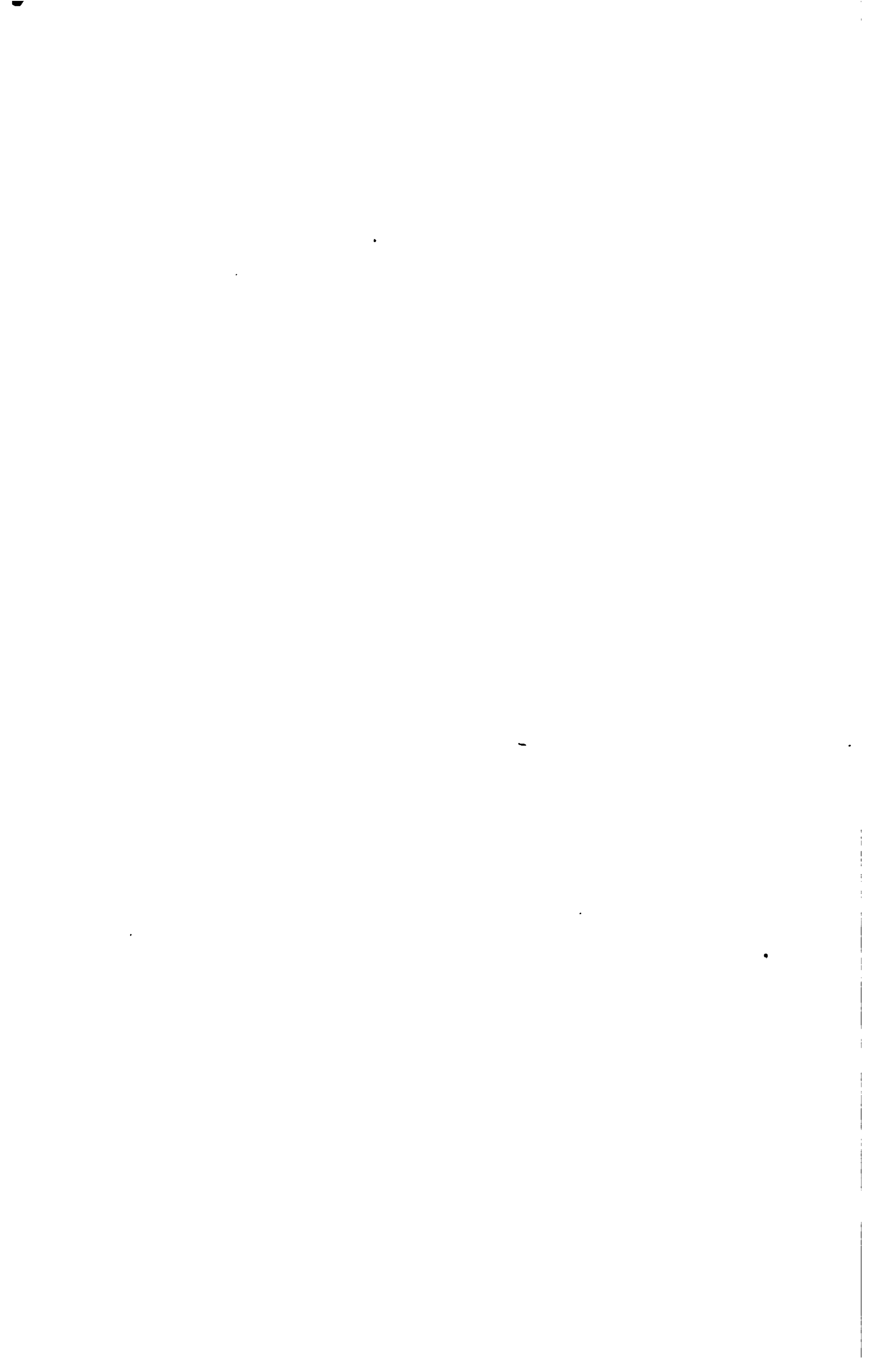
geschätzt wird. Und auch diese scheint so gut wie ganz erst neu angesiedelt zu sein. Nankings alte Einwohnerschaft soll die Taiping-Rebellion, oder vielmehr die Rückeroberung durch die kaiserlichen Truppen so gut wie ganz vertilgt haben. Mag nun auch die Stadt schon vorher nicht mehr die Blüte der Ming-Zeit besessen haben, so wandeln wir doch zweifellos hier auf der Stätte einer Verwüstung, von deren Grauenhaftigkeit man sich in Europa nur schwer eine Vorstellung machen kann.

Das Wiedererwachen des Lebens in Nanking ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß hier der thatkräftige Vizekönig der unteren Yangtse-Provinzen, Liukunyi, seine Residenz hat. Um der politischen Bedeutung, nicht um des örtlichen Handelsinteresses willen, ist deshalb in Nanking vor kurzem, wenige Wochen vor meiner Ankunft, eine konsularische Vertretung des Deutschen Reiches eingerichtet worden. Bei dem Träger derselben, Herrn von Oertzen, genoß ich einige Tage liebenswürdige Gastfreundschaft.

An einem dieser führte mich auch ein Ritt hinaus vor Nankings Mauern zu der großartigen Grabstätte der Ming-Dynastie, die dort am Fuße sonderbar geformter und gefärbter Vulkan-Berge liegt. Nie habe ich ein solches Bild ergreifender, feierlicher Öde, vermischt dabei mit phantastischer Bizarrerie, gehabt wie hier. Rostbraun von Farbe, vollkommen leblos, dehnte sich die Landschaft mit langwelligen Flächen vor den starr dahinziehenden Mauern der Stadt aus; kleine Rundbuckel unter verbranntem Grase verrieten, daß wir über ungeheure Gräberfelder ritten. Das Todesschweigen, die sonderbar rote Farbe von Erdboden, Bergen und Wolken, die eine durch schwere trockene Dunstmassen hindurchbrechende Sonne wunderlich bestrahlte, gaben eine ganz seltsame Stimmung; die rechte für den Anblick der merkwürdigen Gebilde, die den Wanderer in der Ferne unweit des Fußes der Berge erwarten, um ihn zu der sechshundertjährigen Grabstätte zu geleiten. Gerade wie bei den Minggräbern im Norden von Peking, führt eine lange Allee von überlebensgroßen Steingestalten dort hin. Zu je zweien stehen sie einander gegenüber: zwei aufrechte Elephanten zuerst, dann zwei knieende



Steinbildwerke am Wege zu den Ming-Gräbern bei Nanking II



Nebenstehende Abbildung zeigt, wie auf den Rücken der ersteren Haufen loser Steine liegen; ein abergläubischer Brauch veranlaßt den Vorübergehenden, einen neuen Stein dazu zu werfen. Bei dem zweiten Elephantenpaar fällt es auf, daß die knieenden Vorderbeine falsch herum geknickt sind. Den Elephantenpaaren folgen stehende und knieende Kamele, dann Pferde- und, ich weiß nicht mehr welche, andere Gestalten. Zuletzt Männer in altertümlichen Rüstungen und



Fischer am Yangtsekiang.

Gewändern. Sie leiten uns endlich zu dem in der Ferne am Berge liegenden Riesenbau des Hauptgrabes, einer Anlage, welche die Gräber der heutigen Dynastie in Siling an Großartigkeit bei weitem übertrifft (siehe Titelbild). Man denke nur, daß der mächtige dunkle, in Gestalt einer flachen Pyramide sich an dem höheren Berghintergrunde deutlich abzeichnende Hügel nichts Anderes als der Tumulus des Grabes ist.

Am 16. Januar traf ich wieder in Schanghai ein.

Briefe aus der Heimat, die ich vorfand, bestimmten mich, meine Reisen in China hiermit zu beendigen. Ich wendete mich

nunmehr, nachdem ich meine Ausrüstung in Schanghai wieder ergänzt hatte, nach Siam; doch davon gedenke ich in einem anderen Buche zu erzählen.

Dieses hier möchte ich schließen mit der Wiedergabe einiger Zeilen, die ich nach der Rückkehr in Deutschland niederschrieb, und die meine Anschauungen über die Bedeutung der Chinafrage für uns — wie ich sie im Vorhergehenden hier und dort habe anklingen lassen — noch einmal zusammenfassen.



Der Verfasser und ein Mandarin.



Los von China!

Berlin im Juni 1901.

Die erste und auffallendste Beobachtung, die sich mir nach meiner Rückkehr aus Ostasien aufgedrängt hat, ist die, daß an die Stelle der hochgehenden nationalen Begeisterung, mit der man im vergangenen Sommer die Expedition nach China aussandte, gegenwärtig eine ausgesprochene Chinamüdigkeit getreten ist.

Längst beherrscht der Wunsch weite Kreise: Los von China! Einen Strich unter das ganze nutzlose, unüberlegt begonnene Abenteuer, damit Deutschland sich wieder anderen, wichtigeren Aufgaben zuwenden kann!

So begreiflich eine solche Stimmung sein mag, sie ist aber doch durchaus im Unrecht. Einmal ist die Auffassung grundfalsch, als ob unsere Einmischung in die Chinawirren ein bloßes Abenteuer gewesen wäre, das man ebensogut hätte unterlassen und unter das wir nach Belieben einen endgültigen Strich machen können. Irrig ist ferner die Anschauung, daß die Chinasache künftig von uns als eine quantité négligeable behandelt werden dürfe; ungerecht endlich auch die Meinung, die gegenwärtige Expedition sei ohne wesentlichen Nutzen für Deutschland verlaufen.

Dies Ereignis, das dem Deutschen, so gänzlich „uninteressant“ geworden ist, bleibt doch bei weitem das bedeutungsvollste für die zukünftige Entwickelung unseres Volkes, das wir seit 1870 erlebt haben. Es gehört zu denjenigen, deren Tragweite sich nicht verkleinert, sondern vergrößert, je höher und universaler die Warte ist,

von der aus man sie ansieht, und je mehr man sie in ihrem zeitgeschichtlichen Zusammenhang erfaßt.

Wer es vermag, das Leben des Globus als Ganzes ins Auge zu fassen, der erkennt staunend, daß die Völker des Erdballs gegenwärtig in einer Epoche von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung stehen. Bisher meinten wir Europäer, wenn wir den tönenden Namen „Weltgeschichte" brauchten, doch eigentlich nur die Geschichte der Völker des abendländischen Kulturkreises, der europäischen Nationen und derjenigen vorderasiatischen oder nordafrikanischen, die mit dem Mittelmeer in Beziehung standen. Von anderen großen Kulturkreisen wird nur flüchtig der indische mit in die Betrachtung gezogen, weil er seit der Alexanderzeit in den Kulturbereich der Abendländer gekommen ist. So gut wie ganz unberücksichtigt blieb aber in der allgemeinen Auffassung der Weltgeschichte der gewaltige ostasiatische Kulturkreis mit seiner eigentümlichen, Jahrtausende alten, in ihrer Art höchst bedeutenden Geschichte.

Der Grund dafür ist deutlich. In der That liefen diese beiden großartigsten Kulturgeschichten, die die Menschheit kennen gelernt hat, auch bis vor kurzem fast ganz ohne unmittelbare Berührung nebeneinander her, wie zwei Ströme, die durch wasserscheidende Gebirge voneinander getrennt sind. Unser Zeitalter erst erlebt etwas, das in diesem Umfange bisher auch nicht annähernd dagewesen ist: eine Expansion des abendländischen Kulturkreises von solch unwiderstehlicher Gewalt, daß er, gestützt durch die modernen, von ihm geschaffenen Verkehrsmittel, geradezu die gesamte Erdkugel in Mitleidenschaft zieht, in alle bisherigen Sonderentwickelungen eingreift und nach und nach alle Völker zu einem einheitlichen Leben verknüpft. So geschieht es auch mit dem bisher so streng isolierten ostasiatischen Kulturkreis. Gleichzeitig von zwei Seiten um den Globus herumfassend, von Westen her über Asien, von Osten her über Amerika, bricht diese Bewegung in seine Grenzen ein; die beiden Ströme fließen zusammen in einen einzigen. Wenn dieser im Gange befindliche und unaufhaltsame Prozeß ganz vollzogen ist, dann werden wir eine wirkliche Weltgeschichte haben. Auf ihrer

Schwelle — und das ist das Großartige der Gegenwart, was ich meinte — stehen wir heute.

Das bedeutendste Problem dieser neuen Weltgeschichte aber, nicht nur für das begonnene Jahrhundert, sondern voraussichtlich auch für das kommende Jahrtausend wird, das ist sicher keine Phrase, der Kampf der weißen und der gelben Rasse um den Vorrang auf der Erde sein. Welche Formen dieser annehmen wird, ob vorwiegend kriegerische oder, was wahrscheinlicher ist, hauptsächlich wirtschaftliche: niemand kann es vorhersagen; Europa steht etwas völlig Neuem gegenüber. Schon die gemeinsame Aktion aller Großmächte Europas im Bunde mit Japan und Amerika beweist das; sie ist etwas Niedagewesenes. Ein Chaos noch ungeborener Fragen von höchster Wichtigkeit liegt vor uns; kaum je hat es in der Geschichte eine Zeit gegeben, wo sich das Gefühl dafür so klar aufdrängt wie heute.

Weite Kreise bei uns, deren Kulturdünkel wahrhaftig nicht einen Deut geringer ist als der chinesische drüben, denken sich diesen uns bevorstehenden Kampf sehr leicht und den Sieg gewiß; wirkliche Kenner der chinesischen Welt urteilen darüber anders.

Doch wie dem auch sei, es handelt sich hier um eine historische Entwickelung größten Stils, die unausweichlich war und mit eherner Notwendigkeit weiter schreiten wird. Und in dieser Entwickelung ist die deutsche Expedition ein integrierender Teil; nur so aufgefaßt, ist sie richtig zu beurteilen. Die große Ausbreitung des abendländischen Kulturkreises durch Kolonisation, Schiffahrt, Handel, Erfindungen, Litteratur, Mission u. s. w. fällt gerade zusammen mit einer Periode ganz besonders jugendkräftiger Machtentfaltung unserer Nation; Deutschland ist in dieser großen Bewegung zweifellos heute selbst einer der am meisten treibenden Faktoren. Daher trägt denn unsere Miteinmischung in die chinesischen Wirren den Charakter einer historischen Notwendigkeit. In der allgemeinen Weltlage liegt ihr innerer Grund; auf die zufällige äußere Veranlassung kommt es gar nicht an; geschah es nicht so, dann geschah es über kurz oder lang anders.

Die große Energie, mit der sich der Kaiser in die Bewegung des vorigen Jahres hineinwarf, zeugt nur von einem außerordentlich klaren Verständnis und sicheren Gefühl für diese Weltlage. Ob die Ermordung unseres Gesandten — die ja als Ehrenpunkt wirklich ein thatkräftiges Eingreifen gebot — nun gerade eine derartige Kraftentfaltung für uns unbedingt erforderte oder nicht, ist eine ganz nebensächliche Frage; die Hauptsache war, daß wir bei einer so mächtigen Entwickelung nicht hinten, sondern vornan waren. Das politische Leben der Großmächte ist nun einmal ein unausgesetzter Wettlauf; wer nicht mitstartet, hat natürlich keine Mühen und läuft keine Gefahren, aber er erringt auch ganz gewiß keinen Preis.

Wenn aber unsere Verwickelung mit China nur der Teil eines großen epochalen Vorganges ist und deshalb in dieser oder einer anderen Form jetzt oder binnen kurzem doch hätte eintreten müssen, dann ist es auch klar, daß es ein „Los von China!“ für uns gar nicht mehr giebt, ebensowenig wie für die europäische Kulturwelt als Ganzes. Nur wenn wir aufhörten, in dieser eine wesentliche Rolle zu spielen, wäre so etwas denkbar.

Gewiß, die gegenwärtige besondere Expedition wird ein formales Ende nehmen. Über kurz oder lang wird die Hauptmasse unserer Truppen heimkehren und der „Friede“ wiederhergestellt sein. Zu Ende ist aber damit unsere innige Verknüpfung mit der Weiterentwickelung des Ostens nicht. Es steht damit nicht so, wie etwa seiner Zeit mit der französischen Expedition nach Mexiko, wo man nach dem verunglückten Versuch einer Einmischung sich schließlich sagen konnte: „Nun, dann nicht!“ Für uns bedeutet die Chinaexpedition nur den Beginn einer geschichtlichen Entwickelungsfolge. Die Chinafrage wird sich uns immer und immer wieder aufdrängen, bald in dieser, bald in jener Form.

Sehen wir auch von den noch völlig von der Zukunft verschleierten künftigen Problemen ab, so verbürgen doch schon die gegenwärtigen Ansätze zu Verwickelungen, daß wir auch fernerhin uns um China zu kümmern haben werden. Unsere Besitzung in Kiautschou, der nach Friedensschluß ein besonderer Aufschwung gewiß

sein dürfte, ist ein solcher Ansatz; ferner unsere fortwährend sich steigernden deutschen Handelsbeziehungen in China. Desgleichen die außerordentliche Entwickelung der deutschen Schiffahrt an den pacifischen Küsten und auf dem Yangtsekiang. Auch die Eröffnung der sibirischen Bahn wird unsere Berührungen mit China noch intensiver gestalten, liegt doch ihr westliches Ausgangsthor recht eigentlich in Deutschland.

Hinzukommt, daß auf alle Fälle große Umwälzungen in China zu erwarten sind. Das ist sicher: ein abgeschlossenes Schlummerdasein wie lange Jahrhunderte hindurch kann China nicht weiter führen; das duldet die Begehrlichkeit der andringenden Kulturmächte nicht mehr. Es ist nun durchaus möglich, daß nach Wiederherstellung der Regierung in Nordchina die fremdenfeindliche Reaktion noch einmal stärker als je und vielleicht weniger unbesonnen als diesmal ihr Haupt erhebt. Sofort würden damit neue kriegerische Verwickelungen gegeben sein. Anderseits sprechen viele Zeichen dafür, daß man in China die Gefahren der Versteinerung in Jahrtausende alten Kulturformen mehr und mehr einsieht. Die bedeutendsten Köpfe des Landes, wie Tschangtschitung und seine Gesinnungsgenossen, erkennen die Notwendigkeit durchgreifender, aber zugleich verständiger, dem Wesen des chinesischen Volkes angemessener Reformen. Gelingt es dieser Bewegung, zu maßgebendem Einfluß zu kommen, öffnet sich China von selbst weitgehend den europäischen Kulturerzeugnissen materieller und geistiger Art, dann werden zunächst im friedlichen Sinne außerordentliche Aussichten für zukünftige Wechselbeziehungen mit Europa geboten. Unfraglich werden dabei die Großmächte doppelte Anstrengungen machen müssen, um im Wettbewerbe ihre wirtschaftlichen und politischen Vorteile daraus zu ziehen. Unter ihnen auch wir.

So beruht also der Ruf: „Los von China!“ auf einer vollkommenen Unklarheit über die Weltlage.

Aber auch die pessimistische Unzufriedenheit mit dem unmittelbaren Ergebnis der gegenwärtigen Expedition ist nicht gerechtfertigt.

Einmal ist es für jede Armee von größter Bedeutung, daß

sie nicht in überlanger Friedenszeit einrostet. Fast unfehlbar wird sie dann nach einem großen, glorreichen Kriege zuletzt zu Fehlern kommen, wie sie vor 1806 in der Armee Preußens sich so unheilvoll entwickelt hatten. Dieser Krieg hat einen neuen Luftzug gebracht und uns zweifellos auf manchen Übelstand aufmerksam gemacht.

Wertvoll ist es ferner, daß im großen und ganzen das hohe Renommee des deutschen Soldaten als des ersten der Welt in China vor Augen der übrigen Nationen praktisch bestätigt worden ist. Und wenn vielleicht das eigene Gefühl von dem großen Vorsprung, den wir nach unserer Meinung vor den übrigen Armeen voraus hatten, dabei ein wenig reduziert wurde, so ist dies gewiß im Grunde auch kein Schade.

Auch das ferner ist politisch sehr wesentlich, daß Graf Waldersee sich seiner schweren Aufgabe durchaus würdig gezeigt hat. Er hat nicht die glorreichen Kriegsthaten geleistet, die das Volk unkundigerweise von ihm erwartet hat, aber er hat viel Größeres und Schwierigeres fertig gebracht, nämlich die verschiedenen Großmächte unter einen Hut zu bringen und darunter zu erhalten. Wie weit er auf rein diplomatischem Gebiet seine Verdienste um Deutschland mit Herrn von Mumm zu teilen hat, entzieht sich zu sehr meiner Beurteilung, doch habe ich aus allem den Eindruck gewonnen, daß auch dieser unter den dortigen Diplomaten eine ausschlaggebende Rolle zu spielen gewußt hat.

Den Hauptwert der Expedition suche ich aber in noch etwas Anderem. Daß sich die Nation ihren Verlauf vorher wesentlich anders gedacht hat, als er geworden, ist durchaus kein Wunder. Bei der Jahrtausende langen Nichtbeachtung eines Kulturkreises, der mehr Millionen umfaßt als Europa, ist unsere Unkenntnis der chinesischen Welt eben eine so große, daß China noch lange für uns das Land der Überraschungen bilden wird. Gerade je tiefer man in diese Kultur eindringt, um so mehr versteht man erst, wie erstaunlich fremd sie uns ist. Nicht nur geographisch scheidet eine „große Mauer" das Land von der Außenwelt, sondern auch geistig

steht eine solche zwischen unserem Seelenleben und dem der Chinesen. Jahrhunderte werden dazu nötig sein, sie abzutragen.

Gegen diese Unkenntnis giebt es aber kein anderes Mittel, als lernen, lernen und nochmals lernen. Mag es nun bequem sein oder nicht, wir müssen die chinesische Welt von Grund aus kennen lernen; nur so können wir erwarten, im Kampfe mit ihr und im Wettlauf der Mächte daselbst zu bestehen.

Daher sehe ich denn den bedeutendsten Ertrag der gegenwärtigen Expedition darin, daß nun einmal Tausende von deutschen Männern selbst drüben gewesen sind und Land und Volk in einer Weise kennen gelernt haben, wie es bisher nicht möglich war. Diese Kenntnis werden sie zurückbringen und unter unser Volk tragen. Ich sehe ihn ferner darin, daß unsere Heeresleitung durch ein wirkliches, lebendiges Experiment, ein Manöver im großartigsten Stil, zum ersten Mal eine auf keine andere Art zu erringende Vertrautheit mit den Erfordernissen einer überseeischen Machtentfaltung errungen hat. Die gegenwärtigen Ereignisse sind sicher nur eine Einleitung zu kommenden friedlichen oder kriegerischen; es ist daher unschätzbar, daß wir jetzt der Zukunft mit ganz anderer Klarheit über das Erreichbare ins Auge sehen dürfen.



Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Schöneberg-Berlin.

Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

Protektorat:

Se. Königl. Hoheit

Großherzog Wilhelm Ernst

von Sachsen-Weimar.



Protektorat:

Se. Königl. Hoheit

Prinz Georg

von Preußen.

Vorstand:

Dr. **G. v. Goßler**, Exc.,
Staatsminister, Oberpräsident der Prov. Westpreußen
zu Danzig.

Prof. A. v. Werner,
Direktor der Königl. Akademie der Künste
zu Berlin

Dr. **Erich Schmidt**,
ordentl. Professor an der Königl.
Universität zu Berlin.

Dr. **M. Jordan**,
Geheimer Ober-Regierungsrat
zu Berlin.

Satzungen:

§ 1. Der „Allgemeine Verein für Deutsche Litteratur“ verfolgt die Aufgabe, seinen Mitgliedern neue, gute populärwissenschaftliche Werke hervorragender deutscher Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, Litteratur, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Philosophie, Musik, Kunst u. s. w. zu einem billigen Preise zugänglich zu machen.

§ 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines jährlichen Abteilungsbeitrages von Achtzehn Mark, der beim Eintritt in den Verein oder bei Empfang des ersten Bandes der Abteilung zu entrichten ist.

§ 3. In jeder Abteilung erscheinen in Zwischenräumen von drei Monaten vier Werke im Umfange von ca. 20 Bogen Oktav, die sich durch geschmackvollen Druck und eleganten Halbfranz-Einband auszeichnen und allen Vereinsmitgliedern postfrei zugesandt werden.

§ 4. Die Vereins-Veröffentlichungen gelangen zunächst nur an die Mitglieder zur Versendung und werden an Nichtmitglieder erst später und nur zu bedeutend erhöhtem Preise (der Band zu 6—9 Mark) abgegeben. Der sofortige **Umtausch** eines neuerschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes ist den Vereins-Mitgliedern **ohne jede Nachzahlung gestattet.**

§ 5. Der Eintritt in den Verein kann jederzeit erfolgen. Die Beitrittserklärung ist an eine beliebige Buchhandlung oder an die Geschäftsstelle des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Litteratur“ Berlin W., Elßholzstraße 12, zu richten. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Abteilung der betreffenden Buchhandlung oder der Geschäftsstelle des Vereins anzuzeigen.

§ 6. Die Geschäftsführung des Vereins liegt in den Händen der Verlagsbuchhändler Kommerzienrat Dr. Hermann Paetel und Alfred Paetel.

In den bisher erschienenen XXVII Abteilungen gelangten nachstehende Werke zur Ausgabe:

Abteilung I

Bodenstedt, Fr. v., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys.

***Sybel, H. v.**, Vorträge und Aufsätze.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

***Schmidt, Adolf**, Historische Epochen und Katastrophen.

***Reitlinger, Edm.**, Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.

***Löher, Franz v.**, Kampf um Paderborn 1597—1604.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

Abteilung II

***Richter, H. M.**, Geistesströmungen.

***Heyse, Paul**, Giuseppi Giusti, Gedichte.

***Bodenstedt, Fr. v.**, Shakespeares Frauencharaktere.

***Auerbach, Berthold**, Tausend Gedanken des Collaborators.

***Gutzkow, Carl**, Rückblicke auf mein Leben.

***Hoyns, Georg**, Die alte Welt.

***Frenzel, Karl**, Renaissance- und Rococo-Studien.

Abteilung III

Vambéry, Hermann, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Büchner, Ludwig, Aus dem Geistesleben der Tiere.

***Lindau, Paul**, Alfred de Musset.

Bodenstedt, Fr. v., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

***Goldbaum, W.**, Entlegene Culturen.

***Reclam, C.**, Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Abteilung IV

***Woltmann, Alfred**, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

***Dingelstedt, Franz**, Litterarisches Bilderbuch.

***Strodtmann, Ad.**, Lessing. Ein Lebensbild.

Lazarus, M., Ideale Fragen.

***Lenz, Oscar**, Skizzen aus Westafrika.

***Vogel, H. W.**, Lichtbilder nach der Natur.

Büchner, Ludwig, Liebesleben in der Tierwelt.

Abteilung V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Teil.)

Cassel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

***Werner, Reinhold**, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

***Lauser, W.**, Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Abteilung VI

*Lorm, Hieronymus, Der Abend zu Hause.

*Schmidt, Max, Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

*Genée, Rudolf, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

*Kreyßig, Friedrich, Litterarische Studien und Charakteristiken.

Abteilung VII

*Weber, M. M., Freiherr von, Vom rollenden Flügelrade.

*Ompteda, Ludwig, Freiherr von, Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

*Das moderne Ungarn. Herausgegeben von Ambros Neményi.

Abteilung VIII

Ehrlich, H., Lebenskunst und Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Teil.)

*Reuleaux, F., Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

Klein, Hermann J., Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Abteilung IX

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekröntes Werk.)

*Gottschall, Rud. v., Litterarische Totenklänge u. Lebensfragen.

Abteilung X

*Preyer, W., Aus Natur- u. Menschenleben.

*Jähns, Max, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

*Lotheißen, Ferdinand, Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen.

Abteilung XI

*Gneist, Rudolf v., Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güßfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahren 1859—1885.

*Meyer, M. Wilhelm, Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

*Brugsch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Abteilung XII

*Meyer, Jürgen Bona, Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

*Herrmann, Emanuel, Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirtschaft.

Büchner, Ludwig, Thatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Teil.)

Abteilung XIII

Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

Meyer, M. Wilh., Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

***Bodenstedt, Friedrich v.**, Erinnerungen aus meinem Leben. I. Band.

Abteilung XIV

***Falke, Jacob von**, Aus dem weiten Reiche der Kunst.

***Herrmann, Emanuel**, Sein und Werden in Raum und Zeit.

***Henne am Rhyn, O.**, Kulturgeschichtliche Skizzen.

***Preyer, W.**, Biologische Zeitfragen.

Abteilung XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Litterarisches. (Der „Modernen Oper" V. Teil.)

***Bodenstedt, Fr. v.**, Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

***Hellwald, Fr. v.**, Die Welt der Slawen.

***Spielhagen, Fr.**, Aus meiner Studienmappe.

Abteilung XVI

***Büchner, Ludwig**, Das goldene Zeitalter.

***Brugsch, H.**, Steininschrift u. Bibelwort.

***Meyer, M. Wilh.**, Mußestunden eines Naturfreundes.

***Sterne, Carus**, Natur und Kunst.

Abteilung XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers. (Der „Modernen Oper" VI. Teil.)

***Henne am Rhyn, O.**, Die Frau in der Kulturgeschichte.

***Gottschall, Rud. v.**, Studien zur neuen deutschen Litteratur.

***Falke, Jacob v.**, Geschichte des Geschmacks.

Abteilung XVIII

***Werner, Reinhold**, Auf fernen Meeren und Daheim.

***Ullrich, Titus**, Reisestudien.

***Jähns, Max**, Über Krieg, Frieden und Kultur.

***Dierckx, G.**, Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

Abteilung XIX

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. I. Band.

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. II. Band.

***Brugsch, H.**, Mein Leben und mein Wandern.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

Abteilung XX

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. I. Band.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. II. Band.

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. II. Band.

***Fitzner, Rud.**, Die Regentschaft Tunis.

Abteilung XXI

*Falke, Jacob von, Aus alter und neuer Zeit.
*Frenzel, Karl, Rokoko, Büsten und Bilder.
*Ehrlich, H., Modernes Musikleben.
*Wegener, Georg, Herbsttage in Andalusien.

Abteilung XXII

Hanslick, Ed., Fünf Jahre Musik. (Der „Modernen Oper" VII. Teil.)
*Dove, Karl, Südwest-Afrika.
*Herrmann, E., Das Geheimnis der Macht.
Ehlers, Otto E., Im Osten Asiens.

Abteilung XXIII

*Wegener, Georg, Zum ewigen Eise.
*Werner, R., Salzwasser. Erzählungen aus dem Seeleben.
*Hirschfeld, G., Aus dem Orient.
*Haacke, W., Aus der Schöpfungswerkstatt.

Abteilung XXIV

*Karpeles, Gustav, Litterarisches Wanderbuch.
*Dove, Karl, Vom Kap zum Nil.
*Seidel, A., Transvaal, die Südafrikanische Republik.
*Tanera, Karl, Aus drei Weltteilen.

Abteilung XXV

Hanslick, Ed., Am Ende des Jahrhunderts. (Der „Modernen Oper" VIII. Teil.)
*Zabel, Eugen, Russische Litteraturbilder.
*Below, Ernst, Mexiko. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt.
*Lindau, Paul, An der Westküste Kleinasiens.

Abteilung XXVI

*Gottschall, Rud. v., Zur Kritik des modernen Dramas.
Koenigsmarck, Graf Hans v., Japan und die Japaner.
*Münz, Sigmund, Römische Reminiscenzen.
Hanslick, Ed., Aus neuer und neuester Zeit. (Der „Modernen Oper" IX. Teil.)

Abteilung XXVII

Münz, Moderne Staatsmänner. Biographieen und Begegnungen.
Reuleaux, F., Aus Kunst und Welt. Vermischte kleinere Schriften.
Zimmermann, A., Weltpolitisches. Beiträge und Studien zur modernen Kolonialbewegung.
Wegener, Georg, Zur Kriegszeit durch China.

Unter der Presse befindet sich:

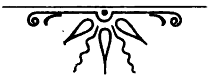
Meyer, M. Wilh., Der Untergang der Erde.

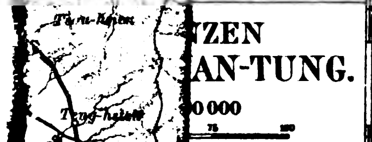
Bezugs-Erleichterung umstehend!

Bezugs-Erleichterung.

Damit die verehrlichen Mitglieder, welche dem Verein neu beitreten, Gelegenheit haben, sich aus den früher erschienenen Abteilungen die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Ladenpreise von 6—9 Mark** für den Band beschaffen zu können, haben wir bei einer **Auswahl** aus den mit einem * bezeichneten Bänden zur Erleichterung des Bezuges eine bedeutende Preisermäßigung eintreten lassen, und zwar in der Weise, daß nach freier Wahl

5	Bände	anstatt	30— 40	M.	jetzt	20	M.	kosten.
10	"	"	60— 80	"	"	35	"	"
15	"	"	90—120	"	"	50	"	"
20	"	"	120—160	"	"	65	"	"
25	"	"	150—200	"	"	80	"	"
30	"	"	180—240	"	"	95	"	"
35	"	"	210—280	"	"	110	"	"
40	"	"	240—320	"	"	125	"	"
50	"	"	300—400	"	"	155	"	"
60	"	"	360 - 480	"	"	183	"	"
70	"	"	420—560	"	"	210	"	"




SCHO
Tsu-hsien
Tung-hsien
ZEN
AN-TUNG.
0 000
Projekt

